Chir. 120

<36623711000016

<36623711000016

Bayer. Staatsbibliothek

Chur. 120.

R. Hamilton

über die Pflichten

der

Regimentschirurgen.

Aus dem Englischen frey übersetzt, und vorzüglich zum Gebrauche der österreichischen Feldchirurgen mit Anmerkungen versehen

von

Joh. Hunczovsky

k. k. Rath, Feldstabschirurgen, und öffentlichen Lehrer an der Josephinischen medizinisch-chirurgischen Akademie in Wien.

Wien,

bey Joseph Stahel, 1790.

Hamilton
Regiment
chirurgen

39 AS

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Vorbericht des Verfassers.

Ungeachtet viele vortrefliche Abhandlungen, besonders seit den letzten funfzehn Jahren, über die militärische Medizinalpraxis im Drucke erschienen sind, so findet sich doch keine darunter, deren Inhalt eigentlich die Pflichten der Militärchirurgen beträfe.

Die Neuheit des Gegenstandes könnte also schon einiger Maßen diesem Buche zur Empfehlung dienen; allein ich hoffe, daß es sich durch einen wesentlichen Vorzug, durch seine Nutzbarkeit, Beyfall erwerben wird. Es soll menschenfreundliches Betragen gegen die Soldaten, deren Stand, bey allem Anspruche auf Erkenntlich-

lichkeit des gemeinen Wesens, nicht eben beneidenswerth ist, einflößen, und überdem die Verbesserung des Charakters, des sittlichen Betragens der Chirurgen, so wie ihrer Lage, befördern.

Habe ich mir hin und wieder einige zu freymüthige Urtheile erlaubt, so bin ich dazu nicht etwa durch den Hang, irgend Jemand zu kränken, sondern durch den innigen Wunsch bewogen worden, den Militärchirurgen mehr Achtung zu verschaffen, und in Ansehung gewisser Umstände, um derer willen die Militärpraxis, vielleicht nicht ganz ohne Grund, Vorwürfen ausgesetzt ist, eine Reform zu veranlassen.

Es giebt zwar unter den Militärchirurgen Männer, die, wegen ihrer Eigenschaften und Fähigkeiten, Anspruch auf die höchsten Würden auf der medizinischen Laufbahne machen können; allein es ist auch nicht zu läugnen, daß viele, und vielleicht der größere Theil, ihre Stellen durch Wege erschlichen, die nicht zu billigen sind, und ohne hinlänglichen Fleiß angewandt zu haben, sich gehörig dazu zu bilden.

Auf

Auf diese Letztern beziehen sich die Bemerkungen, welche in diesem Buche vorkommen; denn ich glaube nicht ohne Grund, daß viele von ihnen wegen ihrer Jugend, ihrer Unwissenheit in den Pflichten des Standes, dem sie sich widmen, und wegen Mangel der erforderlichen Grundlage, die Ausübung ihrer Kunst nicht in dem wahren Lichte betrachten.

Die Sorge für die Erhaltung und Wiederherstellung der Gesundheit ist eine für die bürgerliche Gesellschaft höchst wichtige Sache. Der Arzt hat das Leben seiner Nebenmenschen unbeschränkt in seiner Hand, und das Publikum schenkt ihm oft auf sein bloßes Wort, und ohne alle Zeugnisse seiner Fähigkeit von Richtern, die ihn beurtheilen können, ein Zutrauen, das es in einem jeden weit minder wichtigen Geschäfte dem Anwerber solange versagt, bis man vorher Beweise seiner Geschicklichkeit gesehen hat.

Wird wohl Jemand einem vorgeblichen Handwerker eine Arbeit anvertrauen, ohne sich vorher

über-

überzeugt zu haben, daß er fähig sey, sie zu verfertigen? — Ehe der Tischler u. s. w. für sich selbst arbeiten darf, muß er, nach der eingeführten und von den Gesetzen bestätigten Gewohnheit, durch eine bestimmte Anzahl Jahre sich dazu vorbereitet haben.

Ist es aber nicht sonderbar, daß bey einem so ungleich wichtigern Geschäfte als die ausübende Arzeneykunde ist, nicht gleiche Verfügungen getroffen worden? — Der Handwerker kann allenfalls eine Arbeit verderben, wobey man höchstens den Werth verliehrt, den man leicht ertragen kann; allein der Unwissende, wenn er sich den Charakter des Arztes anmaßt, und seine Heilmittel ohne Beurtheilung und Wahl austheilt, raubt uns oft unwiederbringlich unsere Gesundheit, ja selbst unser Leben.

Die unzählbare Menge von Quacksalbern und Afterärzten, die, zur Schande der brittischen Gesetze bey allen gesitteten Nationen, täglich herumschwärmen, beweisen, daß die oben gemachte

Bemerkung, so hart sie auch scheint, nur gar zu wahr sey. Arkana werden an allen Ecken verkauft, und in allen Zeitungen gelobt. Die Marktschreyer, die täglich auf den Strassen gesehen werden, und mit frechen Versicherungen die Nachbarschaft beunruhigen, betrügen das unvorsichtige und leichtgläubige Volk, rauben ihm das, was es zu den Bedürfnissen des Lebens braucht, und versprechen dafür die Gesundheit, die sie zu geben, wie der Erfolg es zeigt, nichts weniger als fähig sind — Diese mögen auftreten und zeugen, in wie ferne meine Bemerkung gegründet ist oder nicht.

Ernstes Nachdenken über die Wichtigkeit des Zutrauens, welches man auf den Nahmen eines Arztes, er mag angesessen seyn, oder sich in der mehr unstäten Lage eines Militärpraktikers befinden, gab zu den in diesen Blättern enthaltenen Bemerkungen die erste Veranlassung. Verschiedene derselben dürften jedoch, wie ich zu fürchten Ursache habe, eben so wenig bey der Militärpraxis, als bey manchem angesessenen Praktiker in Städten und Dörfern, der das unverdiente Zutrauen des Publikums genießt, anwendbar seyn.

Die Bemerkungen, welche ich in Ansehung der Hauptabsicht dieses Werkes zu machen gewagt habe, sind Folgerungen meiner genauen Aufmerksamkeit auf den vor Augen gehabten Gegenstand. Meine Lage gab mir vielfältig Gelegenheit dazu an die Hand, obwohl ich nur wenige Jahre während des letzten Krieges bey der Armee angestellt war.

Ob ich meine Zeit beym Sammeln gut oder nicht gut angewendet, dieß zu entscheiden überlasse ich den Lesern. Dieses Werk mag übrigens aufgenommen werden, wie es wolle, so kann ich mit Wahrheit versichern, daß ich keine andere Absicht dabey hatte, als denen zu nützen, für die es geschrieben worden.

Diejenigen, welchen es vielleicht scheinen möchte, daß ich mich bey Kleinigkeiten zu lange aufgehalten, belieben zu bemerken, daß das, was dem ansäßigen Praktiker unbedeutend ist, dem Militärchirurgen sehr wichtig seyn könne. Dieses zu erklären, ist hier kein schicklicher Ort; es wird aber dem Leser selbst einleuchten, wenn er die Lage

des Letztern betrachtet, und sich auf einige Augenblicke an seine Stelle setzt.

Ich glaube dargethan zu haben, daß ein Militärchirurg alle Pflichten des Arztes ausüben muß. Hieraus erhellet, wie nöthig es sey, daß er sich gehörig dazu vorbereite, um sie gewissenhaft, rechtschaffen und genau zu erfüllen. In Ansehung der Trunkenheit habe ich meine Gedanken freymüthig geäußert. Ich fürchte nicht, deßhalb getadelt zu werden, da die Versuchung dazu bey der Armee groß ist. Und wie gefährlich ist es nicht, wenn der Arzt während eines Rausches Arzeneyen verschreibt?

Vielleicht wird man auch meine Erinnerungen in Ansehung der sorgfältigen Abtheilung der Arzeneyen für überflüßig halten; allein ich glaube, daß sie in einem Werke dieser Art schicklich einen Platz finden.

Der Nutzen der mit Sorgfalt und Vernunft angestellten Versuche muß Jedermann einleuchten, und ich glaube mich deßhalb, daß ich sie empfoh-

len,

len, nicht rechtfertigen zu dürfen. Was ich in Ansehung der vorräthig seyn sollenden Arzeneyen gesagt habe, ist, ich gestehe es, bey weitem nicht alles, was über diesen Gegenstand gesagt werden könnte. Ich habe nur diejenigen angegeben, deren ich mich von Zeit zu Zeit bediente, oder bedient haben würde, wenn ich sie gehabt hätte. Wegen dieser Unvollkommenheit muß ich mir vom Leser Nachsicht erbitten, und es der Einsicht der Militärchirurgen überlassen, das Mangelnde zu ersetzen.

Das Werk, von dem hier eine freye Uebersetzung erscheint, wurde von dem Verfasser blos zum Vortheil und zur Belehrung der englischen Militärchirurgen bestimmt.

Beym Durchlesen des Orginales fiel mir Manches auf, von dem ich glaubte, daß es auch unsern Feldchirurgen würde nützen können; und in dieser Rücksicht entschloß ich mich zu dessen Uebersetzung, jedoch mit dem Vorsatze, vieles von demjenigen, das blos auf England einen Bezug hat, oder gar nicht hieher gehört, wegzulassen —

Wieder-

Wiederhohlungen, deren eine Menge angetroffen werden, zu vermeiden — Anmerkungen beyzusetzen, um es dadurch für die österreichischen Feldchirurgen brauchbarer zu machen, und, wo möglich, die äußere Gestalt umzuändern, so, daß anstatt zweyen nur ein mäßiger Band daraus werden sollte.

Der Uebersetzer.

Verzeichniß

der in diesem Werke enthaltenen Kapitel.

Erstes Kapitel.

Enthält einige vorläufige Bemerkungen.

Zweytes Kapitel.

Von den Schwierigkeiten, die einem Regimentschirurgen bey der Verwaltung seines Amtes aufstossen.

Drit-

Drittes Kapitel.

Von den Kenntnissen und nöthigen Eigenschaften der Militärchirurgen.

Viertes Kapitel.

Von den Hindernissen, die sich den wissenschaftlichen Beschäftigungen des Chirurgen widersetzen.

Fünftes Kapitel.

Von der Trunkenheit, einem ungleich größern Laster an einem Wundarzte, als an irgend einer andern Person von der Armee.

Sechstes Kapitel.

Von den Arzeneyen und derselben Dosis.

Siebentes Kapitel.

Von den Leichenöffnungen.

Achtes

Achtes Kapitel.

Von den Instrumenten, und andern zur Militärpraxis erforderlichen Geräthschaften.

Neuntes Kapitel.

Von den zur Heilkunde erforderlichen Wissenschaften überhaupt, und von dem Nutzen des Lesens für Feldchirurgen.

Zehntes Kapitel.

Vom Nutzen, den die Regimentschirurgen aus der Bekanntschaft und dem Umgange mit den am Orte ihrer Standquartiere wohnhaften Aerzten und Wundärzten ziehen können.

Eilftes Kapitel.

Von der Nothwendigkeit und dem Nutzen eines medizinischen Tagebuches der Chirurgen bey der Militärpraxis.

Zwölftes Kapitel.

Von den Bestrafungen der Soldaten, in sofern sie den Chirurgen angehen.

Dreyzehntes Kapitel.

Vom Nutzen der Versuche, und von dem Schädlichen voreiliger Voraussagen.

Erstes Kapitel.

Enthält einige vorläufige Bemerkungen.

Daß mehr Soldaten aus Mangel einer angemessenen Behandlung in ihren Krankheiten, als durch die Waffen, oder daß, wie sich ein sinnreicher Schriftsteller ausdrückt, mehr durch Lanzetten als durch Lanzen umkommen, ist eine alte Bemerkung. Inzwischen fürchte ich, daß sie auch noch in unsern Zeiten allzuwahr ist, und alsdenn verdient sie unstreitig die Aufmerksamkeit des Staates. Dieser sollte die medizinische Behandlung der Soldaten durch zweckmässigere Einrichtungen überhaupt, besonders aber dadurch, daß er denjenigen, die sich derselben widmen, durch Verbesserung ihrer Lage, mehr Aufmunterung verschaft, auf einen vortheilhaften Fuß setzen. (1)

Wenn die unmasgeblichen Gedanken, die ich über diesen Gegenstand mittheile, fähigere Männer anreizen, dieselben genauer auseinander zu setzen; und wenn ich auf diese Art zur Beförderung des allgemeinen Wohls etwas beytragen kann, so ist mein Wunsch befriedigt, und der Endzweck dieses Buches erreicht.

Ich bin weit entfernt, durch meine Bemerkungen irgend jemand beleidigen zu wollen; doch werde ich offenherzig und freymüthig alles sagen, was meiner Einsicht nach zur Verbesserung der medizinischen Behandlung des Soldaten etwas beytragen könnte. Edle, einsichtsvolle Militärchirurgen werden mir deswegen ihren Beyfall nicht versagen, und dieser allein wird mich für die schiefen Urtheile anderer schadlos halten.

Vorläufig muß ich eine allgemeine Uebersicht der itzigen medizinischen Einrichtung bey dem Militär vorausschicken.

Bey jedem Regimente ist ein Regimentschirurg nebst einem Gehülfen zur Besorgung der Kranken angestellt. Ersterer hat täglich vier Schilling, und der andere drey Schilling, sechs Pence Gehalt. Hievon wird jedoch zu gewissen Bestimmungen dem Regimentschirurgen täglich 1 Schilling, und dem Gehülfen werden 6 Pence abgezogen, und so bleibt jedem wöchentlich eine Guinee zur Befriedigung seiner Bedürfnisse übrig.

Dieser

Dieser Abzug übertrift zwar den Betrag seiner Bestimmung, und deswegen sollte ihm auch am Ende des Jahres der Ueberschuß zurückgegeben werden; allein dieß geschieht nie unter zwey Jahren, oft erst im dritten, und zuweilen auch noch später. Der Abzug vom Gehalte des Regimentschirurgen beträgt jährlich ungefähr sechs Guineen, und jener des Gehülfen die Hälfte. Ein Theil davon wird zwar zu lobenswerthen Absichten verwendet; der andere hingegen zu solchen, die billig aufhören sollten.

Beyde Chirurgen haben den Rang der Subalternoffiziere, und in Ansehung der Subordination steht der Regimentschirurg unter dem jüngsten Fähnrich, ja sogar unter dem Quartiermeister und Adjudanten. Der Gehülfe ist dem Regimentschirurgen untergeordnet.

Das Anstellungsdekret des Regimentschirurgen wird vom Kriegssekretär, oder ausserhalb Landes vom Kommandant en chef; das des Gehülfen aber nur vom Obersten seines Regiments unterzeichnet. Letzterer ist daher manchen Unannehmlichkeiten unterworfen, von welchem ersterer, der seine Anstellung von höherer Hand erhält, befreyet ist. Doch davon nachher ein mehreres. (2)

Der Regimentschirurg oder sein Gehülfe muß jedesmal zugegen seyn, wenn ein Gemeiner Verbrechen halber gepeitscht wird. Er muß auf den

Delinquenten Acht geben, und wenn er bemerkt, daß desselben Leben in Gefahr kömmt, der Bestrafung Einhalt thun. Der kommandirende Offizier muß in diesem Falle seinem Ausspruche Folge leisten, wenn auch die nach dem Kriegsrecht verhängte Strafe noch nicht ganz vollzogen wäre.

Beym Exerciren müssen beyde zugegen seyn, damit sie, wenn sich die Soldaten zufällig verletzen, oder vor Mattigkeit nicht im Stande sind, bis zum Ende auszuhalten, sogleich Hülfe leisten können. (3)

Jedes Regiment hat für seine Kranken ein Hospital, wenn anders am Standorte desselben ein schickliches Haus dazu gefunden wird. Zu Bestreitung des Zinses sind einigen Regimentern, oder wo ich nicht irre, jedem 30 Pfund angewiesen. Der etwanige Ueberschuß wird auf Wein für die Kranken, oder auf nöthige Geräthe im Spitale verwendet. Ausserdem zahlt die Regierung auch noch — jedoch nur bey einigen Regimentern — täglich sechs Pence für eine Krankenwärterinn, die am Spitale unumgänglich nöthig ist.

Zur Anschaffung der nöthigen Arzneyen zahlt jeder Gemeine monatlich einen Pence; jeder Subaltern-Offizier einen Pence drey Ferth. Nach der Einrichtung im letzten Kriege betrugen die jährlichen Ausgaben bey einem Regimente von 636 Mann, achzig Pfund Sterling, sechs Pence. Nach

der

der itzigen Einrichtung beym Frieden machen sie bey verschiedenen Regimentern nicht über zehn Pfund aus. Im Reglement für die Armee, so im Jahre 1783 gedruckt ward, ist die Verfügung getroffen worden, daß dem Regimentschirurgen bey einem Regimente, wo die Kompagnie 50 Mann oder weniger stark ist, jährlich anstatt des ebenerwähnten Abzuggeldes (Pencemoney) 70 Pfund gegeben werden, und wenn das Regiment stärker ist, wird die Summe verhältnißmäßig erhöhet. Steht das Regiment im Lager, so wird noch eine Kiste mit Arzneyen als eine Beyhülfe verabfolget.

Während des letzten Krieges bestand ein vollständiges Feldregiment aus 636 Gemeinen, 48 Korporals, 26 Trommelschlägern, und 36 Sergeanten; überhaupt also aus 746 Mann.

In Rücksicht der oben angegebenen Zahl eines vollständigen Regiments nehme ich die Menge der Kranken bey demselben überhaupt täglich auf 100 an; obwohl sie sich in 20 Jahren nicht so hoch beläuft, und man fast immer weniger als die Hälfte von der hier angenommenen Zahl im Spitale antrift. Von diesen 100 Köpfen bedarf die Hälfte gar keiner medizinischen Hülfe, weil der Gebrauch eingeführt ist, alle zum Dienst Untaugliche, sie mögen krank seyn oder nicht, so wie auch jene, die sich wegen Mangel an Schuhen oder andern

Nothwendigkeiten in dem Spitale befinden, auf die Liste des Chirurgen zu bringen, um desto bequemer für sie die Rechnung legen zu können. Unter 50 als Krank angenommenen befindet sich oft über ein Drittel mit ganz unbedeutenden Verletzungen, deren Besorgung folglich dem Chirurgen nicht viel Mühe macht, und er hat Zeit genug, sich für die wirklich Kranken mit aller erforderlichen Sorgfalt und Aufmerksamkeit zu verwenden. Ist das Regiment nur halb vollzählig, so wird, nach eben dieser Berechnung, die Zahl der Kranken im Durchschnitte nicht über 25 steigen.

Aus diesem erhellet, daß der Chirurg Zeit genug hat, die wirklich Kranken zu besuchen, über die Krankheiten selbst so, wie über die Wirkungen der Arzneyen, nachzudenken, und benöthigten Falls diejenigen Schriftsteller, die davon geschrieben haben, nachzuschlagen. Die Spitalchirurgen in grossen Städten haben unstreitig mehr Arbeit, da sie einmal im Spitale selbst eine größere Anzahl Kranke besorgen müssen, und auch nicht selten eine starke Privatpraxin haben, wo ihnen durch die Entlegenheit, in welcher sich die Patienten voneinander befinden, viele Zeit geraubt wird; und da übrigens das Geschäft des Regimentschirurgen zwischen ihm und seinem Gehülfen getheilt ist, und die Last davon gemeiniglich auf letztern allein fällt, so wird ersterer selten eine gegründete Ursache haben, sich

über

über allzuviele Arbeit zu beschweren, wenn er nach der angenommenen Rechnung, die ehe zu hoch als zu nieder ist, so wenige Patienten im Spitale hat. (4)

(1) Es ist leider! mehr als zu wahr, daß von jeher bey den Armeen, vorzüglich aber zu Kriegszeiten eine Menge unwissender Menschen als Chirurgen in Sold genommen wurden, die nichts weniger als diese Benennung verdienten. Forestus sagt, daß während der Kriege in den Niederlanden mehr Soldaten durch die Unerfahrenheit der Chirurgen, als durch die feindlichen Waffen umgekommen seyen. Langius erzählt, daß das nämliche in den ungarischen Kriegen geschehen sey, und er setzt hinzu, daß es beklagenswerth war, daß man solche Mörder, die, statt die Krankheiten zu vermindern, dieselben vermehrten, und unter deren Händen manche an sich unbedeutende Gebrechen tödtlich wurden, dulden mußte.

Coberus spricht in seinen Beobachtungen in einem hohen Grade von Erbitterung von der Schaar der rohen Empiriker, welchen bey der Armee das Heilungsgeschäft gemeiniglich anvertraut worden, und er klaget laut, daß von den Befehlshabern diesem Fehler nicht nur nicht entgegengearbeitet, sondern daß er vielmehr durch sie noch gehegt wurde, weil sie überhaupt nur solche Chirurgen zu bekommen suchten, die sich mit einem monatlichen Gehalt von 6. 8, oder höchstens 10 Gulden befriedigen ließen; ein Gehalt, für welchen sich gewiß kein Mensch, der seiner Kunst gewachsen ist, dem an und für sich selbst schon beschwerlichen Dienste eines Feldchirurgen, jemals

mals unterziehen wird; er fügt noch ferner bey, daß nicht selten die Befehlshaber diese übel angebrachte Oekonomie theuer bezahlen musten, weil sie, im Fall sie selbst von einer Krankheit überfallen wurden, von solchen rohen und unwissenden Empirikern behandelt, gemartert und oft in die andere Welt geschickt wurden; daher konnte er auch nicht umhin die Befehlshaber ernstlich zu ermahnen, in Zukunft auf ihre eigene, so wie auf der Soldaten, Gesundheit mehr Sorgfalt zu verwenden, und daß sie, wenn es nöthig sey, Chirurgen anzustellen, nicht jene vorziehen sollten, die sich anheischig machen, die Behandlung der Kranken um einen sehr niedern Gehalt zu übernehmen.

In den letztern Kriegen, in die Maria Theresia höchstseligen Angedenkens verwickelt wurde, äusserte sich ein ausserordentlicher Mangel an Militärchirurgen. Man sah sich genöthigt, viele Stabschirurgen aus Frankreich zu verschreiben; allein ihre Anzahl war nicht hinlänglich, und dem Uebel ward damit auch nur zum Theil abgeholfen, weil meistens die untergeordneten Chirurgen nicht die nöthigen Kenntnisse hatten. In dem Feldzuge vom Jah. 1778. wo Se. Majestät der höchstselige Monarch selbst Gelegenheit hatten, das Elend des kranken Kriegers mit anzusehen, fiel Ihm der ausserordentliche Abgang fähiger Chirurgen so auf, daß Höchstdieselben damals beschloßen, in Wien eine ordentliche medizinisch-chirurgische Pflanzschule zu errichten. Herr Hofrath und Ritter von Brambilla entwarf den nöthigen Plan dazu, nach welchem diese Lehranstalt, die einstens die Armee vor dem Mangel an tüchtigen Chirurgen schützen sollte, eingerichtet wurde. Man fieng auch schon wirklich an, die heilsamen Wirkungen

gen dieses Instituts zu bemerken. Zöglinge, die einige Jahre lang den nöthigen Unterricht an der Schule bekommen, und sich eine geraume Zeitlang unter der Anleitung erfahrner Lehrer in der Besorgung der Kranken geübt hatten, wurden zu den Regimentern abgeschickt, und man äusserte überall viele Zufriedenheit über sie, mit dem beygefügten Wunsche, nur viele solcher angehenden Chirurgen zu haben. Seit dieser Epoche wurde auch kein Regimentschirurg angestellt, wenn er nicht vorläufig den medizinisch-chirurgischen Lehrkurs gehört, und sich einer ordentlichen Prüfung unterzogen hatte. Ferner sollte in Zukunft kein Stabschirurg angestellt werden, es sey denn, daß er zuvor den Doktorgrad in der Chirurgie erhalten hätte.

Ich bemerkte oben, daß man den Nutzen von dieser heilsamen Einrichtung einzusehen anfieng; denn der gegenwärtige Krieg entstand zu frühe, um denselben in seinem ganzen Umfange zu empfinden; der Vorrath von gebildeten Chirurgen war noch zu klein, und bey dem Ausbruche des Krieges, wo man auf einmal einer beträchtlichen Anzahl Chirurgen nöthig hatte, war es unmöglich, die Zöglinge lange Zeit in der Schule zu behalten; man war vielmehr gezwunger, solche, da sie sich kaum die allernöthigsten Kenntnisse zugelegt hatten, zur Armee abzuschicken. Inzwischen wurden die Stellen der Regimentschirurgen bisher noch immer mit solchen Männern besetzt, die schon mehrere Jahre hindurch die Chirurgie ausgeübt, den zweyjährigen medizinisch-chirurgischen Lehrkurs vollendet, und in den Prüfungen sich den Beyfall des Direktors, und der sämmtlichen Professoren erworben haben. Wenn die Regimentschi-

chirurgen sowohl für das Wohl, als für den Unterricht der ihnen Untergeordneten, gehörig und freundschaftlich sorgen, so kann die Lage der Letztern ungemein verbessert werden, besonders wenn sie sich bemühen, dasjenige, was ihnen an Unterricht abgeht, unter der Anleitung geschickter Regimentschirurgen nachzuholen.

Was übrigens bey einem ausbrechenden Kriege dem Mangel an gebildeten Unterchirurgen um ein merkliches abhelfen könnte, wäre meiner Meinung nach dieses, wenn auch in Friedenszeiten bey einer jeden Kompagnie ein Unterchirurg angestellt würde, so wie es wirklich kurz vor dem Ausbruche des gegenwärtigen Krieges bey den kroatischen Regimentern geschehen ist. Da jedes einzelne Regiment sein eigenes Spital hat, so könnten sie darin durch ihre Vorgesetzten nicht nur zu chirurgischen Verrichtungen, sondern auch zu anatomischen Uebungen angehalten werden; und da ohnehin eine allerhöchste Verordnung bestehet, daß alle Regimentschirurgen suchen sollen, sich in den Stand zu setzen, um ihren Untergeordneten sowohl theoretischen als praktischen Unterricht ertheilen zu können, so würde man in diesem Falle hinlänglich Grund haben, zu hoffen, daß bey einer solchen Menge von Filialschulen auch eine beträchtliche Anzahl guter Chirurgen könnte gebildet werden.

Es ist zwar wahr, daß in Friedenszeiten die Kompagnien nicht vollzählig sind, so zwar, daß 1 Unterchirurg leicht im Stande ist, zwey Kompagnien zu versehen; allein bey dem Ausbruche eines Krieges kömmt die beurlaubte Mannschaft so zu sagen auf

einen

einen Ruf zusammen, und die Kompagnien werden in kurzer Zeit vollzählig. Eine ganz andere Beschaffenheit hat es aber mit gebildeten Chirurgen, die man, wenn deren nicht eine hinlängliche Anzahl schon in Friedenszeiten bey der Armee vorhanden ist, nicht so geschwind herbeyzuschaffen im Stande ist; und deswegen sollten auch immer bey der Armee mehr Chirurgen angestellt werden, als zum wirklichen Dienste unumgänglich nothwendig sind, in der Voraussetzung, daß ein Chirurg, der sich zu künftigen nöthigen Diensten vorbereitet und ausbildet, eben so gut einen Lohn verdient, als der Krieger, dem man bloß deswegen in Friedenszeiten Unterhalt giebt, um ihn bey jedem ausbrechenden Kriege brauchen zu können.

a) Da eine Guinee nach dem österreichischen Müntzfuße 9 fl., ein Schilling 24 kr. und ein Pence 2 kr. beträgt, so kann man den monatlichen Gehalt eines jeden in englischen Diensten angestellten Feldchirurgen, nach Abzug der Gebühr, auf 36 Gulden unseres Geldes rechnen. Ehe ich von dem Gehalte des in österreichischen Diensten stehenden chirurgischen Personals rede, will es nöthig seyn, den verschiedenen Rang, nach welchem dasselbe seine Dienste zu verrichten hat, anzuführen.

Bey der Armee giebt es Stabschirurgen, Regiments = Ba aillons = und Unterchirurgen, bey den Kavallerie = Regimentern sind nebst den Regimentschirurgen, Ober = und Unterchirurgen angestellt. Die Unterchirurgen werden unmittelbar von dem Protochirurg zu den Regimentern abgeschickt; jedes Regiment wählt aber aus den dabey angestellten Unterchirurgen die Bataillonschirurgen, und schlägt solche dem=

demselben zur Approbation vor. So schlägt auch jedes Regiment, wenn sich ein dazu geeigneter Mann vorfindet, dem Protochirurg einen Regimentschirurgen vor, welcher bey dem Hofkriegsrath den nöthigen Vortrag darüber macht, worauf dessen Bestätigung erfolgt. Sollte sich aber kein Individuum bey dem Regiment befinden, das die einem Regimentschirurgen nöthigen Eigenschaften hätte, so hängt es gänzlich von dem Protochirurg ab, einen geschickten Mann dazu vorzuschlagen. Zu Stabschirurgen werden von ihm solche Männer vorgeschlagen, die schon mehrere Jahre mit Ruhm als Regimentschirurgen gedient haben, auf welchen Vorschlag auch die hofkriegsräthliche Bestätigung erfolgt.

In Friedenszeiten befindet sich in einer jeden Hauptstadt der verschiedenen Provinzen ein Stabschirurg, der das Garnisonspital zu besorgen, und die Oberaufsicht über die etwa dabey angestellten Regimentschirurgen hat, und dem folglich auch alle im Spital dienende Bataillons- und Unterchirurgen untergeordnet sind. In Kriegszeiten ist in einem jeden von den hier und da errichteten Hauptspitälern ein Feldstabschirurg angestellt, wo er die Oberaufsicht über alles, was nur immer in das Medizinisch-Chirurgische einschlägt, hat, und für alles haften muß, daher ihm auch die Regimentschirurgen untergeordnet sind. In einem jeden Filialspital ist ein Regimentschirurg, der vorzügliche Verdienste hat, der die Stelle eines Stabschirurgen vertritt, aber nur in solang, als gedachtes Spital besteht; denn sobald es aufgehoben wird, geht er wieder in seiner vorigen Eigenschaft zu seinem Regiment zurück.

Alle sind in Rücksicht auf die medizinisch-chirurgischen Verfügungen dem Protochirurg untergeordnet; was das übrige betrift, hängen sie aber alle theils von dem Hofkriegsrathe, theils von ihren respective Kommandirenden ab.

Die angestellten Stabschirurgen genießen zu Friedenszeiten 600 fl. Gehalt, und haben überdies freyes Quartier. In Kriegszeiten beziehen sie einen Gehalt von 1200 fl. und erhalten auch 4 Pferd- und 4 Brodportionen.

Die Regimentschirurgen haben in Friedenszeiten sammt der Zulage 600 fl. Gehalt, ausser diejenigen, die bey den Gränztruppen in Hungarn, Sklavonien und im Bannat angestellt sind, als welche um etwas weniger bekommen. In Kriegszeiten bekömmt jeder Regimentschirurg 3 Pferd- und zwey Brodportionen.

Von den Bataillonschirurgen, deren zu Friedenszeiten zwey, in Kriegszeiten aber drey bey jedem Regiment angestellt sind, bekömmt ein jeder sammt der Zulage 20 fl. monatlichen Gehalt. In Kriegszeiten wird ihnen nebst 1 Brod- auch 1 Pferdportion verabfolget. Die Oberchirurgenstellen bey der Kavallerie werden nur in Kriegszeiten besetzt, und bloß die Karabinierregimenter haben in Friedenszeiten Oberchirurgen, welche nebst Brod- und Pferdportion an Gage und Feldbeytrag 16 fl. monatlich bekom̃en.

Ein jedes Infanterieregiment hat in Friedenszeiten 8 Unterchirurgen. In Kriegszeiten wird aber bey einer jeden Kompagnie, die nach dem Kriegsfuß aus 200 Mann besteht, einer angestellt.

Die

Die Unterchirurgen genießen in Friedenszeiten 14 fl. monatlichen Gehalt, und bekommen überdies noch eine Brodportion, Quartier, Bett und Holz; in Kriegszeiten haben sie aber 15 fl. Gehalt. In den Feldspitälern werden auch Praktikanten mit 12 fl. monatlichen Gehalt und einer Brodportion angestellt. Während des gegenwärtigen Türkenkrieges haben Se. Majestät den sowohl in den Spitälern, als bey den Feldregimentern angestellten Bataillons- und Oberchirurgen eine monatliche Zulage von 3 Gulden, den Unterchirurgen und Praktikanten aber 2 fl. 30 kr. gnädigst bewilliget.

Den Stabschirurgen sowohl, als den Regimentschirurgen wird von ihrem Gehalt die Arrha mit 5 Gulden pr. Cent. abgezogen, welcher Abzug dazu verwendet wird, um den Fond der Pensionen zu vermehren. Bey einigen Regimentern wird den Unterchirurgen 1 Gulden monatlich abgezogen, in solang, bis der Abzug wenigstens eine Summe von 100 fl. beträgt, welches Geld ihnen in der Regimentskasse aufbewahrt wird, in der Absicht, damit sie, im Fall ein Krieg entsteht, sich damit equipiren können; wenn sich dieser Fall aber nicht ereignet, so bekommen sie dieses Geld bey jeder andern Gelegenheit, wo sie dessen bedürftig sind, heraus.

Durch das im Jahre 1783 erlassene k. k. Dekret, (Kraft welches nicht nur den Stabs- und Regimentschirurgen, sondern auch den Bataillonschirurgen, die der letztern Stelle vertreten, erlaubt wurde, auch bey dem bürgerlichen Stande sowohl äusserliche als innerliche Krankheiten zu behandeln, und den Unterchirurgen überhaupt die Rechte der bürgerlichen

Wund-

Wundärzte zugestanden wurden) haben Se. Majestät der nun verklärte Monarch hinlänglich das gnädigste Zutrauen geäussert, welches Dieselbe auf die Feldchirurgen setzten; es wäre also ein unverzeihliches Verbrechen, wenn sich diese nicht bestreben sollten, sich dieser höchsten Gnade durch die thätigste Verwendung, und durch ein kluges, sittliches Betragen mit jedem Tage würdiger zu machen.

(3) Bey uns werden Unterchirurgen auf den Exercierplatz kommandiret, zwey, wenn das ganze Regiment, und einer, wenn nur ein Bataillon ausrückt. Wenn sich ein Soldat, der zu irgend einer Regimentsstrafe kondemnirt ist, krank meldet, so wird er von dem Chirurgen untersucht, und wenn dieser findet, daß die Aussage des Delinquenten Grund hat, so wird die Strafe verschoben; sollte aber eine solche kränkliche Beschaffenheit an ihm entdeckt werden, wodurch der Delinquent ohne Gefahr die ihm bestimmte Strafe auszustehen nie im Staude seyn würde, so wird auf den Rapport des Chirurgen diese Strafe in eine andere umgeändert.

(4) In den österreichischen Erblanden findet man zu Friedenszeiten an den meisten Orten, wo eine beträchtliche Garnison steht, sehr gute und schöne Spitalgebäude, die theils vom Grund aus neu erbauet worden, theils wurden die leeren Klostergebäude, die durchgehends in einer guten Gegend liegen, dazu ausersehen, die mit wenigen Kosten zu dieser Absicht eingerichtet werden konnten.

In Kriegszeiten werden geräumige herrschaftliche Wohnsitze, oder auch Kirchen dazu genommen, wobey

man allzeit auf solche Orte sein Hauptaugenmerk nimmt, wo die meisten Bequemlichkeiten angetroffen werden. In solchen Gegenden, wo weder herrschaftliche Schlösser, noch Kirchen zu finden sind, wie z. B. dort, wo dermalen der Krieg mit den Türken geführt wird, wurden hölzerne Baraken in Vorschlag gebracht, deren Gebrauch man nützlich gefunden hat.

Obschon die Anzahl der Kranken, die bey einem jeden österreichischen Regiment vorkömmt, ungleich größer ist, als die, welche Hamilton von den englischen Regimentern angegeben hat, so wird sich dennoch in Friedenszeiten der Fall nicht oft ereignen, daß die Chirurgen dadurch in ihrem Studium gehindert würden.

Die Zahl der Chirurgen bleibt verhältnißmäßig, und es hängt blos von der Einsicht der Stabs- und Regimentschirurgen ab, um die ihnen untergeordneten Unterchirurgen in den zum Dienst gehörigen Sachen gut zu leiten, dieselben auf eine kluge Art in den verschiedenen Standorten zu vertheilen, solche davon ablösen zu lassen, und auf diese Weise die angehenden Chirurgen im Dienste aufzumuntern und zu immer thätigerer Verwendung anzuspornen.

Zweytes Kapitel.

Von den Schwierigkeiten, die einem Regimentschirurgen bey der Verwaltung seines Amtes aufstossen.

Nach den in dem ersten Kapitel vorausgeschickten Bemerkungen schreite ich nun zu den Unannehmlichkeiten über, die mit dem Dienste eines Feldchirurgen verbunden sind.

Ein Regimentschirurg, der die Pflichten seines Amtes gewissenhaft zu erfüllen trachtet, wird nicht selten Schwierigkeiten finden, die den glücklichen Erfolg seiner Bemühungen hindern, und die zum Theil auch erheblich genug sind, einem Manne, der Gefühl für Ehre und Menschenliebe besitzt, misvergnügte, trübe Stunden zu verursachen.

Die traurige Lage kranker Soldaten, wenn sie, aus Mangel eines Spitals — ein Fall, der oft Statt hat, da die Bürger sehr ungern ihre Häuser dazu einräumen — in ihren Quartieren behandelt werden müßen, ist eins der vorzüglichsten Hindernisse, die sich dem Bemühen des Chirurgen widersetzen. In England und Schottland werden die

Soldaten in die öffentlichen Gasthäuser verlegt. Die Wirthe sehen ihre Gäste, von denen sie wirklich keinen Nutzen haben, als lästige Störer ihres Gewerbes an, und man kann also leicht erachten, wie wenig Rücksicht sie auf derselben Gesundheit und Bequemlichkeit haben werden. Zu ihrem Aufenthalte ist mehrentheils ein Behältniß zu ebener Erde bestimmt, das wegen der feuchten, dumpfen Beschaffenheit, und der äußerst verdorbenen Luft, zu keinem andern Gebrauche tauglich ist. Die Betten sind schmutzig und so elend, daß sie im Winter den Körper keinesweges wider die Kälte schützen können, und alle andere Bedürfniße, welche sie von ihren Wirthen erhalten, besonders das dünne Bier, sind meistentheils schlecht und verdorben. Kann man bey diesen, gewiß nicht übertriebenen Umständen wohl erwarten, daß das angelegentlichste Bemühen des Chirurgen, den kranken Soldaten zu ihrer Gesundheit zu verhelfen, den erwünschten Erfolg haben werde? So sehr die reine Luft die Genesung, besonders bey Fieberkranken, befördert, eben so sehr hemmt dieselbe eine unreine, und verdorbene, wodurch sonst unbedeutende Zufälle oft in tödliche Krankheiten ausarten. Eine Wahrheit, von der die Erfahrung jeden Regimentschirurgen schon wird überzeuget haben, und die ich, wenn es nöthig wäre, mit einer ganzen Reihe chirurgischer Beyspiele bestätigen könnte. (1)

Der Mangel an guter Wartung ist ein zweytes Hinderniß, das oft die Kur kranker Soldaten erschweret. Eine geschickte, sorgfältige Wärterinn kann nicht allein die Beschwerden eines Kranken um vieles mildern; sondern selbst auch durch ihre Sorgfalt die Kur befördern und beschleunigen. Eine ihrer vorzüglichsten Pflichten ist es, dem Kranken die Arzneyen, nach der Vorschrift des Chirurgen, zu gehöriger Zeit und in gehöriger Dosis zu geben.

Die Krankenwärterinn muß überdem den Kranken unterstützen, wenn er zur Verrichtung der Nothdurft aus dem Bette steigt, damit er nicht falle, sich nicht zu sehr anstrenge, erkälte, beschmutze, oder naß mache; sie muß darauf sehen, daß er immer eine gute Lage habe, für die Reinlichkeit des Mundes, der Zunge, der Zähne sorgen; wenn ihm Blasenpflaster gelegt worden, oder er sonst Geschwüre hat, die, sie mögen natürliche oder künstliche seyn, geflißentlich aufgehalten werden, so muß sie diese mit aller Schonung verbinden und rein halten; endlich ihm leichte, erquickende Speisen bereiten, die oft zur Unterstützung der Kräfte nothwendig sind, und die er sonst von niemand, am wenigsten von seinen Wirthen erwarten darf. Alle diese und noch viele andere kleine Dienste dieser Art, die sie dem Kranken leisten kann und muß, so unerheblich sie auch scheinen,

tragen doch, wenn sie gehörig geleistet werden, vieles dazu bey, die Leiden des Kranken zu mildern, und seine Wiederherstellung zu befördern.

Endlich da der Chirurg einen Kranken des Tages nur ein, höchstens zweymal sieht, so kann die Wärterinn, da ihre Pflicht es fordert, stets um den Kranken zu seyn, jenem am besten Auskunft geben, was für Erscheinungen sich in seiner Abwesenheit beym Kranken geäußert haben. Sie muß deßhalb auf die Beschaffenheit und Dauer seines Schlafs, auf die Verfaßung seiner Sinne beym Erwachen, ob sie verwirrt sind oder nicht, und auf andere Umstände Acht geben. Eine genaue Aufmerksamkeit auf alle Erscheinungen, die bey einem Kranken vorkommen, ist unumgänglich nöthig, da ein getreuer Bericht davon den Chirurg in der Wahl der Arzneyen, in der Bestimmung seiner Anzeigen und seiner Vorausage leiten kann.

Ich habe hier von Wärterinnen geredet, da meiner Einsicht nach diese den Vorzug vor männlichen Wärtern verdienen: doch da sie nicht immer bey der Armee zu haben sind, so können die sogenannten Ordonnanzen ihre Stellen vertreten, nur müßten fähige Männer dazu gewählt, und diese nicht alle acht Tage, oder wohl gar noch in kürzerer Frist, abgelöset werden. Die Dienste eines Wärters erfordern Geschicklichkeiten, die sich nicht in einer so kurzen Zeit erlernen lassen, und die eigent-

gentlich nur durch anhaltende Uebung erlangt werden. Bey einigen Regimentern ist der Gebrauch eingeführt, daß die Soldaten der Reihe nach, jeder 24 Stunden, die Kranken warten müßen. Ein unschicklicher Gebrauch. Wie kann man hoffen, daß ein roher, ungebildeter, fühlloser Soldat, dem noch dazu dieser Dienst aus mehr als einem Grunde zuwider ist, guten Willen und Geschicklichkeit genug besitzen werde, die erst erwähnten Pflichten eines Wärters zu erfüllen? Und wie leicht kann also nicht, durch Unwissenheit oder Nachlässigkeit eines solchen, besonders wenn etwa eine kritische Veränderung der Krankheit vorgeht, ein unverbeßerliches, in seinen Folgen tödtliches Versehen begangen werden! (2)

Unter allen herzstärkenden Mitteln gebührt dem Weine der Vorzug. Zur Anschaffung desselben ist der Ueberschuß von den zum Zinß des Spitals bestimmten 30 Pf. St. gewidmet: allein dieser ist oft so unbeträchtlich, besonders weil von dieser Summe noch die Wärterinn bezahlt werden muß, daß damit wenig ausgerichtet werden kann. So sicher es ist, daß der Wein bey gewißen Krankheiten, z. B. bey schleichenden Nerven- und Faulfiebern, anhaltend und in gehöriger Menge gegeben, dem Fortgang derselben Einhalt thut, oder wenigstens die Lebenskräfte zur längern Ertragung derselben stärkt; so würde sich doch der Chirurg einer sehr

uns

unangenehmen Erinnerung aussetzen, wenn er eine Zeitlang wöchentlich drey oder vier Flaschen davon verordnete; und doch ist dieses sonst heilsame Mittel unwirksam, wenn man zu wenig davon verschreibt. (3)

Auch in den Regimentsspitälern muß der Chirurg Schwierigkeiten erwarten. Da sie nie lange an einem Orte bleiben, sondern mit den Regimentern verlegt werden, so ist es nicht möglich, daß sie gehörig und zweckmäßig eingerichtet werden könnten. In den meisten Fällen ist das Spital ein zu enges, oder aber zu lüftiges Gebäude. Ich erinnere mich eines gesehen zu haben, das aus zweyen kaum sechs Schuh hohen, und zwölf bis funfzehn Fuß breiten Zimmern bestand. In jedem lagen nicht weniger als zwölf Mann. Die Betten standen so nahe an einander, daß sie nur eines auszumachen schienen. In diesem engen Raume lagen Kranke mit hitzigen und chronischen Krankheiten; auch solche, die durch Spitzruthen gelaufen waren, und deren eiternder Rücken den unerträglichsten Gestank verbreitete, lagen hier. Mitunter befanden sich auch einige, deren Zufälle am wenigsten für ein Spital geeignet waren. — Nach der neuen Einrichtung muß der Chirurg jeden Kranken aufnehmen, den ihm der Offizier schickt, und wenn auch das Spital für sie der unangemessenste Ort wäre. Wie sehr müßen diese Umstände die Heilung

hitzi-

hitziger und chronischer Krankheiten verzögern und erschweren, da eine eingeschränkte, vorzüglich aber oft ein- und ausgeathmete Luft, selbst für Gesunde schon sehr nachtheilig ist! Der vortrefliche Pringle hat in dieser Rücksicht unstreitig recht, wenn er die Lazarethe, obwohl sie eigentlich Zufluchtsörter seyn sollen, wo der kranke Soldat seine Gesundheit wieder erlangen soll, mit zu den Ursachen rechnet, wodurch die häufigen Krankheiten, und Sterbfälle bey der Armee veranlasset werden.

Ist das Spital im Gegentheil zu geräumig und zu lüftig, so sind die Kranken jeder Einwirkung der abwechselnden oder rauhern Witterung ausgesetzt, und wie nachtheilig dieses auch selbst im Sommer sey, bedarf bey Arzneykundigen keines Beweises. Freylich wäre es oft leicht möglich, die erforderlichen Verbesserungen anzubringen; allein da der Regimentskommandant niemals weiß, ob das Regiment länger als zwey, drey Monat an einem Orte bleibt, so muß ihn dieß nothwendig abschrecken, sich Unkosten zu machen, von denen er keinen Nutzen erwarten darf.

Eine nicht seltene Beschwerde in den Spitalsgebäuden ist der Rauch. Dieser ist oft so stark, und erstickend, daß mitten im Winter nicht eingeheitzt werden kann, und daß, wenn bloß das Essen gekocht wird, sich schon ein dicker, besonders für Fieberkranke unerträglicher Rauch durchs ganze

Gebäude verbreitet. Für minder Kranke, oder deren Zufälle von der Art sind, daß sie nicht immer im Bette liegen dürfen, ist die Kälte, welche sie wegen Mangel des Feuers ausstehen müssen, oft unerträglich, und verleitet sie nicht selten, in der Absicht sich zu erwärmen, zu hitzigen Getränken, die sie sich, ungeachtet der genauesten Aufsicht es zu verhindern, dennoch heimlich zu verschaffen wissen, ihre Zuflucht zu nehmen. Ein Umstand, der nicht selten die Bemühungen des Chirurgen, und den glücklichen Erfolg derselben vereitelt. (4)

Bey einigen Regimentsspitälern wird die Verwaltung im Hause von einer weiblichen Person, bey andern von einem Soldaten besorgt, da aber die meisten vorfallenden Beschäftigungen der erstern angemessener sind, so verdient sie auch, wenn anders eine Wahl Statt findet, den Vorzug. Sie sollte einen, oder noch besser zwey Wärter unter sich haben, von denen einer das Wasser zubringen, das Haus rein halten, und der Verwalteriñ zur Hand gehen, der andere aber die Zimmer der Kranken säubern, den Kranken Trinken geben, die Nachtgeschirre derselben ausleeren, kleine Bothschaften u. d. gl. für diese besorgen müßte. In hitzigen Krankheiten, wenn die Umstände es erfordern, müßten sie abwechselnd des Nachts Wache halten. Das Abreichen der Arzneyen müßte die Verwalterinn selbst besorgen, oder doch wenigstens unter ihrer Aufsicht besorgen lassen. (5)

Ich nehme an, daß das Spital mit einem hinlänglichen Vorrathe von Lagerstätten, und den dazu erforderlichen Bettzeugen versehen ist. Die Farbe der letztern ist gleichgültig, nur müßen sie von einer starken, dichten Leinwand verfertiget seyn. Strohsäcke ziehe ich wollenen Unterbetten vor. Sie sind wohlfeiler und gesünder, weil das Stroh, wenn sie durchnetzt worden, leichter als die Wolle verwechselt werden kann. Das dichte Gewebe der Ueberzüge verhindert das Durchstechen des Strohes, dessen Spitzen den Kranken leicht beunruhigen, oder sonst einen nachtheiligen Reiz verursachen könnten. Die Kopfpölster müssen größer seyn, als wie ich sie meistentheils gefunden, da eine gute und hohe Lage des Kopfes oft sehr heilsam ist. Bey einem Regimente von dem angegebenen Bestand müßte man wenigstens zwanzig bis fünf und zwanzig Betten vorräthig haben. Zehen müßten für einzelne Kranke, die mit hitzigen oder solchen Krankheiten behaftet sind, welche keinen Bettgefährten gestatten; jedes von den übrigen müßte für zwey Kranke eingerichtet seyn. Da der Raum eines Regimentsspitals gemeiniglich sehr enge ist, so ist es unmöglich, daß jeder Kranke sein eigenes Bett haben kann, besonders wenn die Zahl der Kranken beträchtlich ist. Es giebt jedoch immer viele Kranke im Spital, deren Zufälle so unbedeutend, oder von der Art sind, daß ganz füglich

und ohne einen zu besorgenden Nachtheil, zwey zusammen liegen können. Drey oder vier Betten müßten immer für neue Kranke vorräthig, oder zum Ersatz für beschmutzte Betten frey gehalten werden. Durch Erfahrung überzeugt, wie schädlich naße, feuchte Betten der Genesung sind, habe ich oft einem Kranken zweymal des Tages neue Unterbetten geben lassen. Einige Betten müßten bloß für gepeitschte Soldaten bestimmt seyn, und von den übrigen abgesondert stehen. Das Blut, der Eiter ihres wunden Rückens, und die Salben, womit derselbe beschmiert wird, macht die Bettzeuge hart und eckelhaft, so daß sie für andere Kranke keinesweges gebraucht werden können. Man darf übrigens, wenn anders das Regiment etwas stark ist, nicht fürchten, daß sie lange ungenützt stehen werden. Jedes Bett müßte ein Bettuch und zwey Decken haben. Minder Kranke müßen gegen die Kälte gesichert werden, und bey Fieberkranken, denen zwey Decken etwa lästig wären, könnte man eine wegthun. Ueberfluß ist immer beßer, als Mangel. Dieß sind Erfordernisse eines guten Spitals, durch deren Mangel die Heilung der Kranken öfters erschweret wird. (6)

Bey einem sehr gefährlichen Kranken muß ein Wärter unter der besondern Aufsicht des Verwalters beständig Wache halten, und letzterer muß bey dem nächsten Besuche dem Chirurg vom Be-

fin-

finden des Kranken Bericht erstatten. Eine lobenswerthe Einrichtung; nur Schade, daß ihre Absicht selten erreicht wird, und daß der Chirurg mehrentheils falsche Berichte erhält, und dieses ist ärger, als wenn er gar keine bekäme, weil sie ihn zu einer unrechten Behandlung verleiten könnten. Inzwischen muß der Arzt bey allen Berichten nicht zu viel darauf bauen, sondern alles, in so weit es möglich ist, selbst untersuchen. (7)

Ich habe bisher von den Schwierigkeiten geredet, die dem Regimentschirurgen die Verwaltung seines Amtes erschweren, und den glücklichen Erfolg seiner Bemühungen hindern; nun werde ich nur noch einiger Unannehmlichkeiten anderer Art erwähnen, die nur gar zu oft damit verbunden sind.

Zuweilen kommen verstellte Kranke ins Spital, denen im Grunde nichts fehlt, und die bloß hier einige Zeit von ihren Diensten befreyet seyn wollen. (8)

Es sind gemeiniglich unruhige Leute, die nicht allein mehr Unordnung im Spitale anrichten, als alle Kranke; sondern auch dem Chirurgen manchen Verdruß verursachen können. Bey aller Wachtsamkeit und Aufmerksamkeit hält es oft schwer, diesen Betrug zu entdecken, besonders da die Soldaten einander nie verrathen, wenn es nicht zufällig bey einem Zwiste geschieht. Zuweilen verleitet jedoch Bosheit und Rachsucht einen und den andern,

seinen Kameraden als einen verstellten Kranken anzugeben; ein Fall, den ich zwar nie selbst erfahren, der aber doch, wie mir aus Erzählungen bewußt, oft Statt gehabt, und nicht selten den Regimentschirurg verleitet haben soll, wirklich Kranke, zum äußersten Nachtheil ihrer Gesundheit, zurückzuschicken. Der Regimentschirurg muß bey solchen Anklagen äußerst vorsichtig seyn, indem es immer besser ist, einem erdichteten Kranken den Aufenthalt im Spitale zu gestatten, als einen wirklichen mit Gefahr seines Lebens abzuweisen. Gut wäre es in dieser Rücksicht, wenn er sich mit dem Charakter der Soldaten bekannt machte, welches bey der militärischen Subordinazion nicht eben schwer seyn dürfte. Es würde ihn in den Stand setzen, bey vorkommenden Fällen die Wahrheit solcher Anklagen leichter zu erforschen.

Die Unzufriedenheit der Offiziere, die sie oft durch sehr empfindliche Aeußerungen an den Tag legen, wenn ein Soldat ihrer Einsicht nach zu lange im Verzeichnisse der Kranken bleibt, ist ein Umstand, der nicht selten dem Chirurg vielen Verdruß macht. Wenn sie in Gesellschaften mit dem Chirurgen zusammen treffen, so ist dieß gemeiniglich der Gegenstand ihrer Unterhaltung.

So lobenswerth es ist, wenn der Offizier für das Wohl seiner Untergebenen aus Menschenliebe besorgt ist, so tadelhaft ist es, wenn er es, bloß

den Chirurg zu kränken, darin übertreibt. Ich habe diesen Fehler besonders oft bey jungen Offizieren bemerkt, die, so unerfahren sie auch noch in ihren eigenen Diensten waren, dennoch aus bloßer Eitelkeit, und stolz auf ihren Vorrang, den Chirurg mit ungegründeten Vorwürfen überhäuften.

Offiziere dürfen eigentlich keine medizinischen Kenntnisse besitzen, da sie nicht zu ihrem Stande gehören; allein zu wünschen wäre es doch, daß die Befehlshaber etwas damit bekannt wären. Sie würden dadurch fähiger seyn, zu beurtheilen, ob der Chirurg seine Pflichten erfüllt, oder nicht; würden leichter die Täuschung eines Mannes, der seine Stelle unwürdig besitzt, einsehen können.

Finden sie ihn rechtschaffen und fähig, so sollten sie ihm billig, in Ansehung der Behandlung der Kranken, ihr ganzes Zutrauen schenken. Er würde dadurch ermuntert werden, ihnen von Zeit zu Zeit anwendbare Bemerkungen mitzutheilen, wodurch wenn sie mit Gutheissen des Befehlshabers ausgeführt würden, vielleicht mancher Seuche vorgebauet werden könnte. Häusliche Einrichtung, Vorbauungsmittel, eine zweckmäßige Diät können die Wirkungen jener ungesunden Umstände, denen die Soldaten in ihren Quartieren ausgesetzt sind, kräftiger als Arzneyen abwenden.

Es giebt aber auch Krankheiten bey den Soldaten, die durch ihr unbedeutendes Ansehen, und dennoch langwierige Kur die Klagen, und die Unzufriedenheit der Offiziere zu rechtfertigen scheinen. Von dieser Art sind unter andern ein gewißer Ausschlag an dem Körper, und an den äußern Gliedmaßen, Geschwüre an den Schenkeln, und einige Zufälle der Lustseuche. Die ersten haben oft ihren Grund in der Lebensart und in den Umständen, worin sich der Soldat befindet. Bey einer zweckmäßigern Abänderung derselben, würden sie bald gehoben werden können; allein da diese fast nie getroffen werden kann, so sieht man leicht ein, wie langsam und schwer die Kur von Statten gehen muß, ungeachtet der Chirurg seinen Fleiß nicht sparet, und die richtigsten und besten Mittel anwendet. So, z. B. wird die Krätze durch nichts so sehr unterhalten, als durch unreine und mit dem ansteckenden Gifte beschmutzte Betten; wie kann man aber die Reinigung, oder Verwechslung derselben in den Quartieren erwarten? In Ansehung der venerischen Zufälle ist zu merken, daß die Soldaten oft aufs neue damit angesteckt werden, da das alte Uebel kaum gehoben war. Gemeiniglich beschuldigen sie dann, um der Strafe für ihre wiederholte Ausschweiffung zu entgehen, den Chirurg, daß er sie nicht gründlich geheilt habe. Um den Vorwürfen der Offiziere zu entgehen, sieht sich der

Chi-

Chirurg zuweilen genöthiget, Kranke zu entlassen, deren Zufälle wirklich noch nicht ganz gehoben worden; daß dadurch sehr gefährliche Rückfälle und die vollkommene Lustseuche mit ihrem ganzen Gefolge verursacht werden können, leuchtet von selbst ein.

Billig sollte sich der Offizier bey allen solchen Zufällen, die, da sie ihm aus Mangel chirurgischer Kenntniße unerheblich scheinen, aber es doch nicht immer sind, und oft eine lange Kur erfordern, auf die Rechtschaffenheit des Regimentschirurgen verlassen, und nicht eher die Entlassung eines Kranken aus dem Spital und dessen Rückkehr zum Dienste fordern, bis der Regimentschirurg es für zuträglich hält. Daß eine zu frühe Entlassung die nachtheiligsten Folgen haben kann, mag folgendes Beyspiel bestätigen: Ein junger schöner Mann kam wegen eines kleinen Geschwüres am Schenkel ins Spital. Seine Kur verzog sich in die Länge, weil er sich, ungeachtet aller Aufsicht, heimlich Brandwein zu verschaffen wuste. Die Offiziere wurden über seinen langen Aufenthalt im Spitale unzufrieden, und forderten seine Rückkehr zum Regimente. Dieß lag damals in Barraken. Der Unteroffizier, auf dessen Zimmer der arme Kerl kam, versprach ihn bald zu heilen, wenn man ihn seiner Sorge anvertrauen wollte. Es geschah; einige Monate verstrichen, ohne daß sich der Chirurg um den Entlasse-

lassenen mehr bekümmert hätte. Endlich wurde er einst Abends schnell zu diesem jungen Manne geholt, der an der Brustwassersucht mit dem Tode rang, und wenige Tage nachher elend starb. Nicht das Geschwür, sondern die Krankheit, welche durch unrechte Behandlung desselben, durch Mangel an Bewegung, durch seine Einschränkung in einem Zimmer, wo die Luft nothwendig von den Ausdünstungen seiner dreyzehn Gefährten, die mit ihm darin schliefen, durch die schnelle Veränderung in der Diät, durch die Strenge des Unteroffiziers erzeugt worden, waren die Ursache seines Todes. (9)

Endlich setzt die Verbindlichkeit des Chirurgen, die neu Angeworbenen zu untersuchen, ob sie zum Dienste tauglich sind oder nicht, denselben oft in eine sehr unangenehme Verlegenheit. Verwirft er einen Mann als untauglich zum Dienste, so zieht er sich den Unwillen des Werboffiziers zu, der sodann für seine gehabten Auslagen keinen Ersatz bekömmt. Verzeichnet er im Gegentheil, aus Gefälligkeit gegen den Offizier, einen solchen Mann in die Liste der Tauglichen, so verletzt er seinen Eid, hintergeht den König, und setzt sich, wenn es entdeckt wird, daß der Mann zum Dienste unfähig ist, den Vorwürfen des Regimentes und des Befehlshabers aus. In diesem Falle mag er handeln, wie er will, so wird er sich immer Verdruß zuziehen müßen. (10)

Dieß sind einige von den Schwierigkeiten und Unannehmlichkeiten, die einem Regimentschirurgen bey seinem Amte bevorstehen. Diejenigen, welchen er nicht durch Mittel, die ihm die Vernunft an die Hand giebt, ausweichen, oder die er nicht aus dem Wege räumen kann, muß er gelassen und gleichgültig ertragen, und sich mit dem Bewußtseyn, daß er seine Pflicht erfüllt habe, zu beruhigen suchen.

(1) Die Einquartierung und das Unterbringen kranker Soldaten ist in Friedenszeiten bey der österreichischen Armee bey weitem nicht mit so vielen und so verschiedenen Schwierigkeiten verbunden, als in England. In den meisten Provinzstädten sind Kasernen; wo aber keine sind, werden die Soldaten in die Bürger- oder Bauernhäuser verlegt, wo sie gegen den Erlag des Schlafkreuzers, den das Aerarium bezahlt, eine Stube sammt Bettlager bekommen. Das Unterbringen der Kranken ist sehr erleichtert, seitdem, (wie ich schon oben in einer Note anführte) die Klöster, oder auch andere öffentliche Gebäude, deren man immer in den meisten auch kleinern Städten antrift, zu Garnisonspitälern gewidmet wurden. In Hungarn hingegen, wo immer der größere Theil der österreichischen Kavallerie einquartiert wird, und im Bannat, bey den Gränztruppen, haben die Chirurgen mancherley Unbequemlichkeiten auszustehen, weil die Mannschaft in vielen von einander entfernten Ortschaften liegt, so zwar, daß oft ein Regiment in manchen Gegenden einen Bezirk von 10 bis 12 Meilen einnimmt.

Die Unterchirurgen sind in den verschiedenen Ortschaften einzeln einquartiert; es geschieht auch äusserst selten, daß mehrere von ihnen in einem Orte zusammenkommen können, um sich gemeinschaftlich von Sachen, die zur Wissenschaft gehören, zu unterreden, und der Regimentschirurg bekömmt manche das ganze Jahr hindurch nicht zu Gesicht; thut er ferner seiner Pflicht nicht Genüge, die darin besteht, daß er sich alle neuen Entdeckungen in der Wissenschaft bekannt mache, daß er in denjenigen Orten, wo sich ein Regimentsspital befindet, die Unterchirurgen wechselweise anstelle, sie in allem unterrichte, prüfe, und überhaupt für die Fortschritte seiner Untergebenen in der Wissenschaft auf das Beste sorge: so kann freylich mannigfaltigen Schwierigkeiten, die bey ähnlichen Vertheilungen der Truppen durch den Mangel ausgebildeter Chirurgen entstehen, nicht abgeholfen werden.

(2) Die Wartung der Kranken ist unstreitig einer von jenen Gegenständen, auf welche bey dem Heilungsgeschäfte ungemein viel und öfters mehr, als auf die Arzneyen, ankömmt, und doch wird überhaupt darauf nicht viel, bey den Soldaten aber am wenigsten, Rücksicht genommen.

In Frankreich und England ist die Gewohnheit eingeführt, daß selbst in vielen Militärspitälern Krankenwärterinnen sind. In Frankreich sind es gewöhnlich Ordensschwestern, in England hingegen geschickte, und von Seite eines untadelhaften Lebenswandels bekannte Weiber, welchen man dieses so wichtige Amt anvertrauet, und es ist gewiß, daß ein jeder, welcher in einigen Spitälern obenerwähnter Länder, die in Rücksicht auf die Wartung herr=

herrschende Ordnung sieht, den Wunsch äußert, daß wenigstens diese Einrichtung allgemeiner würde.

Die Reinlichkeit, worauf bey manchen Krankheiten sehr vieles ankömmt, wird ohne allen Vergleich durch Weiber pünktlicher, als durch Männer beobachtet; und überhaupt scheint es ihnen auch eigenthümlicher zu seyn, sich mit der Reinigung der Zimmer sowohl, als der Kranken, abzugeben; obschon es viele ungereimt finden, daß man die Kranken männlichen Geschlechtes von Weibern bedienen läßt.

Einige, welche die Wichtigkeit einer ordentlichen Krankenwartung eingesehen, haben gewünscht, daß, sowohl in Militär- als Civilkrankenhäusern, Wärter angestellt würden, die unter der Aufsicht eines Oberkrankenwärters stehen sollten. Zu diesem letztern Amte könnte man, ihrer Meinung nach, einen oder mehrere fähige Männer aus dem Orden der Barmherzigen Brüder wählen, deren Pflicht es wäre, die denselben untergeordneten Wärter zu unterrichten, und sie zur genauen Erfüllung ihrer Schuldigkeit anzuhalten; sie selbst müsten in den Krankenzimmern des Tages über oft nachsehen, der Ordination des Arztes und Chirurgen beywohnen, und für die akkurate Befolgung ihrer Verordnungen sorgen.

Die Lüftung der Zimmer, das Wegräumen all jener Dinge, die einen schädlichen Dunst erzeugen und verbreiten können, die ordentliche Heitzung der Krankenzimmer sind Beschäftigungen für die Krankenwärter.

In Betref der körperlichen Reinigkeit sollen die Wärter einen jeden Kranken bey seinem Eintritte ins Spital, wenn etwas Schmutziges an seinem Körper bemerkt wird, mit einem in laulich Wasser eingetauchten Schwamme rein abwaschen. Das von

Einigen überhaupt angerühmte Baden in laulichem Wasser, beym Eintritte, wie es in einigen Spitälern Englands wirklich geschieht, (Siehe Beobachtungen auf meinen Reisen) kann bey entkräfteten Körpern schädliche Wirkungen veranlassen.

Das Auskämmen der Haare ist öfters bey Kranken sehr nothwendig, theils dadurch auf dem Kopfe die Ausdünstung freyer zu machen, theils um den Kopf vom Ungeziefer zu reinigen, und auch vorzubeugen, daß die Haare nicht so verwirrt werden.

Das Wechseln der Hemden und des Bettzeuges überhaupt, vorzüglich bey Faulfiebern, bey der Krätze und andern Hautausschlägen, bey allen Krankheiten, die von einem starken Schweiße begleitet werden, und nach beträchtlicheren Blutflüßen, trägt zur Genesung sehr viel bey, wenn die nöthige Vorsicht dabey beobachtet wird.

Es sey hier genug, diese wesentlichen Pflichten der Wärter jenen beygesellt zu haben, von welchen der V. Erwähnung macht. Die Bemerkung, daß die zum Krankenwarten kommandirten Soldaten äußerst selten der Erwartung entsprechen, (weil sie meistens einen Abscheu vor den Kranken haben) ist mehr als richtig; und wenn auch Einige davon zu diesem beschwerlichen Geschäfte eine Neigung hätten, so bleiben sie gewöhnlich eine zu kurze Zeit dabey, um das dazu Benöthigte zu erlernen.

In den österreichischen Militärspitälern hatte bisher folgende Einrichtung in Rücksicht auf die Krankenwärter Statt.

Von einer jeden in Garnison liegenden Kompagnie wird monatlich die erforderliche Anzahl Soldaten als Krankenwärter in das Spital geschickt. Nun wer-

werden, wo nicht immer, doch meistens nur solche dazu ausersehen, die sich bey der Kompagnie, entweder in Ansehung der Sittlichkeit und der Aufführung haben was zu Schulden kommen lassen, oder jene, die man für zu ungeschickt hält, den erfoderlichen Dienst bey der Kompagnie zu thun.

Ein Geschäft, von dem, wie schon oben bemerkt worden, oft ganz allein die Erhaltung des Kranken abhängt, wird also zu einer Art von Strafe, und Leute, die bey der Kompagnie unverträglich sind, sollen hier solche Verrichtungen unverdrossen übernehmen, deren Beschwerlichkeit nur durch die dem Ausübenden beywohnende Menschenliebe gelindert werden kann! Weil dieser oder jener sehr ungesittet, oder im Exerciren ungeschickt ist, wird als Wärter in das Spital kondemnirt. Hier soll er nun die Kranken, die voller Schmerzen da liegen, in ihren Betten aufrichten, umwenden, und zu allen Stunden, ja mit jedem Augenblicke bereit seyn, all dasjenige mit Nachsicht und Gedult zu verrichten, was ihnen gedeihlich seyn kann.

Sosehr es übrigens zu wünschen ist, daß bey der Wartung der kranken Soldaten für ihre Bequemlichkeit gesorgt werde, so ist es doch nicht so zu verstehen, als wenn dabey gar keine Einschränkung Statt haben könnte; nur dürfen diese Einschränkungen nicht so weit gehen, daß die Patienten, wie es leider täglich geschieht, an der nöthigen Wartung einen Mangel leiden.

Herr Hofrath und Ritter von Brambilla hat, wiewohl bisher fruchtlos, den Vorschlag gemacht, daß in den Militärspitälern zu Friedenszeiten beständige Krankenwärter möchten aufgenommen wer-

den,

den, wozu er nicht zu sehr bejahrte Halbinvaliden vorschlug, weil man unter denselben viele findet, die zwar zu Felddiensten untauglich sind, die aber doch zu unserm Endzwecke vollkommen geeignet wären; man sollte unter ihnen vorzüglich solche wählen, die sich von selbst dazu anbieten, welchen man hernach ihren Sold um etwas vermehren, und sie auch kleiden könnte, damit sie doch wenigstens für einen Theil ihrer Mühe belohnt würden.

(3) Da in England der Wein den kranken Soldaten nur als eine Medizin verordnet wird, so läßt sich leicht einsehen, daß die Dosis bey manchen Umständen übermäßig zu seyn scheinen wird, und daß der Regimentschirurg mancherley Vorwürfen ausgesetzt seyn mag. In hiesigen Landen wird der Wein zur Kost gerechnet; und sobald es der Chirurg für einen Kranken zuträglich findet, so wird ihm zu Mittag 1/2 Seitel, und in Kriegszeiten 1 Seitel Wein von der besten Gattung gegeben.

(4) Ich bemerkte schon oben, daß bey uns die Vorsorge getroffen worden, daß auch in kleinern Städten Spitäler befindlich sind, und wenn ja dieß nicht Statt hätte, daß die geräumigen Wohnsitze der Grundherren, oder selbst die Kirchen dazu gewidmet werden. Inzwischen muß, da auch ein größeres, mit geräumigen Zimmern versehenes Spital, im Verhältniße mit einer größern Anzahl Kranken, die hinein gelegt werden sollen, zu klein werden kann, darauf gesehen werden, daß die Zimmer nie zu sehr überlegt werden, wenigstens sollten die Betten allzeit dritthalb Schuh, und wo möglich, 3 Schuh voneinander entfernt stehen, und zwischen

der-

derselben Reihen sollte nie weniger Raum als von 6 Schuhen gelassen werden.

So wenig als auf Kosten einzelner Regimenter die Gebäude zu den Spitälern aufgeführt werden, eben so wenig sollen die nöthigen Veränderungen dabey, die von Belange sind, einem Regiment allein zur Last fallen. Solange diese Einrichtung nicht getroffen wird, so kann man nicht hoffen, ein gut bestelltes Regimentsspital zu erhalten.

Die Kranken erdulden lieber die Kälte, als den Rauch; um sich von diesem zu befreyen, öfnen sie Thüre und Fenster, erkälten sich aber dabey, und hierdurch werden alsdenn neue Krankheiten veranlaßt. Die hitzigen Getränke, die sie in dergleichen Fällen nehmen, um sich zu erwärmen, sind außerordentlich schädlich. Wenn der Chirurg nicht verhindern kann, daß im Spital selbst solche Getränke verkauft werden, so werden seine Bemühungen immer fruchtlos bleiben, diesen Gebrechen abzuhelfen, und zwar um so mehr, wenn die Einrichtung in Rücksicht auf die Krankenwärter die nämliche bleibt.

(5) Die Regimentsspitäler werden in den österreichischen Landen überhaupt auf folgende Art verwaltet. Solange die Zahl der Kranken nicht hundert Köpfe ausmacht, so wird nur ein Fähnrich oder ein Lieutenant zur Inspektion kommandirt; steigt ihre Zahl aber auf 100 und darüber, so trift dieses einen Hauptmann, und jeder Offizier wird alle Monate durch einen andern abgelößt. Bey der Kavallerie hält, solange die Zahl der Kranken nicht über 30 geht, ein Unterlieutenant die Inspektion; übersteigt sie aber oben genannte Zahl, so wird nebst

dem

dem Unterlieutenant auch ein Rittmeister dazu kommandirt. Die Menage wird durch einen Führer besorgt, der jeden Tag das Geld auf Rechnung bekömmt. Der Küchen = oder Tagezettel wird mit Einverständniß des Regimentschirurgen gemacht.

Der Fond des Spitals besteht aus den Löhnungsgeldern, die dem Soldaten, während der Zeit, als er im Spitale liegt, abgezogen werden. Bey der Infanterie trägt jeder Kranke seine Löhnung von 5 kr., und 2 kr., die ihm für das Brod angerechnet werden, folglich 7 kr. dazu bey; der Unteroffizier 10 kr. Bey der Kavallerie zahlt jeder Gemeine 7 kr. an Geld, und für das Brod werden 2 kr. in Rechnung gebracht; der Unteroffizier 12 bis 14 kr. Die Gemeinen von der Artillerie zahlen täglich 10 kr.; allein die Feuerwerker, (obschon sie mit allen übrigen in Ansehung der Behandlung vollkommen gleich gehalten werden) geben 38 bis 39 kr. täglich. Der Fourier und das übrige sich selbst montirende Personal zahlt nur die Hälfte der Löhnung während seines Aufenthaltes im Spitale. Die kranken Unterchirurgen, die im Spitale behandelt werden, zahlen bloß die Kost, und für die sogenannten Unobligaten, die bey dem Regimente dienen, werden überhaupt täglich 12 kr. bezahlt. Kein Offizier wird in ein Spital aufgenommen, außer in einem besondern Fall, und alsdann ist er gleichfalls verbunden, die Kost und die Arzeneyen zu zahlen.

Von den auf diese Art eingehenden Geldern werden nun die Auslagen, unter der Aufsicht des dazu bestimmten Offiziers, bestritten, und da die Rechnung jeden Monat geschloßen wird, so wird der Ueberschuß entweder zu dem Fond gelegt, oder es

werden

werden auch die sich ereignenden grösseren Ausgaben davon bestritten.

Die Arzeneyen werden, so wie das Bettzeug und das Holz, von dem Aerarium herbeygeschaft. Ehedem war es üblich, daß der Regimentschirurg über die für Arzeneyen gemachten Ausgaben ordentlich Rechnung legen muste; nun werden aber die Ordinationszettel sammt den Extrakten an die Buchhalterey abgegeben, wodurch die Regimentschirurgen gewiß einer unangenehmen und verdrießlichen Arbeit überhoben werden, ohne daß der Dienst das Geringste dabey leidet.

(6) Wenn schon die zu nahe aneinander gestellten Betten den Kranken nachtheilig seyn können, so muß es noch um so schädlicher seyn, wenn 2 Kranke in ein Bett zusammengelegt werden. Wenn man auch vorgeben wollte, daß nur solche, die mit leichten Uebeln behaftet sind, zusammengelegt werden; so kann man doch nicht in Abrede seyn, daß, ungeachtet aller Vorsicht, hierinn bedenkliche Fehler begangen werden, und daß diese Gewohnheit, außer dem ökonomischen Vortheile in Ansehung des Bettzeuges, keinen andern verschafft.

In unsern Militärspitälern wird ungemein darauf gesehen, daß jeder Kranke sein eigen Bettlager bekömmt; und wenn sich je die Zahl der Kranken zu sehr anhäufen sollte, so, daß nicht soviel Betten in die Zimmer gestellt werden können; so macht man ehe, auf den geräumigen Gängen des Spitals, Lager für sie, oder man sucht die Kranken in einem andern Gebäude unterzubringen, damit sie nur einzeln gelegt werden können.

(7) Eine der größten Schwierigkeiten bey der Behandlung der Kranken muß nothwendiger Weise aus dem entstehen, wenn man sich auf die Berichte der Wärter nicht verlassen kann. Wollte sich ein Regimentschirurg bloß an den Rapport solcher Leute, dergleichen unsere dermaligen Krankenwärter sind, halten, so würde er gewiß sehr oft irre geführt werden. Dadurch, daß in jedem Krankenzimmer Chirurgen oder Praktikanten sind, welche die Inspektion haben, ist diese Besorgniß einigermassen gehoben.

(8) Die verstellten Kranken verdienen vor andern eine besondere Aufmerksamkeit von Seite des Regimentschirurgen; denn wenn es ein großer Fehler ist, eine vorgegebene Krankheit für ächt zu halten, so ist es noch ein viel größerer, wenn man eine wirkliche Krankheit als erdichtet erkläret, und diese Aussage hartnäckig zu behaupten suchet.

Unter andern Krankheiten, die von Rekruten oder sonst misvergnügten Soldaten oft vorgegeben werden, ist die Taubheit. Aufmerksame Wärter würden den damit gespielten Betrug bald entdecken können, allein die Soldaten verrathen einander nicht so leicht. Oft wird diese Verstellung dadurch entdeckt, wenn man den Rekruten gäh aber leise bey seinem Namen ruft, denn weil sie mehr an ihren Taufnamen gewöhnt sind, so ruft man sie mit diesem, da man hingegen ältere Soldaten bey ihrem Zunamen zu rufen pflegt. Man kann auch einem solchen Tauben, ohne sein Wissen, eine Sackuhr unter den Kopfpolster legen; er wird sie hören, wenn er glaubt, von niemand bemerkt zu werden, solche

her=

hervornehmen, und sich also verrathen. Wenn nun einer die Rolle eines Tauben so spielt, daß man durch dieses oder ein ähnliches Mittel den Betrug nicht erweisen kann, so schlagen Einige in diesem Fall vor, den verstellt geglaubten Kranken mit blasenziehenden Pflastern und mit einer strengen Diät zu quälen; allein man kann sich leicht vorstellen, daß ein Entschlossener dergleichen Prüfungen ohne große Mühe überstehet; und überhaupt sollte ein Chirurg sich nie ein Geschäft daraus machen, solche schmerzhafte Prüfungen anzustellen. Der Betrug wird dadurch am zuverläßigsten entdeckt, wenn man sich erkundigt, ob der Rekrut, ehe er zum Militär gekommen, taub gewesen sey, oder wenn man den Ursachen nachspüret, warum ein schon älterer Soldat wirklich taub geworden ist.

So pflegen die Soldaten auch oft ein schwaches Gesicht vorzuwenden. Diese Verstellung ist aber leichter, als die von der Taubheit, zu entdecken. Oft streuen sie sich Staub in die Augen, Tobak ꝛc. oder sie feuchten das Auge mit scharfen Mitteln an, woraus langwierige Entzündungen entstehen. Inzwischen wird es nicht schwer, aus der Beschaffenheit des Körpers, und den übrigen Umständen dieses erkünstelte Uebel zu entdecken.

Hieher gehören auch die Zuckungen, und das Hinfallende, welches Einige nachzumachen pflegen. Die Entdeckung des Betrugs ist zwar gemeiniglich nicht schwer, unterdessen hat es doch einem Soldaten zu Brest geglückt, das Hinfallende so natürlich nachzuahmen, daß er die dort eingeführten Proben überstanden hat, und darauf entlassen worden ist. Unter den Proben ist eine der empfindlichsten, wenn

man

man ihm zerlassenes Siegelwachs auf die Brust tropfen läßt; unter 20 Personen, bey welchen man diese Probe vorgenommen, war nur dieser Einzige, der sie überstanden. Durch Seifen haben derglei-chen Verstellte den Schaum nachgeahmt, der den mit der hinfallenden Sucht behafteten vor dem Munde steht, welches aber durch eine kleine Untersuchung leicht zu entdecken ist. Die Erweiterung des Augen-sternes wird selten einer genau nachmachen können, und, wenn der Chirurg das Betragen eines solchen außer den Anfällen aufmerksam beobachtet, so wird es ihm nicht schwer werden, das Wahre von dem Falschen zu unterscheiden.

Andere pflegen durch reizende Dinge, als Käse, Tobak ꝛc. langwierige Geschwüre an den Unter-schenkeln zu unterhalten; einige getrauen sich auch noch zu behaupten, daß sie verhext seyen; sie zei-gen zu dem Ende fremde Körper auf, als Nähna-deln, gebrochene Haarnadeln, Werk, Haare, Eyer-schalen ꝛc. ꝛc. die schon herausgeschworen sind; ja sie sind im Stande, einige von diesen erwähnten Körpern so tief in das Geschwür zu bringen, daß der Chirurg solche aus der Tiefe herausziehen muß. Obschon die Verstellten von der ersten Gattung manchmal nicht schwer zu erkennen sind, so muß der Chirurg doch behutsam dabey zu Werke gehen, und nicht eher was Bestimmtes davon sagen, bis er den Kranken durch einige Zeit beobachtet hat. Die ver-hext seyn sollenden Geschwüre (welche durch die Aussage schon ganz allein entdeckt werden) sind also nicht schwer zu erkennen; inzwischen kann es sich doch ereignen, daß, wenn der Bösewicht die fremden Körper schon lange darin herumgetragen

hat.

hat, solche schwer zu heilen sind, und wenn sie sich wirklich schließen, so brechen sie doch leicht wieder auf, oder es kann auch, wenn durch die lange Eiterung vieles Zellengewebe, oder fleischichte, oder sehnige Theile zerstöret worden sind, eine oder die andere Bewegung auf allzeit gehemt werden.

Geschwülste bilden sie sich dadurch, daß sie sich eine Schnur um das Oberarmgelenk, oder auch um den Oberschenkel fest anlegen; man hat Beyspiele, daß die Geschwulst in Brand übergegangen ist, und man Einschnitte machen muste, ehe der Betrug entdeckt ward.

(y) Man hört nicht selten von den Offizieren Klage darüber führen, wenn einige Kranke zu lange im Spitale bleiben. Jeder Vernünftige sieht selbst ein, daß der Offizier ausser Stande ist, den Regimentschirurgen in Rücksicht auf das medizinisch-chirurgische Fach, auch im Falle derselbe wirkliche Fehler darin begienge, zu beurtheilen. So rühmlich es ist, wenn der Offizier die Kranken besucht, wenn er sich um ihr Befinden erkundigt, und allenfalls zu ihrem Trost sie dem Regimentschirurgen anempfiehlt, so unvernünftig ist es hingegen, wenn er sich, im Falle irgend ein Kranker, seiner Meinung nach, zu lange im Spitale bleiben muß, und sich darüber beschweret, gegen den Chirurgen harte Ausdrücke erlauben sollte. Ich kenne mehrere Generale und viele Stabsoffiziere, die ausnehmende Beweise von dem Antheil, den sie an dem Zustande der leidenden Soldaten genommen, an Tag gelegt haben. Unter andern erinnere ich mich einer Handlung, die hier angemerkt zu werden verdient. Als einer unse-

ferer ruhmvollesten Helden, der dermalige erste Obrist bey Löwenehr Chevauxlegers, Herr Baron von Kienmayer, vor etwelchen Jahren noch Rittmeister war, trug sich's zu, daß einige von seiner Eskadron sehr lange im Regimentsspitale verbleiben musten. Da er damals im Begriffe war, eine Reise nach Wien zu machen, ließ er sich von dem dortigen Chirurgen die verschiedenen Krankengeschichten zu Papiere bringen, um bey seinem Hierseyn die Meinung der hiesigen Chirurgen darüber einzuholen, mit welchen er sich in Person darüber besprach, und überhaupt einen sehr warmen Antheil an dem langwierigen Leiden seiner kranken Soldaten zu nehmen schien. Als Stabsoffizier gab er einem gemeinen Manne, der im freyen Felde an seiner Seite gäh erkrankte, seinen Pelz, den er, obschon es kalt war, doch leichter entbehren zu können glaubte, als der Kranke. Ein solches, oder ein diesem ähnliches Betragen eines Offiziers gewinnt das ganze Zutrauen der Gemeinen, und selbst den Chirurgen muß es herzlich freuen, wenn er Offiziere von einem ähnlichen Eifer für das Wohl der Leidenden belebt zu kennen Gelegenheit hat.

Die Krätze und die Venusseuche dauern öfters viele Monate lang. Man bemerkt nicht selten, daß diese Krankheiten, (zwey der gewöhnlichsten unter den Soldaten) ausser dem Spitale ziemlich geschwind geheilt werden; und aus diesem Grunde fällt es den Offizieren öfters auf, wenn manche mit diesen Uebeln behaftete Soldaten viele Monate im Spitale zubringen müssen; allein sie sehen nicht ein, daß diese Krankheiten mehrmals mit noch andern vergesellschaftet, und folglich auch viel schwerer zu

hei-

heilen sind. Uebrigens darf bey uns kein Rekonvalescent aus dem Spitale gehn, bis nicht der Chirurg seine vollständige Genesung bestätiget hat.

(10) Entweder ist es den Rekruten daran gelegen, für untauglich zum Militär gehalten zu werden, wie es z. B. bey den landständischen Ausgehobenen zu geschehen pflegt, oder es ist ihnen darum zu thun, daß sie für tauglich angenommen werden, wie z. B. jene, die sich freywillig unterhalten lassen. Erstere verstellen sich, und geben allerhand Krankheiten an, welchen sie, ihrem Vorgeben nach, unterworfen sind; die letztern hingegen suchen oft ihre wirklichen Gebrechen auf das möglichste zu verheimlichen. Wenn der Chirurg bey der vorzunehmenden Visitation nicht sorgfältig genug zu Werke geht, so kann er sich dabey mancherley Unannehmlichkeiten zuziehen; und in dieser Rücksicht dürfte es nicht unschicklich seyn, hier die Methode anzuzeigen, nach welcher dies Geschäft nach der Vorschrift, die in dem vom Herrn Hofrath und Ritter v. Brambilla herausgegebenen Reglement enthalten ist, vorgenommen wird.

Gewöhnlicher Weise geschieht die Visitation in einem abgesonderten Zimmer; der Rekrut zieht sich nackend aus, und der Chirurg untersucht, ob er keinen auffallenden Defekt am Körper hat, z. B. ungleich erhobene Schultern, einen krummen Rückgrad ꝛc. ꝛc. Zu dem Ende läßt er den Mann mit dem Kopfe und dem Körperstamme nach vorne, dann rückwärts sich beugen; hierauf beyde Arme vorwärts dergestalt ausstrecken, daß die Hände nach ihren Flächen zusammenkommen, woraus man abnehmen kann, ob die Arme eine gleiche Länge ha-

ben; dann muß er beyde ausgestreckten Arme über die Brust kreuzen, hernach rücklings, zuerst nach dem Genicke, dann nach dem Kreuz bringen, und nach diesem über den Kopf ausgestrekt zusammen bringen lassen. Hierauf nimmt er aufs neue die Untersuchung jeder Hand insbesondere vor, um zu sehen, ob jedes Gelenk seine Beweglichkeit hat; ob kein Finger fehlt, ob keiner steif oder verstümmelt ist. Alsdann läßt er den Rekruten gerade vor sich hinstellen, so, daß die Vorderfüsse dicht aneinander zu stehen kommen, wobey er bemerkt, ob die Knie nicht etwa stark vorwärts gebogen, ob nicht ein Fuß kürzer, als der andere, oder ob keiner krumm ist. Um sich von der Beweglichkeit der Gelenke zu überzeugen, läßt er zuerst den Vorderfuß, alsdann das Knie, hernach den Schenkel biegen und ausstrecken, auch abwechselnd mit dem einen und dann mit dem andern niederknien. Zuletzt kann er noch den Mann auf und abgehen lassen, um zu sehen, ob er einen festen Schritt hat, und ob er sich nicht auf einen Fuß lehnt, oder ihn schleppet.

Nach dieser Uebersicht schreitet der Chirurg zur Untersuchung einiger einzelnen Theile des Körpers, und bemerkt genau, ob sich etwa was Widernatürliches daran finden möchte, wodurch der Rekrut zum Dienste untauglich wäre. Um hiebey nach einer gewissen Ordnung zu verfahren, fängt er von dem behaarten Theile des Kopfes an, und geht so alle Theile des Körpers, der Reihe nach, wie sie liegen, durch.

Unbedeutende, bald zu hebende und vorübergehende Zufälle sind keine Hindernisse den Mann anzunehmen, wenn er sonst jung, gesund und stark

ist

ist; allein wenn wichtigere Umstände sich vorfinden, so kann, bis diese nicht vollkommen gehoben sind, die Annahme nicht Statt haben.

In Ansehung der mancherley Gebrechen und Krankheiten, welche die Konskribirten oft vorschützen, um sich dadurch vom Dienste loszumachen, muß sich der Chirurg einen überzeugenden Aufschluß zu verschaffen, und, nach Bewandniß der Umstände, durch Proben die Wahrheit zu erforschen suchen.

In Ansehung der Kröpfe muß man einen Unterschied machen. Oft ist der Hals nur scheinbar dick, ohne daß sich sonst was Widernatürliches vorfindet, und die Dicke rührt blos von der Stärke der am Halse gelegenen Muskeln her, wie zuweilen bey sehr starken Körpern beobachtet wird. Ist aber der Hals wirklich widernatürlich angelaufen und Kropfartig, so macht dieser Umstand doch kein eigentliches Hinderniß der Annahme, wenn die Geschwulst noch nicht veraltet, sondern weich und klein ist, und in einer bloßen Anschwellung der Schilddrüse besteht.

Drittes Kapitel.

Von den Kenntnißen und nöthigen Eigenschaften der Militärchirurgen.

Der Regimentschirurg, der seine Stelle würdig bekleiden will, muß nicht allein die dazu erforderlichen Kenntnisse, sondern auch noch einen untadelhaften sittlichen Charakter besitzen.

Ungeachtet diese Wahrheit für sich einleuchtend ist, so dürfte doch eine genauere Auseinandersetzung derselben nicht überflüßig seyn. Ich werde diese mit aller Freymüthigkeit, jedoch aber blos in der Absicht hier beyfügen, um angehenden Regimentschirurgen die Mittel zu zeigen, sich vor allen Vorwürfen und Beschuldigungen ihrer Offiziere, ihrer Kranken und des Publikums überhaupt sicher zu stellen.

Kein Stand ist so sehr den öffentlichen Urtheilen ausgesetzt, als der eines Arztes und eines Chirurgen. Wenn jedoch diese immer von Billigkeit und Einsicht geleitet würden, so würden beyde weniger Ursache haben, sich zu beklagen; allein mehrentheils werden sie durch Zufälligkeiten bestimt. Ein kleiner Umstand kann dem Arzte Ansehen er-

wer-

werden; aber eben so leicht kann es auch dadurch zernichtet werden, und deßhalb muß der Arzt in allen seinen Handlungen, in seinem ganzen Betragen, alle nur mögliche Behutsamkeit anwenden.

Eine Kenntniß aller medizinisch-chirurgischen Wissenschaften und Geschicklichkeiten, ist das erste, was der Regimentschirurg besitzen muß, wenn er sein Amt nicht zu seiner Schande und nicht zum Nachtheil seiner Nebenmenschen bekleiden will.

Seiner Vorsorge ist die Gesundheit und das Leben oft von mehr als siebenhundert Menschen anvertraut. Uebernimmt er diese Vorsorge, obwohl er sich selbst dazu unfähig fühlt, so hintergeht er das Vaterland, den König, das Regiment, das ihn, in der Voraussetzung, er sey dazu tüchtig, wählte, und er beschwert noch überdieß sein Gewissen mit dem Vorwurfe, dem würdigeren Manne eine verdiente Stelle geraubt zu haben.

Es ist traurig, daß viele von den jungen Leuten, die sich dem Berufe widmen, einst für die Gesundheit ihrer Nebenmenschen zu sorgen, die besten Gelegenheiten vernachlässigen, um sich die dazu nöthigen Kenntnisse zu sammeln. Statt sich auf hohen Schulen zu ihrer künftigen Bestimmung fähig zu bilden, die so viele Kenntnisse und Geschicklichkeiten erfordert, und die mit so vielen Gelegenheiten, Schaden zu stiften, verbunden ist, überlassen sie sich dem Hange zu zerstreuenden Be-

lustigungen. Inzwischen werden doch viele dieser Art, durch Vermittelung ihrer Freunde, besonders zu Kriegszeiten, als Militärchirurgen angestellt. Muß man aber nicht mit Grunde fürchten, daß sie, unbekannt mit den nöthigen Kenntnissen, anstatt zu nutzen, schaden, und wenn sie mit ihrer Unwissenheit auch noch Kühnheit verbinden, ihre Kranken zu Opfern des Todes machen werden?

Aber man findet auch sogar unter den Militärchirurgen Leute angestellt, die nie einen wahren, medizinischen Unterricht genossen haben. Daß diese unmöglich fähig sind, die Pflichten ihres Amtes zu erfüllen, wird jederman leicht einsehen, der letztere nur einigermassen kennt. Apothekerjungen, die oft nur einige Monate in einer Offizin gedient haben, werden ohne alle Prüfung angestellt. Ja ich weiß sogar, daß gemeine Soldaten, die einige Zeit einem Regimentschirurgen als Ordonnanzen zugegeben waren, und blos Pflaster gestrichen hatten, zu dessen Gehülfen, und nach seinem Ableben zu Nachfolgern desselben ernennt worden. Ich weiß sehr wohl, daß es glückliche Köpfe giebt, die durch den eigenen Fleiß den Mangel des Unterrichtes ersetzen, und also eine Ausnahme machen; allein diese sind selten, und die meisten solcher Leute bekleiden ihr Amt sehr unwürdig, und geben dadurch zu jener Geringschätzung Anlaß, die man nur zu oft die Militärchirurgen empfinden läßt.

Man sagt, die Armee sey eine praktische Schule für Aerzte und Wundärzte. Ich gebe es zu; aber wahrlich nur für solche, die sich schon zu ihrem Berufe gebildet, das heißt, die sich die dazu erforderlichen Kenntnisse gesammelt, und ihrem moralischen Charakter die gehörige Festigkeit gegeben haben. Daß dieß aber bey Lehrbuben und ungebildeten, kenntnißlosen Soldaten nicht Statt habe, leuchtet von selbst ein. Aber auch bey jenen, die ihre akademischen Jahre mehr dem Vergnügen, als dem Studieren widmeten, kann man dieß nicht, am wenigsten den gesetzten Geist, erwarten, ohne dessen Besitz ihnen die Armee, statt einer Schule zur Bildung ihres Geistes und Herzens, ein verführerischer Schauplatz seyn muß, wo sie von der Macht der Beyspiele zum Leichtsinn und zur Vernachläßigung ihrer Berufspflichten hingerissen werden. Brokles by sagt ganz recht, daß die vernachlässigte Bildung in der Jugend, der Mangel an gründlichen Kenntnissen, und der wenige Umgang mit würdigen Männern von ihrem Fache, die Ursache sey, daß viele Regimentschirurgen nur hirnlose Schwätzer und Quaksalber sind. (1)

Die Gehülfen der Regimentschirurgen haben gleiche Pflichten mit diesen. Oft müssen sie sogar die Kranken allein besorgen, und der Regimentschirurg besucht sie nur gelegentlich. Hieraus erhellet also, daß erstere gleiche medizinische Kennt-

nisse

nisse mit letztern besitzen müssen, obwohl sie durch die Militärgesetze denselben subordinirt sind.

Wenn das Regiment, in Divisionen zertheilt, an verschiedenen Orten in Garnison liegt, so hat der Gehülfe einige von diesen zu besorgen; der Regimentschirurg aber bleibt vorzugsweise im Hauptquartier, um über die daselbst zurückgebliebene und in der Nähe befindliche Mannschaft, bey Krankheitsfällen, die Aufsicht zu haben.

Letzterer erhält das Arzeneygeld, und muß den Gehülfen mit den erforderlichen Arzeneyen versehen. Gesetzt, daß dieses nicht ordentlich geschieht, so müssen seine Bemühungen zum Besten derer, die seiner Vorsorge anvertraut werden, und seiner Hülfe bedürfen, vergebens seyn.

Daß dieß aber nicht selten der Fall sey, wird durch die Erfahrung bestätiget, und wie traurig muß dann die Lage eines Gehülfen seyn, wenn ihm anders das Wohl seiner Kranken am Herzen liegt! Leider suchen die meisten Regimentschirurgen, so viel immer möglich, vom bestimmten Arzeneygelde zu ersparen, weil dadurch ihr Einkommen vermehrt wird. Diese Sparsamkeit ist allerdings unschicklich; aber nicht sowohl die Regimentschirurgen, als die schlechte Einrichtung, nach der ihnen ein zu den nöthigen Bedürfnissen des Lebens zulänglicher Gehalt angewiesen worden, verdienen deßhalb getadelt zu werden.

Inzwischen ist dieser Umstand nicht allein den Kranken sehr oft nachtheilig; sondern er giebt auch zum Mißvergnügen und sogar zur Feindschaft unter beyden Chirurgen Anlaß. Erfüllt der Gehülfe seine Pflichten, ohne Rücksicht auf die Ersparung der Arzeneyen, so wird er zuverlässig bald vom Regimentschirurg erinnert werden, etwas sparsamer damit zu seyn. Dadurch wird ihm die Gelegenheit benommen, seine Kenntnisse zum Nutzen der Kranken anzuwenden, indem er nicht nach seinen Einsichten handeln, nie das thun darf, was die Anzeigen der Krankheit, was die Umstände des Kranken erfordern.

Eben dadurch aber wird ihm auch sein Amt zuwider werden, und er wird es sogar für entehrend halten. Wird dadurch nicht jeder bewogen, diesen Dienst zu verlassen, so wird er doch zuverläßig sorglos und nachläßig in der Beobachtung desselben werden. Da alles Bemühen, sich Achtung zu verdienen, da der angestrengteste Fleiß und die eifrigste Verwendung in seinem Berufe dieß nicht bewirket, so wird keiner länger darnach trachten; sein Eifer wird erkalten, und Gleichgültigkeit wird ihm, so wie seinen Vorfahren, allmählich zur Gewohnheit werden.

Aus dem Gesagten scheint zwar zu folgen, daß zum Gehülfen des Regimentschirurgs jeder, wer immer, gut genug sey; aber so wenig er, als Ge-

hülfe, nach seinen eigenen Grundsätzen und Kenntnissen handeln; so wenig er beyde in den meisten Fällen anwenden kann, so hat er doch Hoffnung, einst, wenn er anders Empfehlung hat, oder die Zufälle sich glücklich ereignen, Regimentschirurg zu werden, und deßhalb sollte auch billig dieser nicht ohne genaue Prüfung aufgenommen werden. Hat ein Gehülfe sich nicht schon, ehe er in Dienst trat, Kenntnisse und Geschicklichkeiten erworben, so wird er sich solche, bey den angegebenen Einschränkungen, im Dienste selbst schwerlich erwerben können, und wenn er auch zwanzig Jahr diese Stelle bekleidete. Wie wird er aber alsdann, wenn er Regimentschirurg wird, seine Pflichten, die mit dem Antritte dieser neuen Würde zugleich anfangen, erfüllen können? Die dazu erforderlichen Kenntnisse werden nicht durch bloßes Anschauen erlangt, noch sind sie, so wie der Sold, eine Folge der Beförderung.

Der gelehrte Zimmermann sagt, daß viel gesehen haben, nicht einerley sey mit viel beobachtet zu haben, und der alte Praktiker kann immer noch unerfahren, und des Zutrauens unwerth seyn. Die Welt denkt freylich anders: Sie hält Jugend und Unwissenheit; Alter und Weisheit für Synonimen.

Beurtheilung ist noch seltener, weil sie unglücklicher Weise Nachdenken, Gelehrsamkeit, Aufmerksamkeit erfordert: in den zerstreuenden Zirkeln der Freude

und

und der Lustbarkeit wird sie nicht erlangt, und leider, widmen doch der Chirurg und sein Gehülfe sehr oft diesen ihre Zeit, weil es bey der Armee überhaupt so Sitte ist.

Obwohl nun diese Klagen über die Unfähigkeit derjenigen, die bey der Militärpraxis angestellt sind, seit zwanzig Jahren um vieles abgenommen, und gegenwärtig viele Regimentschirurgen und ihre Gehülfen, sich durch die geschickte und angelegene Verwaltung ihres Berufes rühmlich auszeichnen; so ist es doch keine übertriebene Behauptung, daß sich demungeachtet noch viele darunter befinden, auf die sich die oben gemachten Bemerkungen anwenden lassen. Auch ist schwerlich eher eine Verbesserung zu hoffen, bis durch günstigere Verfügungen mehrere würdige und geschickte Männer angereitzt werden, bey dem Militär nicht allein Dienste zu nehmen, sondern auch dabey zu bleiben, und in dieser Rücksicht wage ich es, einen unmaßgeblichen Vorschlag hier beyzufügen.

Die Gehülfen, wenn ja ihre Stelle bey dem Militär fortdauern soll, müßten, ehe sie aufgenommen werden, von der chirurgischen Fakultät strenge in den zur Chirurgie erforderlichen, und nachher von einem Ausschuße von Aerzten, in der zur innern Heilkunde gehörigen Kenntnissen geprüft werden. Ehe man sie aber zu diesen Prüfungen zuließe, müßten sie vorher eine bestimmte hinläng-

liche

liche Anzahl von Jahren, auf einer hohen Schule, oder in einem andern medizinischen Institute, zugebracht haben, und, so wie jeder, der die Doktorwürde erhalten will, mit Zeugnissen ihres Fleißes und ihrer Fähigkeiten versehen seyn. Eben dieß hielt auch Broklesby schon vor zwanzig Jahren für nöthig.

Die Nothwendigkeit, die Militärchirurgen in den Kenntnissen der innern Heilkunde von einem Arzte prüfen zu lassen, leuchtet von selbst ein, wenn man bedenckt, daß sie mehrentheils auch die Stelle des Arztes vertreten müssen. Broklesby sagt in dieser Rücksicht: „Ich kann nicht zugeben, daß der beste, und mit allen zu seinem Berufe erforderlichen Kenntnissen versehene Chirurg über medizinische Gegenstände andere gehörig prüfen, noch mit Zuverlässigkeit bestimmen könne, was für Eigenschaften und Fähigkeiten der Mann besitzen müsse, der für die Gesundheit und das Leben, oft von mehr als neun hundert Soldaten sorgen soll.“

Da die Zeugnisse der Privatlehrer übrigens gleiche Gültigkeit, wie Universitätsdiplome, oder Zeugnisse von einer chirurgischen Fakultät haben, so sollte es diesen zur Pflicht gemacht werden, behutsamer mit deren Ertheilung zu seyn, und sie niemanden zu geben, dem es an den erforderlichen Fähigkeiten fehlt, die Stelle eines Chirurgen zu bekleiden. (2)

Um geschickte und ausgebildete Männer zu ermuntern, als Chirurgen bey der Armee Dienste zu nehmen, müßte der Gehalt vermehrt werden. Drey Schill. 6 Pence tägliches Einkomen, die der Gehülfe hat, oder vier Schill. die der Regimentschirurg zieht, können unmöglich einen Mann, der sich seiner Fähigkeiten bewußt ist, dazu anreitzen, weil solches kaum zu den nöthigsten Bedürfnissen des Lebens hinlänglich ist.

Eine andere, diese Absicht befördernde Einrichtung würde es seyn, wenn der Gehülfe dem Regimentschirurg nicht mehr subordinirt wäre. Die Subordination zwischen ihnen gründet sich darauf, daß die Regierung erstern für einen Schüler ansahe: allein da der Gehülfe, wenn er anders seine Pflichten soll erfüllen können, gleiche Kenntnisse, wie der Regimentschirurg, besitzen muß, so ist es nicht billig, ihn als einen Lehrbuben zu behandeln, der die Befehle seines Vorgesetzten, dem er vielleicht an Einsichten überlegen ist, blindlings befolgen muß. Die Subordination muß in diesem Falle nothwendig für den Dienst nachtheilig seyn. (3)

In bürgerlichen Spitälern, wo zwey oder mehr Aerzte angestellt sind, hat diese Unterwürfigkeit nicht Statt. Sie sind Kollegen, und keiner ist dem andern untergeordnet. Sie berathschlagen sich freundschaftlich miteinander, jeder darf freymüthig seine Meinung sagen, mit Gründen unterstützen,

stützen, und alle sind gleich thätig. Ganz anders ist das Verhältniß zwischen dem Regimentschirurgen und seinem Gehülfen. Letzterer ist ersterm gänzlich untergeordnet. Er darf nicht widersprechen, wenn dieser auf seiner Meinung beharret, selbst dann nicht, wenn sie offenbar falsch ist. Bey diesen Umständen muß oft eine gegründete Beurtheilung, und eine durch Erfahrung berichtigte Einsicht der Dummheit und der Uebereilung nachgeben, denn nicht immer ist der Regimentschirurg billig genug, den richtigen Vorstellungen seines Gehülfen Gehör zu geben, wenn er mit ihm nicht gleicher Meinung ist.

Es giebt einen gewissen Stolz, der uns anreizt, auf unserer Meinung zu beharren, selbst dann, wenn sie durch einleuchtende Gründe widerlegt wird. Dieser Fehler ist jedoch wegen seiner Allgemeinheit verzeihlich. Pope sagt deßhalb ganz recht: „Mit unsern Urtheilen geht es wie mit unsern Uhren; sie gehen alle ungleich, aber jeder richtet sich nach der seinen.“ Besser und billiger wäre es unstreitig, wenn der Regimentschirurg sich mit seinem Gehülfen in Fällen, wo sie verschiedener Meinung sind, freundschaftlich berathschlagte; allein dieß kann nie von Seite des letztern mit der erforderlichen Vertraulichkeit geschehen, so lange die Subordination Statt hat. Handelt der Regimentschirurg, aus was immer für einem Grun-

de, nach der Meinung des Gehülfen, so wird er dazu durch seinen eigenen Willen bestimmt. Die Militärgesetze erlauben ihm gerade das Gegentheil.

Ueberdem sind die Gehülfen noch manchen andern Umständen unterworfen, die jeden geschickten Mann abschrecken müssen, ihre Stelle anzunehmen. Sie müssen oft lange Zeit dienen, ohne eine Beförderung zu erhalten, und es giebt Beyspiele, daß geschickte Männer, nachdem sie zehn, ja funfzehn Jahre diese Stelle bey Feldregimentern bekleidet hatten, jungen, unerfahrnen, aber durch Vorsprache oder andere Umstände unterstützten Neulingen nachgesetzt, ja sogar untergeordnet worden. Noch schlimmer aber ist es, daß sie nicht selten, wenn sie noch einmal so lange gedient, zuletzt ohne die geringste Unterstützung zur Erleichterung und Versüßung ihres Alters entlassen werden.

Mit den Regimentschirurgen bey den regulirten Feldtruppen verhält es sich anders. Sie ziehen halben Sold, gesetzt auch, daß ihr Regiment reduzirt wird, und sie noch nicht ein Jahr, ja kaum eine Woche gedient haben. Wäre es nicht billig, daß in Ansehung des Gehülfen gleiche Verfügung getroffen würde?

Noch unbilliger ist die Einrichtung, daß der Gehülfe des Regimentschirurgs dem jüngsten Fähnrich untergeordnet ist, so, daß ihn dieser, so wie

einen

einen gemeinen Soldaten, zum Gefängnisse verurtheilen kann. Nach den Kriegsgesetzen kann ihm sogar durchs Kriegsrecht, wenn er sich gegen einen Offizier vergangen, eine körperliche Strafe zuerkannt werden.

Zwar findet sich kaum ein Beyspiel, daß dieses Gesetz jemals ausgeübt worden wäre, und die Offiziere erkennen selbst das Unschickliche desselben. Allein schon der bloße Gedanke, daß man solchen entehrenden Strafen unterworfen werden könne, muß für ehrliebende Männer innigst kränkend seyn, und ein so ungerechtes Gesetz sollte billig ganz abgeschafft werden.

Alle diese unangenehmen Umstände, welchen die Gehülfen unterworfen sind, gründen sich einzig darauf, daß ihr Anstellungsdekret bloß vom Obersten des Regimentes, und nicht, wie die der Offiziere und Regimentschirurgen, vom obersten Befehlshaber oder Kriegssekretär ausgefertiget und unterzeichnet wird. Man sagt, daß dieß nicht abgeändert werden könne, weil sonst die Rechte des Obristen beeinträchtiget würden; allein der Obrist kann ja immer das Recht der Ernennung behalten — nur sollte er keinen andern wählen dürfen, als einen, der mit den erforderlichen Zeugnissen versehen ist — wenn gleich das Anstellungsdekret selbst von höherer Hand unterzeichnet wird. Ein Beyspiel, wo diese Einrichtung Statt hat,

liefert die Adjutantenstelle. Der Obriste hat das Recht, sich diesen zu wählen, allein sein Dekret wird von höherer Hand unterschrieben.

Durch verbessernde Einrichtungen dieser Umstände würde die Militärpraxis mehr Ansehen erhalten, und verdienstvolle Männer würden es nicht mehr für eine Entehrung halten, diese Laufbahn als Gehülfen zu betreten, noch sie sobald, als es jetzt geschieht, verlassen. Der kranke Soldat würde besser behandelt werden, und der Dienst überhaupt dabey gewinnen.

Ich habe zwar bisher von den Eigenschaften und Fähigkeiten der Gehülfen der Regimentschirurgen geredet; demungeachtet bin ich der Meinung, daß diese Stelle füglich aufgehoben werden könne. Die Anzahl der Kranken, welche ein Regimentschirurg im Durchschnitt täglich zu besorgen hat, habe ich bereits oben angegeben, und sie ist keinesweges so groß, daß er sie nicht allein bequem sollte bestreiten können.

Freylich geht dieß nicht an, wenn das Regiment Divisionenweise in verschiedenen von einander entfernten Städten verlegt ist. In diesem Falle müßte in jeder Stadt einem ansäßigen Wundarzte die Vorsorge für die Kranken übertragen werden, und man kann zuversichtlich glauben, daß sich immer einer finden wird, der sich derselben, wenn man ihm das Arzeneygeld zur Vergütung anweiset, willig unterziehen würde.

Die Kranken würden sich auf allen Fall besser dabey befinden, als wenn ein Gehülfe sie behandelt, dem oft in seiner Praxis die Hände gar zu sehr gebunden sind. Der Ordnung wegen, müßte dieser Wundarzt von einem Korporal täglich ein Verzeichniß der Kranken verfertigen lassen, und wöchentlich einen allgemeinen Bericht davon, an den sich im Hauptquartier aufhaltenden Regimentschirurgen einschicken. Allenfalls könnte letzterer auch wöchentlich einmal die kantonirenden Divisionen, da sie selten weit auseinander liegen, besuchen, um sich mit dem Wundarzte, der die Besorgung derselben übernommen, zu besprechen, und in zweifelhaften und gefährlichen Fällen zu berathen, ohne ihm jedoch in seinen Verordnungen etwas geradezu vorzuschreiben.

Im Lager, wo nicht allein, wenn es aus mehreren Regimentern besteht, ein Arzt angestellt, sondern auch ein Generalhospital errichtet wird, ist der Gehülfe ganz unnöthig, weil alle schwere Kranke in letzteres geschickt werden, und die zerstreut liegenden minder gefährlichen, in dem engen Raume des Lagers vom Regimentschirurg leicht besucht werden können. Sollte das Hospital etwa einige Meilen (englische) vom Lager entfernt seyn, so kann es ihm nicht lästig fallen, es täglich ein oder zweymal zu besuchen. Im Falle aber, daß die Entfernung mehr beträgt, so wäre es rathsa-

mer,

mer, wenn er sich in der Nähe desselben eine Wohnung nähme, oder sein Zelt aufschlüge, und sich nur zu gelegenen Zeiten ins Lager begäbe.

Nach der jetzigen Einrichtung muß der Regimentschirurg beständig im Lager bleiben. Dieß ist sehr unschicklich und oft sehr lästig. Ereignet sich ein Unglücksfall, so kann der Kranke entweder bald ins Spital gebracht, oder, wenn dieß nicht thunlich ist, der Regimentschirurg nach dem Lager gerufen werden.

Wenn die Regimenter außer Landes wirkliche Kriegsdienste thun, sind die Gehülfen eben so wenig nöthig. Es werden sodann immer Generalhospitäler errichtet, wohin man die meisten Kranken schickt, und wodurch also die Arbeiten des Regimentschirurgen sehr vermindert werden. Ueberdieß leiden die Regimenter im Kriege durch Todesfälle und Desertion fast täglich eine Abnahme, die außer Landes nicht immer sogleich ersetzt werden kann. Je weniger zahlreich aber ein Regiment ist, um desto weniger Arbeit hat der Chirurg. Nach einer Schlacht giebt es freylich viele Hülfsbedürftige; aber es sind Verwundete, die sobald als möglich ins Spital geschickt werden; Schlachten fallen aber auch selten vor. Die wenigen, welche bey kleinen Scharmützeln verwundet werden, können dem Regimentschirurgen nicht außerordentlich viele Mühe machen.

Sollte der Regimentschirurg etwa durch Krankheit an Erfüllung seiner Pflichten gehindert werden, so wird sich immer an dem Orte, wo er in Garnison liegt, ein Wundarzt finden, der, wenn sich jener anders nach meinem Rathe beliebt zu machen gewußt hat, bis zu seiner Wiedergenesung, entweder aus Freundschaft, oder gegen den Genuß des Arzeneygeldes, seine Stelle vertritt. Sollte er aber im Lager, oder im Kriege ausser dem Lande krank werden, so müssen seine Mitkollegen die Kranken besorgen. Ich rede hier jedoch bloß von den Gehülfen der Regimentschirurgen, denn die Einrichtungen der Spitäler gehören zu meinem Plane nicht.

Die mancherley kleinen Arbeiten, welche bey den Kranken nöthig sind, und vom Regimentschirurgen nicht selbst besorgt werden können, z. B. Pflaster streichen, stinkende Geschwüre der eiternden Rücken der Gepeitschten verbinden, Salben und Brey machen u. s. w. erfordern keinen Gehülfen, indem man solches füglich durch einige Invaliden, wenn sie nur etliche Tage darin Unterricht erhalten, versehen lassen kann. Ich kann dieß aus Erfahrung versichern.

Ich habe bisher immer in Rücksicht auf Krieg gesprochen, wo so viele Umstände zusammen treffen, die Zahl der Kranken, und also auch die Arbeiten des Regimentschirurgs zu vermehren. Da

ich nun demungeachtet erwiesen habe, daß die Gehülfen überflüßig sind, so müssen sie es in Friedenszeiten noch weit mehr seyn. Die Zahl der Kranken ist sodann weit geringer, weil bloß junge gesunde Leute ausgewählt werden, und die Regimenter nach dem jetzigen Friedensfuße, wenn sie vollständig sind, nur aus 400 Mann bestehen.

Endlich ist der Dienst des Regimentschirurgen an Exerziertägen meiner Behauptung nicht entgegen. Dieser Dienst und die Gegenwart desselben auf dem Exerzierplatze, scheint mir keineswegs nöthig zu seyn. Die Zufälle, welche sich daselbst ereignen, sind meistentheils so unerheblich, daß sie keine unmittelbare oder unverzügliche Hülfe bedürfen, und wenn sie wirklich von der Art wären, so kann er doch nicht eher Hülfe leisten, bis die Verwundeten ins Regimentsspital gebracht werden. Auf jeden Fall kann er also ganz schicklich bey seinem Spitale bleiben. Wenn iedoch diese Einrichtung fortdauern, und der Regimentschirurg auf dem Exerzierplatze zugegen seyn soll, so macht dieß doch die Gehülfen noch nicht nothwendig, weil die Wärter, wenn sie die gehörige Anweisung erhalten, die kleine Besorgung, welche in der nur wenige Stunden dauernden Abwesenheit des Regimentschirurgen erforderlich seyn kann, über sich nehmen können.

Liebe gegen die kranken Soldaten muß nothwendig den Chirurg, der seine Pflichten nach ihrem ganzen Umfange erfüllen will, beseelen. Diese Forderung sollte zwar keiner Wiederhohlung bedürfen; allein da sie noch immer von Einigen vernachläßiget wird, so verdient sie allerdings eine nähere Betrachtung.

Der tägliche Umgang mit Kranken, und der öftere Anblick ihrer Leiden soll, wie viele vorgeben, das Herz der Chirurgen hart und unempfindlich machen. Dieser Beobachtung kann ich nicht beytreten, und ich freue mich, daß ich, zur Ehre der Menschheit, Beyspiele vom Gegentheile beyzubringen im Stande bin. Die Gewohnheit macht allerdings das Herz gegen traurige Eindrücke weniger fühlbar, aber keinesweges fühllos. Ein theilnehmendes Mitleid flößt den Kranken Zutrauen und Liebe gegen ihren Arzt ein, und die dadurch bewirkte Ueberzeugung, daß dieser alles, was er thut, aus Liebe und zu ihrem Besten thut, wird sie mit heilsamer Hoffnung beleben, sie williger machen, seine Vorschriften zu befolgen, und selbst schmerzhafte Operationen gelassener zu ertragen. Eine rauhe, harte Begegnung muß nothwendig eine gerade entgegen gesetzte Wirkung auf das Gemüth des Kranken haben, und der Arzt, der sich ein solches erlaubt, handelt gegen alle Politik, indem er dadurch Anlaß giebt, daß seine Kranken zum Nachtheil seines Ruhmes langsamer genesen.

Bey den Soldaten, besonders bey jenen, die durch widrige Schicksale gezwungen worden, diesen Stand anzunehmen, ist eine rauhe, harte Behandlung um desto nachtheiliger, da sie ohnedem schon von ihrer Lage niedergedrückt werden, und alle jene Bequemlichkeiten entbehren müssen, an die sie vielleicht vorher gewöhnt waren: das Theilnehmen besorgter Freunde und Verwandten, die ihnen durch Gefälligkeit und kleine Dienste ihre Leiden milderten, durch Zuspruch ihr Herz beruhigten und ihren Geist von kränkenden Betrachtungen ablenkten. Wenn sie aber nun ihre traurige Lage, das rauhe Betragen ihres Arztes, des einzigen Mannes, von dem sie Mitleid und Trost zu erwarten berechtiget sind, mit obigen in Vergleich stellen, wie lebhaft müssen sie da ihr Unglück empfinden, und wie sehr muß dieß beunruhigende Gefühl für ihre Genesung nachtheilig seyn! Der Chirurg, der sich gegen seine Kranken rauh und hart beträgt, verräth um desto mehr ein unedles Herz, da diese nothwendig an seine Hülfe gebunden sind, und sich nicht, wie der bürgerliche Kranke, einen andern Arzt wählen können.

Daß die Soldaten auf gute Worte nicht achten, und daß sie durch ein sanftes Betragen zum Ungehorsam und zur Widersetzlichkeit verleitet werden, ist ein ungegründetes Vorgeben, und rechtfertiget das strafbare Betragen vieler Chirur-

rurgen nicht im Geringsten. Es giebt Soldaten, die sich durch Güte des Herzens, sanftes Gefühl und einen gebildeten Geist auszeichnen, und bey denen also gar keine nachtheilige Wirkung von einem liebreichen Betragen zu besorgen ist. Aber auch selbst bey wirklich schlecht gesinnten Menschen kann durch ein rauhes Betragen und durch harte Worte nichts Gutes bewirkt werden. Es reitzt sie zur Erbitterung, und wird ihnen jede Gelegenheit willkommener machen, solche an dem Chirurg auszulassen. Sanftes, gütiges Behandeln im Gegentheile macht oft das rauheste, wildeste Herz, besonders in Krankheiten, menschlich und weich. Der Versuch wird jeden von der Wahrheit des Gesagten überzeugen. Nirgends findet man mehr Anreitzung, sein Herz allmählich an Härte zu gewöhnen, als bey der Armee, wo die Subordination Beyspiele der Strenge nicht selten nothwendig macht. Um desto sorgfältiger muß sich aber der Chirurg davor in Acht nehmen, da sein Beruf einzig darin besteht, Leiden und Schmerzen zu heben oder zu mildern.

Nichts ist für die Soldaten empörender, als wenn sie in Krankheiten nachlässig behandelt werden. Sie wissen es, daß sie von ihrem ohnedem geringen Solde zur Arzeneykasse beytragen müssen, und daß der Chirurg vom Staate einen Gehalt zieht, um ihnen in Krankheiten beyzuspringen. Sie

for=

fordern also, und zwar ganz billig, daß dieser sie mit aller Sorgfalt behandeln und ihre Leiden, so viel und so schnell als möglich, heben soll. Es ist eine sichere Bemerkung, daß diejenigen, welche schon einigemale in Krankheiten von einem sorgfältigen und menschenfreundlichen Regimentschirurg behandelt worden, nachher selten mehr desertiren. Erkenntlichkeit fesselt sie gleichsam an ihren Dienst, und flößt ihnen Liebe gegen diejenigen ein, die ihnen das Unangenehme ihrer Krankheiten milderten.

In dieser Rücksicht sollten sich selbst die Offiziere ein gütiges Betragen, besonders gegen Kranke, leidende Soldaten zur Pflicht machen. Es fehlt nicht an Beyspielen, wo diese, von Dankbarkeit hingerissen, in den Gefahren der Schlacht gleichsam auf sich selbst vergessen, und ihrem ehemaligen Wohlthäter das Leben gerettet haben.

Kranke, die mit langwierigen Zufällen behaftet sind, ohne jedoch beständig bettlägerig zu seyn, müssen vom Regimentschirurg nicht zu sehr eingeschränkt gehalten werden. Der beständige Aufenthalt im Spitale kann in mehr als einer Rücksicht ihrer Gesundheit nachtheilig seyn, da die tägliche Bewegung in freyer Luft den Muth belebt, die festen Theile stärkt, den Umlauf der Säfte befördert, und die Ab- und Aussonderungen begünstiget.

Der Besorgniß, daß sie diese Freyheit zu Ausschweifungen im Essen, Trinken und so weiter mißbrauchen möchten, kann dadurch abgeholfen werden, daß ihnen, von der beym Spital befindlichen Wache, ein Mann zur Aufsicht mitgegeben wird, auf dessen Rechtschaffenheit man sich verlassen kann. Diese Vorsicht ist auch deßhalb nöthig, um das Desertiren zu verhindern, wofür der Regimentschirurg zur Verantwortung gezogen werden würde. Muß er ja, besonderer Umstände wegen, einem oder dem andern Soldaten die erbetene Erlaubniß zum Ausgehen versagen, so soll es auf eine Art geschehen, woraus er abnehmen kann, daß die Verweigerung keine Folge des Eigensinnes, sondern der Nothwendigkeit sey, und dann wird er sich willig diese Einschränkung gefallen lassen.

Im Spitale selbst müssen die nicht bettlägerigen Kranken einen darin befindlichen Subalternoffizier zum Aufseher haben, damit die nöthige Ordnung und Ruhe erhalten wird. Da die Soldaten schon an Subordination gegen ihn gewöhnt sind, so werden sie ihm williger Folge leisten, als den Wärtern.

In Ansehung der Bestrafungen muß der Regimentschirurg sehr behutsam seyn, und lieber der Güte, als der Strenge Gehör geben, ja, wenn die Umstände eines Kranken es fordern, sich sogar stellen, als wenn er manche strafbare Vergehungen

nicht bemerkt hätte. Ist jedoch eine Bestrafung unumgänglich nöthig, so ziehe ich das Schliessen im Spitale dem Einsperren im Kerker vor, weil dieser gemeiniglich ein dumpfiges, feuchtes Behältniß ist, folglich die noch nicht gehobene Krankheit wieder verstärken und Rückfälle veranlassen kann. (4)

Zuweilen kommen bey den Soldaten Krankheiten vor, die von moralischen Ursachen herrühren, die, ohne daß letztere gehoben werden, schwer, oder gar nicht zu heilen sind. Dieß beruht aber nur selten auf dem Willen des Regimentschirurgen, und in solchen Fällen kann er sich zum Besten des Kranken eine Täuschung erlauben, und ihm mit Hofnungen schmeicheln, obwohl es nicht immer in seiner Macht steht, sie zu erfüllen. Nicht selten ist dieß das einzige Mittel, um den traurigen Wirkungen der Sehnsucht nach dem Vaterlande, oder des sogenannten Heimwehes, einer unglücklichen Liebe, u. a. Einhalt zu thun. Folgende Krankengeschichte mag zum Beyspiele dienen. Im Jahre 1781 kam ein junger, schön gebauter, ohnlängst angeworbener Soldat ins Spital. Seine Augen waren matt, und sein ganzes Betragen verrieth Niedergeschlagenheit. Er klagte über allgemeines Uebelbefinden, ohne doch einen bestimmten Schmerz angeben zu können, über Ohrenbrausen und Betäubung des Kopfes. Der Puls war

mehr langsam als geschwind, aber klein und weich. Er hatte weder Durst noch Appetit, eine sehr unreine Zunge; der Unterleib war natürlich, sein Schlaf unruhig und durch schreckhafte Träume unterbrochen. Ich hielt die Krankheit für einen noch ungebildeten Typhus, und suchte dessen Fortgang und weiterem Zunehmen durch zweckmässige Mittel vorzubauen. Einige Wochen verstrichen, ohne merkbare Veränderung, nur nahm der Kranke immer mehr ab; die Eßlust verlohr sich ganz; er wurde so unlustig, daß er sein Bett nie verlassen wollte, doch lag er selten in einem festen Schlafe, so, daß er bey jeder auch nur leisen Anrede sogleich wach wurde, und gehörig antwortete. Er seufzte oft und tief, und seine Aufmersamkeit konnte durch nichts Aeußeres gereitzt werden. Er hatte keinen Husten. Ich befahl ihm, sich mehr Bewegung zu machen, aber er unterzog sich meinem Befehle stets mit Widerwillen. Ich verordnete stärkende, belebende Arzeneyen und Wein, aber alles war umsonst. Sein Puls wurde nun klein und schnell, und er verfiel in ein wahres Abzehrungsfieber, das sich jedesmal gegen Abend verschlimmerte. Der Puls wurde noch schneller und kleiner, seine Augen hohl, die Backen eingefallen, die Nägel gekrümmt, die weiße Augenhaut durchsichtig, und seine Kräfte nahmen so sehr ab, daß er ohne Beyhülfe nicht mehr das Bett verlassen kon-

konnte. Es fanden sich nächtliche Schweiße und alle Zufälle des nahen Todes ein. Zufällig erfuhr ich nun von der Wärterinn, daß er in meiner Abwesenheit einzig und allein von seinem Vaterlande — er war aus Wallis — und seinen Freunden rede. Ich zweifelte nicht, daß Sehnsucht nach seiner Heimath die Ursache seiner Krankheit sey, und da ich beym ersten Besuche meine Unterredung auf diesen Gegenstand lenkte, so wurde ich völlig davon überzeugt. Ich versprach ihm, nach seiner Wiedergenesung zuverlässig die Erlaubniß zu bewirken, auf einige Zeit nach Hause zu gehen, und dieß Versprechen wirkte mehr als alle Arzeneyen. Er wurde von Tage zu Tage besser, fieng an zu essen, machte sich Bewegung, und noch vor Verlauf zweyer Monate verließ er gesund das Spital. Wahrscheinlich würde jedoch bald ein Rückfall Statt gehabt haben, wenn meine Vorbitte bey dem Befehlshaber des Regimentes ihm die erwünschte Erlaubniß nicht bewirket hätte.

Nach Zimmermanns Bemerkung, in seinem Buche von der Erfahrung, ist das Heimweh vorzüglich eine gewöhnliche Krankheit der Schweitzer, wenn sie sich außer ihrem Vaterlande aufhalten. Barere hat sie auch in Burgund unter den Soldaten beobachtet, die entweder zum Dienst waren gezwungen worden, oder denen man den Abschied versagt hatte. D. Auenbrug-

ger

ger bemerkt, daß sie vormals auch unter den österreichischen Truppen häufig vorgekommen, jetzt aber selten beobachtet werde, da die Soldaten nur auf eine bestimmte Zeit angeworben werden, und ihnen nach Verlauf derselben der Abschied nie verweigert werde. Die angegebenen Schriftsteller nehmen übrigens insgesammt an, daß diese Krankheit, wenn sie nicht schon in eine Abzehrung oder in einen Wahnsinn übergegangen, durch die genährte und wirklich befriedigte Sehnsucht nach dem Vaterlande einzig und allein geheilt werde. Der erste Schriftsteller führt die Geschichte eines Studenten zu Göttingen, der aus Bern gebürtig war, zur Bestättigung an. Das Heimweh hatte bey ihm den sonderbaren Wahn veranlaßt, seine Aorta wolle zerbersten. Er ließ sich durch keine Vorstellung bewegen, sein Zimmer zu verlassen, und keuchte, wenn er nur einige Treppenstufen gestiegen war. Aber kaum hatte er von seinem Vater den Befehl erhalten, nach Hause zu kehren, so war seine Krankheit und sein Wahn verschwunden, und er eilte frisch und munter zu Fuße zu allen seinen Freunden, um Abschied zu nehmen.

Ich erinnere mich eines jungen Frauenzimmers, die in eine angenehme und vortrefliche Erziehungsanstalt gethan ward, und hier aus bloßer Sehnsucht nach ihrem väterlichen Hause in eine Abzehrung verfiel, von der sie nicht eher genaß, bis sie in dasselbe zurückgebracht worden.

Wahrscheinlich haben die meisten von jenen Krankheiten, die sich oft in eine tödtliche Entkräftung oder Abzehrung enden, ohne daß man ihren Grund erkennen kann, ähnliche Ursachen. Im Jahre 1786. wohnte ich zu Newcastel in Südcarolina der Sektion eines Soldaten bey, der, wie das ganze Regiment wuste, aus Gram über die Trennung von seiner Geliebten in ein tödtliches Abzehrungsfieber verfallen war. Vermuthlich wäre sein Leben erhalten worden, wenn man ihm mit der Hoffnung geschmeichelt hätte, seine Geliebte wieder zu sehen. Die Folgen der Sehnsucht untergraben entweder die Gesundheit langsam, oder äußern sich plötzlich und schnell. Im erstern Falle sind die gewöhnlichsten Zeichen folgende: ein zitternder Puls, öfteres tiefes Seufzen, abwechselnde Röthe und Bläße der Wangen, Entkräftung, Mangel der Eßlust, stammelnde Sprache, Schlaflosigkeit, und endlich Abzehrung oder Wahnsinn, der nicht selten zum Selbstmorde leitet.

In Ansehung des Letztern erzählt Tulpius den merkwürdigen Fall eines jungen Engländers, dem die abschlägige Antwort seiner Geliebten plötzlich alle Bewegungskraft benahm, so, daß ihm die Augen starr und unbeweglich wurden, und er vollkommen einer leblosen Bildsäule glich. Die Versicherung seiner Geliebten, seine Zärtlichkeit zu erwiedern, bewirkte eben so plötzlich seine Genesung.

Diese

Diese wenigen Beyspiele können zum Beweise dienen, was für einen mächtigen Einfluß die Leidenschaften und Gemüthsbewegungen auf den Körper haben, und wie oft sie Krankheiten und selbst den Tod verursachen können. Der Arzt muß also in allen ihm vorkommenden Fällen, wo er nur einigermassen aus den vorhergegangenen Umständen, oder aus der Gegenwart der angegebenen Zeichen, vermuthen kann, daß sie mit im Spiele sind, vorzüglich darauf Rücksicht nehmen, weil, ohne daß sie beruhiget werden, die dadurch verursachten Krankheiten nicht zu heilen sind. (5)

Zum Beschluß wiederhohle ich noch einmal die unwidersprechlich wahre Bemerkung, daß der Arzt, der seine Pflichten erfüllen will, er stehe nun einem Spitale vor, oder er habe für die Gesundheit einer größern Volksmenge zu sorgen, nothwendig eine wohlwollende Liebe gegen seine Kranken fühlen müsse; daß aber auch ein gütiges, menschenfreundliches, theilnehmendes Betragen ihm Vortheile gewähren wird, die vieles zum glücklichen Ausgang seiner Kuren beytragen werden.

(1) Bey der österreichischen Armee fordert man von Jünglingen, die sich der Militärchirurgie widmen wollen, daß sie von guten Sitten sind, und sich die Vorbereitungswissenschaften eigen gemacht haben, indem man überhaupt der Meinung ist, daß nur aus solchen Zöglingen ächte Chirurgen gebildet werden können.

Es trägt sich äußerst selten zu, daß ein junger Mann, der beym Militärleben ganz Neuling ist, große Fortschritte in der Wissenschaft macht; denn es ist soviel als erwiesen, daß die Militärchirurgie nur für solche junge Männer eine Schule wird, die schon mit vorläufigen Kenntnissen ausgerüstet sich dazu begeben. Daß hierauf zu Kriegszeiten nicht die genaueste Rücksicht genommen werden kann, und daß unter der Anzahl der Aufgenommenen wohl einige seyn mögen, die zu Friedenszeiten gewiß wären zurückgewiesen worden, dieß erweiset noch nichts gegen das itzige Institut, wo sich die Chirurgen die nöthigen Kenntnisse vorläufig sammeln sollen. Ich bemerkte schon an einem andern Orte, daß diesem Uebel zu Kriegszeiten nicht so leicht abzuhelfen sey, und daß man immer eine verhältnißmäßige Menge gebildeter Chirurgen bey der Armee im Vorrathe haben sollte, um nicht in die Nothwendigkeit zu kommen, daß man mit einem jeden, der Dienst nehmen will, zufrieden seyn müße. Wenn junge noch ungebildete Leute zur Armee kommen, wo der Regimentschirurg unmöglich auf ihren sittlichen Charakter Acht geben kann, so gehen sie dem mit dahin gebrachten Hange zu Ausschweifungen nach, lernen nichts, versäumen ihre Pflichten, und wenn sie auf diese Art während eines oder auch mehrerer Feldzüge gedient haben, so kommen sie doch als unwissende Chirurgen und verdorbene Menschen zurück. Vor dem Kriege waren dergleichen Leute der menschlichen Gesellschaft zwar unnütz, aber nun werden sie derselben gefährlich. Sie pochen auf ihre Dienstjahre im Felde, thun sich darauf viel zu gut, daß sie viele Kranken gesehen hätten, kuriren darauf los,

und glauben, zu allem eben so fähig als berechtigt zu seyn. Die armen Kranken, die unglücklicherweise unter die Hände eines solchen im Felde gedienten Chirurgen gerathen, seufzen zwar, unter seiner oft ganz widersinnigen Behandlung; suchen sich aber selbst dadurch wieder zu beruhigen, daß dieser Mensch, weil er bey der Armee gedient hat, doch der Sache gewachsen seyn müsse. Ich habe oft Gelegenheit gehabt, dergleichen Kranke zu sehen, und ich habe schon manchen geheilt, der von einem ähnlichen im Felde gedienten Quacksalber verdorben, und endlich von ihm verlassen worden war.

Die Bemerkung, daß es zwey ganz verschiedene Sachen seyen, Kranke zu sehen, und Krankheiten zu beobachten, ist sehr richtig. Ein Jeder kann Kranke sehen, und auch etwa die auffallenden Erscheinungen bemerken; aber nicht ein Jeder giebt sich die Mühe, den dem gemeinen Auge verborgenen Ursachen nachzuspüren, und die seltneren Erscheinungen, die er noch niemals wahrgenommen, die aber vielleicht andere, entweder unter ähnlichen, oder auch andern Umständen, gesehen haben, miteinander zu vergleichen, um richtiger schließen zu können.

Diese letztere Eigenschaft kann sich der Chirurg nie anders als durch eine ordentliche und anhaltende Verwendung erwerben, woran ihn aber leider! öfters der zu starke Hang zu Zerstreuungen und nicht selten ein frühzeitiger Eigendünkel hindern.

(2) Von der Prüfung der Regimentschirurgen habe ich schon in einer Note zum 1ten Kapitel Erwähnung gemacht. Die Unterchirurgen werden von dem bey

der

der Akademie und dem Militärhauptspital angestellten Stabschirurgen geprüft, und auf seinen Bericht, den er dem Protochirurg darüber erstattet, bekommen sie ein Attestat. Wenn einer von diesen in der Folge zum Bataillonschirurgen befördert wird, so bedarf er keiner weitern Prüfung; denn diese Beförderung gründet sich immer auf Verdienste, die er sich schon vorher durch seine emsige Verwendung bey dem Regimente erworben hat. Was Broklesby und nach ihm Hamilton sagt, daß nämlich einer der besten Chirurgen, oder auch selbst ganze chirurgische Fakultäten, denen obliegt, die Militärchirurgen zu prüfen, nicht im Stande wären, ohne einen Arzt, zu bestimmen, welche Eigenschaften ein Chirurg haben müsse, der sowohl innerliche, als äußerliche Krankheiten behandeln soll, ist meiner Meinung nach unbillig; denn wenn die prüfenden Chirurgen einen ordentlichen Lehrkurs über die Behandlung, sowohl äußerlicher, als innerlicher Krankheiten gehört und vollendet haben, wenn sie ferner mehrere Jahre hindurch bey der Armee als Aerzte und Chirurgen gedient haben, so däucht es mich allerdings, daß sie mit dem Arzte wohl gleiche Kenntnisse, und also auch mit ihm gleiche Fähigkeiten, andere zu prüfen, haben können.

(3) Da der Regimentschirurg die ihm untergeordneten Bataillonschirurgen als seine Gehülfen anzusehen hat, so versteht es sich von selbst, daß er durch ein erniedrigendes Begegnen sie nicht fühlen lassen darf, daß er einen Vorrang vor ihnen hat. Wenn gedachte Chirurgen in Dienstsachen ihre Pflicht thun, und seine zum Wohl der Kranken abzweckenden An-

ordnungen befolgen, so läßt sich es kaum vermuthen, daß es einen Mann geben könne, der gegen solche Subalterne grob wäre.

Die Subordination ganz aufheben wollen, so wie es Hr. Hamilton wünscht, wäre auch selbst in England mehr schädlich als nützlich; inzwischen ist nicht zu läugnen, daß gewisse Gränzen darin festgesetzt seyn sollten, welche die Vorgesetzten gegen die Untergeordneten, und so umgekehrt, zu beobachten haben. Ich will hier eben nicht die Absicht untersuchen, die Hr. Hamilton dabey haben mag, wenn er die Stellen der Gehülfen so ganz und gar unnöthig erklärt; doch glaube ich behaupten zu können, daß es auch dort nicht leicht angehen dürfte, dem Regimentschirurg allein, die, wo nicht immer, doch sehr oft gehäuften Geschäfte aufzubürden.

Bey den österreichischen Regimentern, die freylich viel stärker sind, als in England, und bey welchen, wenn auch mehrere beysammen stehen, keine Aerzte angestellt werden, sind, wie ich schon beym 1ten Kap. Not. 3. anführte, nebst dem Regimentschirurgen 2 Bataillons- und 8 Unterchirurgen nothwendig, und alle sind, wiewohl mehr oder weniger, je nachdem die Regimenter einquartiert liegen, beschäftiget.

In Ansehung der Subordination der Unterchirurgen sind dieselben, der Ordnung wegen, in allem, was in das medizinisch-chirurgische Fach einschlägt, nicht nur dem Regimentschirurg, sondern auch den Bataillonschirurgen untergeordnet. Wenn sie aber ihre aufhabenden Pflichten genau erfüllen; die Zeit hindurch, da sie im Spitale kommandirt sind, sich sittsam und emsig betragen, und das, was vom Regiments- oder Bataillonschirurgen verordnet wird,

pünktlich und ohne Widerrede verrichten; so werden sie sich gewiß beyde Vorgesetzte zu Freunden machen, und dem Unangenehmen, das manchmal mit der Subordination verknüpft ist, ausweichen.

Wenn sich nun die Chirurgen freundschaftlich gegen einander betragen, wenn sie sich selbst schätzen, und keinen Anlaß zu Zwistigkeiten geben; so werden auch die Offiziere dem chirurgischen Personal ihre Achtung nicht versagen können, und dieß um so weniger, als das gute Einverständniß zwischen ihnen und den Chirurgen auf die Besorgung der Kranken keinen geringen Einfluß hat. Der gemeine Mann wird sich gewiß gegen denjenigen Chirurgen, den er von den Offizieren schätzen sieht, folgsamer bezeigen, als gegen einen, wo er gerade das Gegentheil bemerkt.

(4) Zu den einem ächten Chirurgen nöthigen Eigenschaften gehört unstreitig die Liebe zu seinen Kranken, und er findet nirgends mehr Gelegenheit, diese Tugend auszuüben, als bey den kranken Soldaten. Er ist der Einzige, den sie für uneigennützig halten, wenn er ihnen willig und unverdrossen beysteht, und bey ihren Gebrechen thätige Hülfe leistet. Das von Seiten der Patienten so nöthige Zutrauen, dessen gute Wirkungen nur zu bekannt sind, kann uns die Kunst öfters nicht so leicht, als ein zärtliches Betragen gegen sie, verschaffen.

Die bey Manchen eingewurzelte Meinung, daß derjenige, der stets Leidende um sich her sieht, und der oft, in der Absicht zu helfen, schmerzliche Mittel anwenden muß, unempfindlich sey, und gegen die Leidenden hart werde, widerlegt sich von selbst dadurch,

da wir Güte des Herzens, Sanftmuth des Charakters, und einen gebildeten Geist bey einem Chirurgen als moralische Haupteigenschaften voraussetzen.

Er soll sich nicht nur gegen folgsame Kranke liebreich bezeigen, sondern auch jenen, die vielleicht durch das langwierige Leiden ungeduldig geworden, mit Güte begegnen, ja er soll selbst ihre Vorwürfe, die er manchmal anhören muß, nicht ahnden, sondern mit ihnen, als solchen, die am Geist und Körper krank sind, Mitleiden tragen.

Sollte es aber doch ein Kranker diesfalls zuweit treiben, und sich solcher Fehler schuldig machen, die entweder seine Genesung unumgänglich hintertreiben, oder durch welche die Ruhe im Krankenzimmer gestöret würde, so soll der Chirurg nie anders, als durch die Diät strafen; sollte diese Strafe keine Wirkung machen, so muß es dem Offizier gemeldet werden; und da bey Manchen schon die Drohung, daß man dieses thun werde, Folgsamkeit bewirkt, so muß diese auch allzeit vorausgeschickt werden.

Sollte nun das Drohen nichts fruchten, so wird es dem im Spitale kommandierten Offiziere gemeldet, welcher ihn entweder durch scharfes Zureden zurecht zu bringen sucht, oder auch mit Einverständniß des Chirurgen denselben auf eine Zeitlang in das für die Arrestanten bestimmte Krankenzimmer bringen läßt, wo sich ohnehin, um Ruhe zu erhalten, beständig eine Militärwache befindet. Wenn endlich der Delinquent vollkommen genesen, und derselbe sich während seines Aufenthaltes im Spitale wesentlich vergangen hat, so wird er gemeiniglich vor seinem Austritte von dem Spitalkommando abgestraft.

(5) Die tägliche Erfahrung lehrt uns, daß unterdrückte Leidenschaften, vorzüglich aber eine heftige Sehnsucht nach einem gewissen Gegenstande alle von dem V. hier bemerkte Zufälle veranlassen.

Obschon das sogenannte Heimweh bey der österreichischen Armee itzt seltner als ehemals beobachtet wird, weil die meisten Soldaten kurz nach der Assentirung auf eine unbestimmte Zeit beurlaubt werden, so geschieht es doch öfters, daß die aus Krain, Tyrol und Pohlen gebürtigen davon befallen werden; bey den Krainern trift es aber am gewöhnlichsten zu. Unter die Zufälle, wodurch sich dieses Uebel in hiesigen Landen vorzüglich kennbar macht, und von welchen zum Theil auch schon der V. Erwähnung gemacht hat, gehören allerdings folgende: die verlorne Eßlust; eine Mattigkeit in den Gliedern; ein schwacher langsamer Puls; öfteres Seufzen; zu Zeiten ein besonderer Widerwille gegen das Reden, wo die Patienten die einfachsten Fragen ungerne, oder auch wohl gar nicht beantworten. Man kann sie schwer dazu bringen, Arzeneyen zu nehmen, wiewohl es auch andere giebt, die sich hiezu, wie zu mehr anderm sehr willig bezeigen. Unter Tages, meistens aber gegen Abend, und bey der Nacht stehen sie von ihrem Bette auf, gehen um dasselbe herum, und sinken endlich vor Mattigkeit nieder; fragt man nun einen solchen Kranken während dieser Reise um das Bett, wo er hingehe, so antwortet er ganz entschlossen: nach Hause; sobald er wieder in dem Bette ist, so kann man keine Antwort mehr von ihm herausbekommen. Ich habe nur einige zu sehen und genauer zu beobachten Gelegenheit gehabt, wovon zwey wirklich wahnwitzig wurden, die aber, sobald man sie zu den

Ihri=

Ihrigen nach Hause gehen ließ, in kurzer Zeit wieder hergestellt wurden. Ich hatte in dem meiner Obsorge anvertrauten Krankenzimmer zwey vom Heimweh geplagte Krainer, bey welchen die Zufälle von so gleicher Beschaffenheit waren, daß es jedermann auffiel. Ich ließ sie in zwey nebeneinander stehende Betten legen, in der Meinung, daß sie sich miteinander besprechen sollten, und sich also die Zeit verkürzen könnten. Meine Absicht wurde aber vereitelt; denn sie blieben beyde stumm liegen, seufzten, oder sie standen auch auf, ihre Reise um das Bett anzutreten, stießen aufeinander, giengen aber auch, ohne einen andern Laut, als: nach Hause, von sich zu geben, an den Ort zurück, wo sie hergekommen waren. Wenn es bey der Nacht ganz finster im Krankenzimmer war, so beantworteten sie alle Fragen; sobald aber nur soviel Licht darin war, daß man Menschen unterscheiden konnte, so verstummten sie sogleich. Die Zusicherung ihres Abschiedes, oder auch die Ueberreichung eines erdichteten in Beysein eines Offiziers machte eine ganz besondere Wirkung auf sie: beyde wurden ruhiger; einer von ihnen fieng den zweyten Tag darauf an, etwas zu essen, und berete laut; der andere blieb aber noch immer stille, nur daß er sich mehr in einer sitzenden als liegenden Stellung hielt, und nicht mehr so oft aufstand, inzwischen wurde aber doch sein Puls von Tage zu Tage besser. Einige ihrer Sprache kundige Praktikanten vertrösteten sie, daß sie bald von dem Soldatenleben befreyet werden würden; innerhalb 14 Tagen waren sie vollkommen hergestellt, und obschon sie anfänglich zum Fuhrwesen bestimmt waren, welchen Dienst sie gleich nach der Assentirung hatten antre-

ten

ten sollen, so wurden sie doch auf eine unbestimmte Zeit nach Hause geschickt.

Eben da ich dieses niederschreibe, behandelt Herr Professor Gabriely einige ähnliche Patienten. Das ausgiebigste Hülfsmittel besteht in der Zusicherung, die man ihnen soviel möglich glaubwürdig zu machen sucht, daß sie ihren Abschied bekommen würden. Wenn das Uebel noch nicht zu sehr überhand genommen hat, so kann man sich allerdings für die Besserung, und selbst für die Genesung verbürgen; aber dem Rückfalle vorzubeugen, steht nicht in des Arztes Gewalt. —

Viertes Kapitel.

Von den Hindernissen, die sich den wissenschaftlichen Beschäftigungen des Chirurgen widersetzen.

Die Lebensart beym Militär ist in mehr als einer Rücksicht verführerisch. Alle jene, die zu dieser Klasse gehören, leben, ungeachtet sie mitten unter andern Menschen wohnen, doch mit ihnen in keiner genauen Verbindung, und da sie nicht mehr unter den Augen ihrer Verwandten sind, so glauben sie auch nicht nöthig zu haben, sich in ihrer Aufführung Gewalt anzuthun.

Die Gesellschaften, welchen beyzuwohnen sie gewißermassen gezwungen werden, bestehen aus Mitgliedern von verschiedenen Neigungen und Temperamenten, und größtentheils aus jungen Leuten, die von feurigen Leidenschaften beherrscht werden. Allenthalben zeigt sich Freude und Munterkeit. Sorge und Ernst müssen dem allgemeinen Vergnügen weichen.

So schimmernd dieses Leben vielen scheinen mag, so ist es doch einem Manne wenig angemessen, dessen Beruf ihm ein ernstes Nachdenken zur Pflicht macht. Da sich nun der Chirurg in diesem Falle befindet, so muß er äußerst behutsam seyn, weil es ihm, selbst bey den beßten und festesten Entschlüßen, dennoch manchmal schwer fallen dürfte, an den Belustigungen der Offiziere keinen Theil zu nehmen, und sich denselben zu entziehen.

Ich fordere nicht, daß der Chirurg die Gesellschaft der Offiziere fliehen, ein finsteres Betragen annehmen, oder einen Ernst heucheln soll, der mit seinem Alter nicht übereinstimmt. Dieß würde ihm eben so wenig anständig seyn, als wenn er sich dem Leichtsinne zu sehr überließe; er würde dadurch in seinem Charakter etwas Steifes und Rohes annehmen, und den Witzlingen nur zum Gegenstand ihres Spottes dienen.

Er muß also die richtige Mittelstrasse halten, und die Gesellschaften der Offiziere weder zu sehr suchen, noch zu ängstlich fliehen, und in seinem Betragen weder leichtsinnig, noch steif seyn. Ueberhaupt genommen, wird er aber immer dabey gewinnen, je seltener er an den geselligen Belustigungen der Offiziere Theil nimmt, weil er um desto mehr Zeit übrig behält, seine Kranken zu besorgen, durchs Lesen guter Schriften seine Kenntnisse zu erweitern, und seine gemachten Beobachtungen zum künftigen Gebrauche aufzuzeichnen.

Jeder billig denkende Offizier wird dem Chirurg, der sich durch ein untadelhaftes Betragen, durch Fleiß in seinem Berufe, auszeichnet, seine Achtung nicht versagen, hingegen wird er denjenigen geringschätzen, der das Gegentheil thut. Meiner Meinung nach müßte ein nachlässiger Chirurg, wie ein pflichtvergessener Offizier, beym Korps angesehen werden. Er verletzt alle Verbindlichkeit, die er dem Dienste, und der Menschheit selbst schuldig ist. Der Offizier, wenn er sich durch Feigheit, oder auf eine andere schändliche Art entehrt hat, wird nicht allein vom Regimente bestraft, sondern keiner von seinen Mitoffizieren wird auch eher einen vertraulichen Umgang mit ihm unterhalten, bis er sich gerechtfertiget hat. Ich meiner Seits wünschte, daß jeder Chirurg, der seine Pflicht dem Vergnügen nachsetzt, und seine Kranken vernachlässigt, oder sonst übel behandelt, auf eine ähnliche Art bestrafet würde. Ueberdem hat der Chirurg ein weites Feld zu bearbeiten, wozu vieler Fleiß erfordert wird. Wie viele Zeit kann aber einem Manne zum Studieren übrig bleiben, der seine Tage dem Vergnügen widmet?

Der Chirurg darf sich aber deßwegen nicht alle Erholung versagen, denn sie ist dem Geiste eben so nöthig, als der Schlaf dem Körper, und giebt seinen Kräften neue Thätigkeit. Aber nur mäßig soll er sie genießen, nie ihretwegen seine

Be-

Berufspflichten, und die Erweiterung seiner Kenntnisse vernachlässigen. Eine blos empirische Behandlung der Kranken ist beym Militär eben so tadelhaft, als sie es in der bürgerlichen Praxis ist, und ein Arzt, der mit einem Arkanum alle Krankheiten heilen will, verdient eben so wenig, Arzt genennt zu werden, als der, dessen ganzes Wissen in Rezepten besteht: aber nicht anders als empirisch kann der seine Kranken behandeln, der nicht täglich eine hinlängliche Zeit dem Lesen, den wissenschaftlichen Beschäftigungen und der Beobachtung am Krankenbette widmet.

„ Ohne richtige Beurtheilungskraft ist, wie ein berühmter Schriftsteller sagt, der Besitz zahlreicher Formeln nicht blos unnütz, sondern sogar schädlich. Wenn der Arzt ein ganzes Dispensatorium auswendig weiß, aber nicht hinlängliche Beurtheilungskraft besitzt, die einzelnen Fälle, die verschiedenen Konstitutionen zu unterscheiden, und seine Behandlung darnach abzuändern; so wird er eben so wenig zur Ausübung der Heilkunde geschickt seyn, als ein Mann, der alle Kunstwörter und allgemeine Regeln der Schiffahrt auswendig gelernet hat, aber nie zur See war, ein Schiff im Sturme zwischen Felsen oder Sandbänken zu lenken wissen wird. „

Es ist eine allgemein erkannte Wahrheit, daß die Beyspiele einen mächtigen Einfluß auf unsern Geist und auf unser Herz haben. Die Beschäftigungen, die Neigungen, die Vergnügungen derjenigen, mit denen wir häufig umgehen, so wie ihre herrschenden Leidenschaften, werden unvermerkt die unsern. Eine Wahrheit, die sowohl in Ansehung des Lasters, als der Tugend gilt.

Meine Bemerkungen beziehen sich hier bloß auf die Macht, welche die Gewohnheit über unsern Geist erhalten kann, und leid würde es mir thun, wenn man sie anders auslegen, und darin etwas Nachtheiliges für die Offiziere entdecken wollte. Ich wünsche, daß man bloß daraus den Schluß ziehen möchte, daß unser Geist seine Berufsgeschäfte um desto mehr lieb gewinnen werde, jemehr wir uns in unsern Erhohlungsstunden mit Berufsgenoßen unterhalten.

Diese Bemerkung giebt mir Anlaß, hier der Unschicklichkeit des Gebrauches, daß der Regimentschirurg auch eine Offizierstelle bekleidet, zu erwähnen. Eben die Gründe, welche ihn abhalten müssen, sich dem Umgange mit Offizieren gar zu sehr zu überlassen, sind auch hier passend, nur mit dem Zusatze, daß man sich in diesem Falle den Chirurg als einen Mann vorstellen muß, der zwey Aemter zu bekleiden hat, und der nun aus Pflicht mit den Offizieren mehrern Umgang unterhalten

muß,

muß, da dieses im vorigen Falle noch bloß von seinem freyen Willen abhieng.

Wenn gleich die Beschäftigungen eines Offiziers, in sofern man sie mit solchen vergleicht, die unumgänglich eine große Geistesanstrengung erfordern, nicht sehr bedeutend sind, so nehmen sie doch, weil er allezeit dazu vorbereitet seyn muß, viele Zeit weg, und es bleiben ihm den ganzen Tag wenige Augenblicke übrig, die er seine eigenen nennen kann.

Wenn nun der Chirurg zu gleicher Zeit Offizier ist, so muß er, weil er als solcher seinen Gehalt zieht, so gut als ein anderer, seine Dienste thun, sobald die Reihe an ihn kömmt. Wie viele Zeit wird ihm dann aber zu Berufs- und wissenschaftlichen Beschäftigungen übrig bleiben? Werden seine Kranken nicht dabey nothwendig leiden müssen?

Ich erinnere mich, daß der Chirurg bey einem Milizregimente bey welchem er Hauptmann war, mit seiner Kompagnie auf Kommando geschickt wurde, und zwar als Anführer derselben, in einer militärischen Absicht. Gesetzt nun, daß den Gehülfen des Chirurgs, der ebenfalls eine Militärstelle bekleidete, ein gleicher Auftrag getroffen hätte, wer würde dann die beym Regiment zurückgebliebenen Kranken, während der Abwesenheit ihrer beyden Chirurgen, besorgt haben, besonders wenn

diese

diese Verschickungen, wie es oft geschieht, einige Wochen, ja Monate lang dauern? Einen andern Offizier statt seiner zu schicken, kann nicht immer seyn, weil die Befehlshaber oft auf strenge Ordnung halten, und eine solche Verwechslung nicht gestatten.

Bey den regulirten Truppen ist zwar der unschickliche Gebrauch, von dem hier die Rede ist, verboten; allein bey der Miliz ist er noch allgemein im Gange. Man rechtfertigt ihn damit, daß, da der Dienst eines Regimentschirurgs bey der Miliz nur auf die Dauer eines Krieges eingeschränkt ist, und er bey seiner Entlassung auf keinen halben Sold Anspruch machen darf, ihm die zweyte Stelle gleichsam zu einer Entschädigung diene. (1)

So sehr es zu billigen ist, daß auf eine solche Entschädigung Bedacht genommen wird, so schädlich ist doch dieser Gebrauch, sie zu gewähren, da die Stelle eines Offiziers der Stelle eines Regimentschirurgen so ganz entgegen gesetzt ist, daß sie ohne Nachtheil nicht verbunden werden können.

Da man bey den regulirten Truppen diesen unschicklichen Gebrauch aufgehoben, warum hat man es nicht auch bey den Milizregimentern gethan? Hat vielleicht der Chirurg bey letztern weniger zu thun, als bey jenen? Gerade das Ge-

gen-

gentheil. Die Milizregimenter sind nicht allein an sich stärker, sondern auch meistentheils vollzählig, und haben folglich auch mehrere Kranke.

Sie dürfen zwar nie außer Landes dienen; aber sind denn die Krankheiten in England weniger häufig, als in andern brittischen Besitzungen, und herrschen nicht hier, in einigen Gegenden, gefährliche Fieber sogar endemisch? Die Truppen der Miliz müssen eben so gut, wie die regulirten, Garnison- und Felddienste thun, und sind also eben so gut, wie diese, den Feldkrankheiten ausgesetzt.

Weit entfernt die Regimentschirurgen, durch meine Bemerkungen, einer billig verdienten Entschädigung — wenn der zweyte Dienst als eine solche betrachtet werden soll — verlustig machen zu wollen, wünsche ich bloß, daß wegen derselben jene Verfügung getroffen werden möchte, die bey den regulirten Truppen Statt hat. Wenn aber ja der einmal eingeführte Gebrauch fortdauern muß, so sollten sie doch der wirklichen Dienstleistung überhoben werden, damit sie nicht gehindert würden, alle ihre Zeit und Aufmerksamkeit den Kranken widmen zu können. Diese Einrichtung würde nicht schwer seyn, wenn es nämlich den übrigen Offizieren des Regimentes zur Pflicht gemacht würde, wechselweise die Militärdienste des Chirurgen zu versehen. Auf solche Art wäre nichts dagegen einzuwenden, daß er zur Vermehrung seines Gehalts eine solche zweyte Stelle besäße.

In der That ist es nothwendig, daß sowohl der Gehalt, als der Rang der Chirurgen erhöht werde, denn so lange die jetzige Einrichtung fortdauert, werden sich wenige wirklich verdienstvolle Männer entschliessen, die Stelle derselben anzunehmen. Wahres Verdienst wird zu wenig geschätzt. Gelehrte und Ungelehrte werden beyde gleich wenig, oder vielmehr gar nicht geachtet. Da der Mann von Talent sich beym Militär selten durch sich selbst empor heben kann, so sollte man um desto mehr darauf bedacht seyn, ihn auf andere Art hervorzuziehen. Rang und guter Gehalt würden dieser Absicht am sichersten entsprechen, denn nur diese allein erwerben beym Militär jenes äußere Ansehen, das Achtung einflößt, und ohne dessen Besitz der Chirurg bey weitem all das Gute nicht wirken kann, wozu er unter günstigern Umständen fähig seyn würde. (2)

In jedem Stande, und folglich auch beym Militär, schlägt Geringschätzung, beym Bewußtseyn, daß man auf Achtung Anspruch machen kann, den Muth nieder. Man wird dadurch hingerissen, andere, die man sonst für fähige und gültige Richter der Verdienste erkannte, zu verachten, und gegen ihr Lob und Tadel gleichgültig zu seyn. Selbst der thätigste Mann wird zuletzt dadurch in Unthätigkeit gestürzt. (3)

Die

Die Meinung des berühmten Hunter's mag im gemeinen Leben wahr seyn; aber Schade ist es, daß sie sich beym Militär nicht immer anwenden läßt. Er sagt: „Milzsucht und Bosheit haben das für Wissenschaft und Rechtschaffenheit gleich nachtheilige Vorurtheil ausgebreitet, als wenn das Verdienst verachtet werde, und Unwissenheit und Dummheit Beyfall und Ansehen erwerben. Der Mann, welcher in der Heilkunde Geschicklichkeit mit Fleiß verbindet, und sonst keine auffallenden Fehler des Geistes und des Herzens besitzt, kann sich sicher ein gutes Fortkommen versprechen. Die Kranken sehnen sich so sehr nach Gesundheit, wünschen so sehr die Erhaltung des Lebens, daß sie immer auf Geschicklichkeit sehen, und wahrlich der Mann, welcher in seinem Berufe nicht hinlänglich geübt ist, wird nie ungeahndet ihre Erwartung täuschen. Meiner Einsicht nach ist es eine wichtige Wahrheit, von der sich jeder junge Mann lebhaft und vollkommen überzeugen muß, daß das Verdienst ganz gewiß seine Belohnung in der Welt findet. "

Aufmunterung ist die zuverläßigste Nahrung des Genies, wodurch dessen Eifer entflammet wird. Der Genuß verdienter Belohnung ermuntert, und sie versagen, heißt das Emporstreben des Geistes unterdrücken, und die Entwickelung, Vervollkommnung seiner Anlagen und Talente hemmen.

Ein anderes nicht minder wichtiges Hinderniß seiner wissenschaftlichen und Nachdenken erfordernden Beschäftigungen ist die Lage, in welcher sich der Chirurg befindet, wenn das Regiment in Garnison liegt. Ihm wird so, wie den Offizieren und gemeinen Soldaten, sein Quartier in den öffentlichen Gasthäusern angewiesen, wo stets Unruhe herrscht, und die zum Studieren nöthige Stille nicht angetroffen wird.

Selbst sein Schlafzimmer kann ihm zu keinem stillen Zufluchtsorte dienen. Im Winter gestattet es die Kälte nicht, daß er sich lange darin aufhält. Denn gesetzt auch, daß es mit einer Feuerstätte versehen wäre, so würde er es doch für seine Rechnung wärmen lassen müßen. Eine Ausgabe, welche sein Einkommen, besonders in einigen Gegenden, wo die Feuerung sehr kostbar ist, nicht erlauben dürfte. Im Sommer fällt diese Schwierigkeit zwar weg; allein selten hat der Chirurg ein Zimmer für sich allein, und mehrentheils muß er es entweder mit einem Offizier, oder mit jedem zufällig ankommenden Reisenden theilen. Ein Umstand, der ihm beym Studieren sehr hinderlich seyn muß, da sein Zimmergefährte, besonders wenn es ein Reisender ist, der dafür bezahlt, sich nie seinetwegen Zwang anthun wird. Er muß sich also im Winter die meiste Zeit im Gastzimmer aufhalten. Hier, wo jeder, der etwas verzehrt,

nach seinem Belieben handelt und redet, ist es ganz unmöglich, sich mit wissenschaftlichen Gegenständen zu beschäftigen. Vielleicht wird ihm der Aufenthalt im Speisezimmer gestattet: allein auch da wird er nie die zu Geistes Arbeiten nöthige Stille finden.

Gelegentlich muß ich hier auch noch einen andern Nachtheil bemerken, der daraus entstehen kann, wenn der Chirurg sein Quartier in einem öffentlichen Gasthause hat. Er ist hier häufigen Versuchungen, sowohl zum Trinken, als zu andern zerstreuenden und Aufwand verursachenden Belustigungen ausgesetzt. Beydes hindert ihn sowohl an ernsten Beschäftigungen, als an der Erfüllung seiner Berufspflichten, und kann ihn noch überdem in Schulden stürzen, die ihn Zeitlebens unglücklich machen.

Am besten würde es unstreitig seyn, wenn der Chirurg eine Wohnung in einem Privathause für sich nähme; allein dieß geht wenigstens an vielen Orten nicht an, da er den Zins und die Feuerung nebst seinen andern Ausgaben unmöglich von seinem Gehalte bestreiten könnte.

Es wäre also sehr zu wünschen, daß ihm eine Privatwohnung angewiesen würde, damit er die erforderliche Bequemlichkeit genösse, sich zum Besten des Regimentes in seinem Berufe zu vervollkommnen, Wenn der Regimentschirurg seiner

Pflicht Genüge thun will, so muß er ein genaues Tagebuch von allen ihm vorkommenden Kranken und ihren Zufällen halten, folglich mehrere Stunden des Tages mit Schreiben zubringen; daß dieß aber bey der Lage, worin er sich im Quartiere befindet, wo nicht ganz unmöglich ist, doch höchst unbequem seyn muß, leuchtet von selbst ein. Vielleicht wird man sagen, daß er seine Zeit im Spitale zubringen und da studieren soll; allein einmal hat er nicht immer ein Spital, und wenn er es hat, ist es denn wohl ein schicklicher Ort zum Studieren? Die Unbequemlichkeiten, welchen die Spitäler überhaupt unterworfen sind, habe ich bereits an einem andern Orte gezeigt.

Die Nothwendigkeit, dem Chirurg ein eigenes Zimmer zu verschaffen, wenn das Regiment im Quartiere liegt, ist also unverkennbar; aber die Frage ist nur, woher das Geld genommen werden soll, um den Zins zu bestreiten? Solches aus der Regimentskasse zu nehmen, dieß geht nicht an, weil man nicht einem Offizier etwas nehmen darf, um dem andern damit zu dienen. Da also die Regierung in dieser Rücksicht keine Vorsehung getroffen, so sey es mir erlaubt, einen Entwurf vorzutragen, durch dessen Befolgung diese Bequemlichkeit dem Chirurg am leichtesten verschaft werden könnte, ohne daß jemand dadurch beeinträchtiget oder belästiget werden dürfte.

Jede

Jede Kompagnie erhält für drey Mann, die nicht angestellt sind, den Sold, um die Unkosten zur Verbesserung der Waffen zu bestreiten. Dieß beträgt täglich einen Schilling und sechs Pence. Man übergebe also dem Chirurg dieß Geld, um die bey einer Kompagnie vorkommenden Ausgaben zu bezahlen. Er wird wenig Zerstreuung dabey haben, weil ein Sergeant das Geschäft für einen Schilling, oder wohl gar für sechs Pence übernehmen wird; da er denn nur alle Wochen etwa eine halbe Stunde dazu widmen dürfte, um mit diesem die Rechnung zu schließen. Der ganze Betrag für eine Woche macht einen Schilling und sechs Pence aus.

Es ist wahr, daß er etwas Gefahr läuft, wenn etwa der Sergeant auf seine Rechnung Schulden gemacht und desertirte, und überdem muß er auch das, was an Waffen verdorben worden, verbessern lassen, weil das Geld zu dieser Absicht von der Regierung angewiesen worden; allein mehrentheils wird ihm doch wöchentlich eine Krone oder sechs Schillinge übrig bleiben, womit er die Ausgaben für Zimmer, Feuerung und Licht bestreiten kann. Dem Gehülfen müßte eben dieß Geschäft bey einer andern Kompagnie angewiesen seyn.

Die guten Wirkungen dieser Verfügung würden sicherlich bald sichtbar werden, und dem Chirurg eine Ermunterung seyn, seine Berufspflichten mit mehrerem Eifer zu erfüllen, und dadurch diese ihm zugestandene kleine Beysteuer dem ganzen Korps zu vergelten.

Vielleicht wird man sagen, daß der Ueberschuß, welchen der Regimentschirurg vom Arzeneygelde ersparet, hinlänglich sey, sich ein eigenes Zimmer zu miethen; aber ich nehme hier an, daß der Befehlshaber die Verwaltung desselben dem Chirurgen abgenommen, und daß er folglich von seinem Gehalte leben muß. Daß diese Abänderung in Ansehung des Arzeneygeldes nöthig sey, soll im Verfolge gezeigt werden. Dieser oder ein anderer ähnlicher Vorschlag müßte ausgeführt werden, so lange der Sold des Chirurgen so bleibt, wie er itzt ist. Gelegentlich aber werde ich nachher noch einen andern Entwurf vorlegen, der vielleicht noch vorgezogen zu werden verdient.

(1) Dem Chirurgen zur Belohnung seines Dienstes eine Offiziersscharge zu geben, und auf der andern Seite von ihm fordern, daß er die Pflichten eines Offiziers beobachten soll, dieß ist so unschicklich, und das Ungereimte davon fällt so sehr in die Augen, daß kaum etwas darüber zu sagen übrig bleibt. Bey der österreichischen Armee war dieses nie üblich. Die Regimentschirurgen trugen zwar die Uniform des

Regi=

Regimentes, bey dem sie dienten; dieß gab aber auch zu manchen Verdrießlichkeiten Anlaß, so, daß man gut fand, für die Feldchirurgen eine eigene Uniform zu bestimmen, bey welcher der Regimentschirurg die nämlichen Ehrenzeichen trägt, wie der Offizier. Obschon der Regimentschirug mehr als einmal Gelegenheit bekömmt, mit Einigen von dem Offizierkorps eine nähere Bekanntschaft zu machen, die alsdann in eine Freundschaft übergeht, und überhaupt ein freundschaftliches Begegnen von Seiten der Offiziere demselben immer Ehre macht, so muß er doch allzeit seiner aufhabenden Pflichten dabey eingedenk bleiben, und so, wie jeder Bataillonschirurg, dergleichen Gesellschaften, die sie von den Berufsgeschäften abhalten könnten, nicht zu gierig aufsuchen. Auf die nämliche Art sollen auch beyde Sorge dafür tragen, daß die Unterchirurgen nicht auf Abwege gerathen, und die Zeit zum Studieren nicht auf ein liederliches Leben verwenden.

(2) Der V. hat nicht ohne Grund bemerkt, daß der Rang und ein guter Gehalt die zuverläßigsten Mittel seyen, bey dem Militär Ansehen und Achtung zu erlangen; und diese Bemerkung ist nicht nur auf das Militär von England, sondern auch auf jenes von andern Staaten anwendbar. Obschon die Stabs- und Regimentschirurgen auch bey der österreichischen Armee keinen eigentlichen Militärrang haben, so stehen sie doch bey derselben, wenn sie nur sonst verträgliche Männer sind, in einem guten Ansehen. Ueberhaupt kömmt alles darauf an, auf was für Art der Obriste dem Regimentschirurgen begegnet. Dieses Betragen ist gemeiniglich die Richtschnur,

nach

nach welcher sich die übrigen Offiziere zu richten pflegen; und auch der gemeine Mann sieht darauf, in welchem Ansehen der Chirurg, der ihn behandelt, bey den Offizieren steht. Bemerkt derselbe, daß der Chirurg geschätzt wird, und das Zutrauen der Offiziere hat, so wird er sich um so williger bezeigen, seine Verordnungen zu befolgen; bemerkt der gemeine Mann aber das Gegentheil, so kann oft der Chirurg, trotz aller Schärfe, mit ihm nichts ausrichten, und er ist gezwungen, wiederhohlte Klagen deßwegen zu führen, wodurch er nicht selten in einen, obschon unverdienten, üblen Ruf kömmt. Die Chirurgen thun also wohl daran, sich um die Gewogenheit der Offiziere zu bewerben, um so mehr, da sie hierdurch manchen Schwierigkeiten, die ihnen sonst in der Ausübung ihrer Kunst aufstoßen könnten, ausweichen.

(3) Die Chirurgen müssen während des Krieges nicht selten mit den Soldaten alle Gefahren theilen; und wenn Letztere von Seiten der Feinde nichts mehr zu befürchten haben, so sind doch Erstere immer noch der Gefahr ausgesetzt, ihre Gesundheit und ihr Leben eben in dem Zeitpunkte zu verlieren, wo sie sich damit beschäftigen, den verunglückten Kriegern Hülfe zu leisten; indem die Spitalluft, aller Vorkehrungen ungeachtet, immer schädlich ist, und sehr oft gefährliche, und nicht selten tödtliche Krankheiten unter den Chirurgen verursacht.

Nach dieser Voraussetzung sollte man glauben, daß die Chirurgen durchgehends bey der Armee geachtet würden. Allein das Gegentheil trifft nur zu oft ein; denn obschon viele Befehlshaber die wahren Verdienste eines Chirurgen nicht verkennen, und

viele

viele Offiziere dem zur Chirurgie gehörigen Personal, welches alle Kräfte aufbiethet, die kranken und beschädigten Krieger zu retten, sehr gut begegnen, so giebt es doch auch manche, die bey jeder Veranlassung die Chirurgen herabzusetzen suchen, ohne vorher zu untersuchen, ob diese Veranlassung gegründet war oder nicht.

Die unausbleibliche Folge einer solchen Begegnung ist aber diese, daß mehrere sonst brauchbare Jünglinge mißmüthig werden, daß sie die Bahn der Wissenschaft verlassen, und sich auf Ränke verlegen, oder daß würdige, im Dienste erprobte Männer den Militärdienst verlassen, in der Zuversicht, bey dem Bürgerstande mehr Ansehen und Unterstützung zu finden.

Daß sich manche Offiziere beygehen lassen, den Chirurgen nicht auf die anständigste Art zu begegnen, dieß mag großentheils in dem Kriegsreglement vom Jahre 1769 seinen Grund haben. Zufolge dieses war der Obriste mit den übrigen Stabsoffizieren berechtigt, dem Regimentschirurgen mit Er zu begegnen, welches die Offiziere auch in Ansehung der Unterchirurgen beobachteten; und bey den Musterungen, wo jedem sein Rang angewiesen wird, hatte bey der Infanterie der Regimentschirurg den seinigen nach dem letzten Kadeten, und bey der Kavallerie nach dem Adjutanten oder ältesten Wachtmeister. Es ist zwar wahr, daß die wenigsten Obristen und Stabsoffiziere von dieser Erlaubniß Gebrauch machten; inzwischen fiel es doch einem Manne, der sich seiner Fähigkeit bewußt ist, immer außerordentlich auf, daß es bloß von der Willkühr der Offiziere abhieng, ihm auf eine solche Art zu begegnen, oder nicht.

Fünftes Kapitel.

Von der Trunkenheit, einem ungleich größern Laster an einem Wundarzte, als an irgend einer andern Person von der Armee.

Das Laster der Trunkenheit stellt diejenigen, welche sich demselben ergeben, in einem so verhaßten Lichte dar; macht sie so ganz aller Achtung unwerth, daß, um davon abgeschreckt zu werden, der gut erzogene Mensch nur Betrunkene sehen darf. Sich ihrer ganz unbewußt, begehen sie Handlungen, die allgemein Abscheu erregen, und wodurch sie sich selbst zu Thieren erniedrigen.

Aber auch schon der Genuß hitziger Getränke, in dem Maaße, daß die Sinne nur einigermaßen berauscht werden, ist bey einem Chirurgen höchst tadelhaft. Er muß sich also sorgfältig davor in Acht nehmen, besonders da bey der Armee, wo gesellige Schmausereyen die vorzüglichsten Ergötzungen ausmachen, die Anreitzungen dazu sehr häufig sind.

Die muntere Laune, die an den Tafeln herscht; das Bestreben aller, zum gemeinschaftlichen Vergnügen beyzutragen, die Wirkung des Weines, der, auch mäßig genoßen, den Ernst verscheucht,

scheucht, und den Geist erheitert; endlich die eingebildete Verbindlichkeit, den Aufforderungen anderer, Ehren halber, genug thun zu müßen; alles dieß sind Verführungen, die oft den aufmerksamsten Beobachter seiner selbst unwillkührlich zu einer Berauschung hinreißen. Wenn der Chirurg an Offizierstafeln speißt, so ist er vorzüglich der Gefahr ausgesetzt, durch ihr Beyspiel verführt zu werden. Ich gebe es zu; allein dieses kann ihm zu keiner Entschuldigung dienen, da er auch hier nie gezwungen wird, mehr zu trinken, als er ohne Nachtheil seiner Vernunft vertragen kann.

„ Unter allen Ausschweifungen, sagt der Verfaßer eines kleinen Aufsatzes, der neulich in einem Morgenblatte erschien, muß man vorzüglich die Trunkenheit fliehen. Sie benebelt, erstickt die Vernunft, und ist also die Quelle vieler andern Laster. Sie benimmt der Seele ihre Hauptkräfte, den Verstand und Willen, sie zerstört die Stärke des Körpers und lohnt ihren Sclaven mit einem siechen Körper.

Dem Offizier kann man es zu gute halten, wenn er die Freuden des geselligen Lebens zu genießen sucht, und in Ansehung berauschender Getränke sich die strengste Enthaltsamkeit eben nicht zur Pflicht macht. Sein Dienst ist an gewiße bestimmte Stunden gebunden, und er kann also seine Vergnügungen darnach einrichten. Ganz anders

ver-

verhält es sich mit dem Regimentschirurgen. Zu allen Zeiten können sich Vorfälle ereignen, wo seine Hülfe nöthig ist. Gesetzt nun, daß sich ein solcher Fall ereignet, da er eben von hitzigen Getränken, wenn auch nicht eigentlich außer sich, doch aber etwas berauscht ist, wie leicht kann er dann, beym Mangel einer ruhigen Beurtheilungskraft, wesentliche Fehler begehen! Und wenn nun gar eine augenblickliche Operation nöthig ist, zu der nicht allein alle Gegenwart des Geistes, sondern auch eine feste Hand erfordert wird, wie gefährlich ist dann die Lage des Unglücklichen, dessen Leben von ihm abhängt! Ich bin mehrmal bey solchen Fällen zugegen gewesen, wo wahrlich der nicht ganz unglückliche Ausgang bloß vom Zufalle abhieng. So sahe ich einst, daß einer meiner Kollegen, der sich durch Wein etwas zu sehr erhitzt hatte, eine leichte Excoriation in den Weichen, die sich ein Mann durch starkes Gehen bey heißem Wetter zugezogen hatte, mit Bleyzucker behandelte. Der Erfolg war, daß die Wunde in Brand übergieng, und der Kranke nur mit vieler Mühe dem Tode entrissen wurde.

Folgendes Beyspiel, obwohl nicht von einem Chirurgen, zeigt doch das Nachtheilige der Trunkenheit, bey Personen, denen irgend eine Pflicht, besonders bey Kranken, aufgetragen ist. Ein sechstägiges Kind wurde unpäßlich. Der Arzt ver-

ordnete eine angemessene Arzeney. Die Amme, der es aufgetragen war, sie dem Kinde abzureichen, war berauscht, und gab also dem Säugling, statt der Arzeney, eine Dosis von Thymianöhl und Mohnsaft, welche bey einer Quetschung gebraucht werden sollte, und bald nachher war es ein Opfer des Todes. Kann nicht der Arzt, wenn er von hitzigen Getränken berauscht, und sich seiner nicht ganz bewußt ist, beym Verordnen der Arzeneyen eben so tödtliche Fehler begehen?

Billig sollte der Chirurg, der sich durch Berauschung zu seinem Amte unfähig macht, und also das Leben seiner Kranken in Gefahr setzt, einer empfindlichen Strafe unterworfen werden.

Es ist eine schädliche und irrige Behauptung, daß mancher Arzt und Chirurg halb berauscht am fähigsten sey, seine Pflichten zu erfüllen. Ich lasse es zu, daß dieß bey Geschäften Statt haben mag, die schnell verrichtet sind, und wozu auf einige Zeit eine feurige, lebhafte, oder gar überspannte Einbildungskraft erforderlich ist. Allein die Beurtheilung der Krankheiten, die Wahl zweckmäßiger Arzeneyen, erfordert kaltblütige Ueberlegung, und eine angestrengte Vernunft. Kann man aber diese bey einem Manne vermuthen, der, gelinde geurtheilt, während des Rausches, ein Halbnarr ist? Tod und Leben des Kranken stehen in seiner Hand; wie leicht kann er nicht unrechte Mittel

wäh-

wählen, in Ansehung ihrer Zusammensetzung, ihrer Dosis fehlen, und so, statt letzteres zu erhalten, ersteren befördern? Wer wollte sich wohl von einem berauschten Barbier den Bart abnehmen lassen, ohne für seine Kehle besorgt zu seyn? Und doch will man uns bereden, einem berauschten Chirurgen unser Leben anzuvertrauen. Das Gleichniß ist hart, aber gewiß treffend. Die gehörige Dosis bestimmt die Heilsamkeit wirksamer Arzeneyen; wird diese überschritten, nur um weniges überschritten, so können sie schädliche, tödtende Gifte werden. Kann man aber wohl mit Zuversicht erwarten, daß ein berauschter Arzt, oder Chirurg, diese immer richtig werde bestimmen können? Vielleicht, daß es ein, oder das anderemal glücklicherweise geschieht, so ist es ein Zufall, und nicht eine Folge seiner Ueberlegung. Und wer wird denn wohl sein Leben von einem Zufalle abhängig machen wollen? Wer wird die Stimme der Vernunft so ganz verhören, und einem Manne in einer Verfassung, die nothwendig zur Ueberlegung unfähig macht, mehr Scharfsinn zueignen, als wenn er nüchtern, und aller seiner Geisteskräfte mächtig ist?

Wahrlich es verriethe wenig Selbstliebe, wenn man, im Zutrauen zu jener irrigen Behauptung, das schätzbareste Gut des Lebens, die Gesundheit, einem Manne Preis geben wollte, dessen Geist sich

in

in jenem Zustande befindet, von welchem Armstrong mit Recht sagt, daß er Menschen den Thieren ähnlich mache, und zu Handlungen verleite, die nie genug bereuet werden können.

Vorsicht und Genauigkeit, diese bey der ausübenden Heilkunde so nothwendigen Eigenschaften, können unmöglich bey einem Manne Statt haben, dessen Lebensgeister durch berauschende Getränke erhitzt sind. Ein glaubwürdiger Mann hat mir unlängst eine Anekdote erzählt, die dieses bestätiget. Ein praktischer Arzt, der sich durch seine Kenntnisse und glückliche Kuren vielen Beyfall erworben, ergab sich so sehr dem Laster der Trunkenheit, daß er keinen Kranken eher untersuchte, noch demselben etwas verordnete, bis man ihn nicht mit Wein in ziemlicher Menge bewirthet hatte. Einst verordnete er auch im Rausche einem Kranken eine Arzeney. Der Apotheker war glücklicherweise nicht allein sehr gut gegen ihn gesinnt, sondern auch sonst ein vernünftiger Mann. Er fand die Dosis zu stark, und da er den Fehler des Arztes sehr gut kannte, so hielt er es für rathsam, seine Verordnung nicht eher zu befolgen, bis er mit ihm selbst darüber gesprochen hätte. Dieß geschahe, da derselbe bereits völlig nüchtern war. Er zeigte ihm nun seine Verordnung, die er selbst so fand, daß er die vernünftige Vorsicht des Apothekers mit lebhaftem Danke erkannte.

Ein warnendes Beyspiel für Aerzte, sich vor dem Laster der Trunkenheit in Acht zu nehmen.

Der Wein giebt zu Unternehmungen Muth, zu denen man nüchtern nicht immer fähig ist. Allein so richtig diese Bemerkung in manchen andern Fällen seyn mag, so wenig ist sie bey einem Chirurgen anwendbar. Hier würde der Erfolg des Weines nicht Muth, sondern Kühnheit seyn, und zuverläßig öfter zu schädlichen, als glücklichen Unternehmungen verleiten.

Einst befand ich mich, unumgänglicher Geschäfte wegen, genöthiget, eine Kreisende, die schwer gebahr, der Besorgung eines Bekannten zu überlassen, von dessen Geschicklichkeit ich überzeugt war. Zufällig hatte er an diesem Tage etwas mehr als gewöhnlich getrunken, doch schien er mir bloß heiter und keinesweges berauscht, folglich auch zu dem ihm aufgetragenen Geschäfte gar nicht unfähig zu seyn. Das Kind kam mit den Füßen zuerst; ohne nur daran gedacht zu haben, die Arme wie gewöhnlich hervorzubringen, endigte er die Entbindung ohne Nachtheil für die Mutter und das Kind. Der glückliche Erfolg dieses kühnen Unternehmens hieng vom ungewöhnlich großen Becken bey der Mutter, und der sehr kleinen Gestalt des Kindes ab. Ohne diese begünstigenden

Um-

Umstände würden dem Kinde die Arme ausgebrochen, und der Mutter ein großer Schaden zugefüget worden seyn. Die frohe Mutter legte dem Entbinder vieles Lob bey; allein dieser erkannte sehr gut, wie wenig er es verdient habe, und war rechtschaffen genug, mir seine Uebereilung zu gestehen. Ich darf hoffen, daß er es mir nicht übel nehmen wird, hier diesen Vorfall, andern zur Warnung, aufgezeichnet zu finden. Das Geständniß begangener Fehler gewährt der Kunst mehr Nutzen, und macht dem Arzte, der offenherzig genug dazu ist, mehr Ehre, als wenn er bloß seine glücklichen Kuren bekannt macht. Eben dadurch unterscheidet er sich vom Charlatan und Marktschreyer, die, um Abnehmer zu ihren Arcanen zu finden, bloß die glücklichen Wirkungen derselben den Leichtgläubigen vorrühmen, die unglücklichen aber geflißentlich verschweigen.

Das Laster der Trunkenheit sollte keinem Chirurgen jemals nachgesehen, und jede Ausschweifung im Genuße hitziger Getränke nachdrücklich gestraft werden.

Wie strenge wird sie nicht schon beym gemeinen Soldaten geahndet, der doch, durch eine kleine Vernachläßigung seines Dienstes, in Friedenszeiten keine so nachtheiligen Folgen veranlassen kann, als

der Chirurg, dem die Sorge für das Leben und die Gesundheit vieler Menschen obliegt. Daß die Anreitzungen zum Trinken bey der Armee häufig sind, ist wahr: aber eben deshalb sollte man jede Ausschweifung darin, da eine zur andern hinreißt, mit einer nahmhaften Geldbuße belegen. Da die Strafgelder (so sehr das Gegentheil zur Ehre der Chirurgen, und zum Besten ihrer Kranken zu wünschen wäre) dennoch nicht unbeträchtlich seyn dürften, so könnten sie zur Kasse für arme Soldatenwitwen, von denen mitunter mancher Mann vielleicht ein Opfer der Nachlässigkeit eines berauschten Chirurgen geworden, gezogen werden.

Ueberhaupt genommen hat der unmäßige Genuß hitziger Getränke bey jedem Menschen die nachtheiligsten Folgen. Er schwächt die Kräfte des Geistes und des Körpers, und stürzt blühende und kraftvolle Männer in eckelhafte, tödtende Krankheiten. Man sieht täglich Beyspiele, die dieses bestätigen. Wie viele schleichen nicht mit einem siechen Körper herum, die sich denselben bloß dadurch zugezogen haben! Zimmermann führt eine Menge trauriger Folgen von der Trunkenheit an, die es aber doch, so zahlreich sie auch sind, bey weitem noch nicht alle sind. Nach der Meinung der Alten macht sie sogar den Menschen zum

Kin-

Kinderzeugen unvermögend, und Bacon bestäti-
get diese Meinung mit seinen Erfahrungen.

(1) Da der Chirurg suchen soll, sich nicht nur durch die wissenschaftlichen Kenntnisse, sondern auch durch sein sittliches Betragen die Achtung des Regimentes zu erwerben, so darf man sich nicht darüber verwundern, wenn ein dem Trunke ergebener weder von den Offizieren geschätzt wird, noch auch bey den meisten gemeinen Soldaten in einigem Ansehen steht. Wenn er auch wirklich keinen andern Fehler als diesen hätte, so kann er doch versichert seyn, daß kein vernünftiger Mann sich demselben aus freyer Wahl anvertrauen werde. Man wird ihm vielmehr einen Unterchirurgen, der in Rücksicht auf Wissenschaft demselben vielleicht weit nachstehen muß, bloß darum vorziehen, weil sein sittliches Betragen besser ist.

Für einen Mann von Gefühl muß jede Herabsetzung, vorzüglich aber eine dieser Art, äußerst kränkend seyn, und wenn je ein Regimentschirurg bey derselben unempfindlich bleibt, und in diesem vielleicht schon zur Gewohnheit gewordenen Laster beharret, so ist es soviel als ausgemacht, daß keine Gattung von Strafen hinreichend seyn wird, denselben auf den Weg der Besserung zurückzubringen; sollte aber je noch eine empfindlichere Strafe für einen dem Trunke ergebenen Regimentschirurgen ausgedacht werden können, so würde es immer traurig seyn, sie anwenden zu müssen, und zwar um so mehr, als der wahre Endzweck dessen ungeachtet nur äußerst selten erreicht werden dürfte.

Bey der österreichischen Armee, wird der Rausch selbst an dem gemeinen Manne geahndet, und daher würde es eine sehr auffallende Erscheinung seyn, einen Chirurgen, vorzüglich aber einen Regimentschirurgen oft berauscht zu sehen; und wenn ja unter der grossen Menge einige diesem Laster ergeben wären, ohne daß deswegen bey der Behörde eine Anzeige geschehen, so darf es derselben nicht zur Last gelegt werden; denn sie würde eher gegen jeden andern Fehler, als gegen diesen, Nachsicht haben, folglich einen, der dem Trunke zu sehr ergeben, unter keinen Bedingnissen im Dienste leiden.

Sechs-

Sechstes Kapitel.

Von den Arzeneyen und derselben Dosis.

Es ist wohl keine leere Vermuthung, daß, wenigstens bey manchen Regimentern, die für die kranken Soldaten erforderlichen Heilmittel nicht immer in hinlänglicher Menge und gehöriger Güte vorräthig gehalten werden. Die öfteren dringenden Klagen der Offiziere rechtfertigen diese Bemerkung nur gar zu sehr.

Im ersten Kapitel ist bereits gesagt worden, daß jedem Gemeinen zu einem Fond für die Arzeneyen etwas Bestimmtes von seinem Solde abgezogen wird. Der ganze Betrag, welcher hieraus erwächst, ist mehr als hinreichend, selbst bey vollständigen Regimentern, solche zu bestreiten. Da aber dieselben meistentheils unvollständig sind, so ist folglich auch die Zahl der Kranken kleiner, und schon in dieser Rücksicht muß, sowohl an Arzeneyen, als an Gelde, vieles ersparet werden.

Ich weiß, daß bey vollzähligen Regimentern, deren Kranke mit den besten Arzeneyen hinlänglich versehen wurden, selbst in den ungesundesten

Jahres-

Jahreszeiten nicht ein Drittel von dem dazu bestimmten Gelde verwendet worden ist. In den vierjährigen Rechnungen eines Regimentes, die ich durchzusehen Gelegenheit hatte, war der jährliche Betrag für Arzeneyen auf etwas mehr als zwanzig Guineen angegeben. Bey einer genauen Berechnung aber hätte er, ohne der Wahrheit zu nahe zu treten, auch auf 16 Guineen herabgesetzt werden können. Inzwischen beträgt doch, nach der ebenfalls im 1ten Kapitel angegebenen Berechnung, die zu Arzeneyen jährlich bestimmte Summe 80 Pfund, 9 Schillinge. Wo kömmt also der beträchtliche Ueberschuß hin? — Die Verwendung davon ist kein Geheimniß — Er ist dem Chirurg als eine Vermehrung seines Gehaltes angewiesen — Ist es aber wohl billig, ein Geld, das dem armen Soldaten, in der Absicht, ihm, wenn er krank werden sollte, die erforderlichen Arzeneymittel zu verschaffen, abgezogen wird, zur Vermehrung des Gehaltes eines Mannes zu verwenden, der vom Staate seine Besoldung erhält? Und liegt hierin nicht die eigentliche Ursache, warum es so oft an nöthigen und guten Arzeneyen fehlt?

Es wäre in der That sehr traurig, wenn diese Bemerkung bey der ganzen Armee anwendbar wäre; allein ich bin überzeugt, daß, obwohl, in Ansehung des Arzeneygeldes, viele Mißbräuche wirklich Statt haben, doch auch sehr viele Regi-

ments-

mentschirurgen dieses Geld mit der größten Uneigennützigkeit verwalten, und sich dadurch eben so rühmlich, als durch ihre Kenntnisse und Geschicklichkeiten, auszeichnen. Ueberhaupt wäre es gut, wenn den Regimentschirurgen die Verwaltung des Arzeneygeldes ganz abgenommen, und ihnen zum Ersatz ihres dadurch verminderten Einkommens eine Zulage bestimmt würde.

Eigentlich muß auf jeden Fall der Mangel an hinlänglichen, guten Arzeneyen der Regierung selbst zur Last gelegt werden. Warum überläßt sie dem Chirurgen die unbeschränkte Verwaltung des Arzeneygeldes, und warum bestimmt sie ihm keinen beßeren Gehalt, wodurch er gewiß von jedem Eigennutz, der sich hier einschleicht, abgehalten werden würde? Ich habe über diesen Gegenstand meine Gedanken schon an einem andern Orte einigermaßen geäußert, und ich wiederhohle es hier nur kurz, daß der Rang und das Einkommen eines Regimentschirurgen mit seinen Diensten in gar keinem Verhältnisse stehen. Sein Gehalt ist wirklich so klein, daß der Regimentschirurg keinen Tadel verdient, wenn er sich das auf eine billige Art bey den Arzeneyen ersparte Geld zueignet. Aber ungerecht und strafbar ist es, wenn er aus Eigennutz übertrieben karg ist, dem kranken Soldaten die nöthigsten Arzeneyen vorenthält, oder die wohlfeilen und gemeinen, außer welchen manchmal

keine

keine anderen im Arzeneyvorrathe gefunden werden, ohne alle Rücksicht auf den Geschmack, und überhaupt nicht gehörig zubereitet.

Da die Chirurgen bey den Regimentern zugleich die Stelle der Apotheker versehen, so werden einige Bemerkungen über die Zubereitung der Arzeneyen hier nicht am unrechten Orte stehen.

Die Zubereitung der Arzeneyen, die Zusammensetzung derselben mit andern schicklichen Mitteln, um ihren widrigen Geschmack zu verbessern und angenehmer zu machen, trägt oft vieles zur Beförderung ihrer Wirksamkeit bey, und es erfordert eben so viel Beurtheilungskraft und Kenntniß, als die Wahl des Mittels selbst. Der Arzt hat oft mit Personen zu thun, deren natürliche Empfindlichkeit und Reitzbarkeit durch die Krankheit noch höher gespannt werden. Bey diesen ist es nöthig, die Form der Vorschrift oft zu ändern, oder einerley Mittel unter verschiedenen Gestalten zu geben.

So giebt es Kranke, die nichts Flüßiges, und andere, die keine Pillen oder Latwergen verschlucken können. Einige können nichts Süßes nehmen, und andern ist das Saure zuwider. Hier muß sich der Chirurg, insoweit es bey seinem kleinen Arzeneyvorrathe thunlich ist, nach dem Geschmacke und der Idiosyncrasie des Kranken richten, und seine Vorschrift so lange abändern, bis

die

die Arzeneyen diesem minder eckelhaft sind, oder ihm wenigstens kein Erbrechen verursachen.

In Betracht des zu Arzeneyen gewidmeten Fonds ist es keinesweges unumgänglich nöthig, bey der Armee allzeit die wohlfeilsten Arzeneyen zu verordnen, ohne einige Rücksicht auf den Geschmack zu nehmen. Er ist hinreichend, um auch theuere zu bestreiten, wenn sie nöthig befunden werden. Auch ist es ein Vorurtheil, zu glauben, als wenn die wohlfeilsten, widrigsten Arzeneyen schon deßwegen gut genug wären, weil sie für Soldaten gehören, die keinen feinen Geschmack haben, noch an Delikatesse gewöhnt sind, und daß man also bloß auf ihre Wirksamkeit sehen müsse. Im 3ten Kap. wo von dem oft feinen Gefühle der Soldaten überhaupt die Rede war, ist dieß schon zum Theil widerlegt worden. Es ist wahr, daß ihre Lebensart rauh, und ihre Nahrung meistens schlecht ist; inzwischen hat doch mancher eben so zärtliche, empfindliche Organe von der Natur erhalten, als der Reiche bey seinen Bequemlichkeiten und ausgesuchten Speisen immer haben kann. Man findet zwar Leute unter den Soldaten, deren Gaumen das Widrigste gleichgültig ist, und deren Magen alles verdauet, was er nur bekömmt; indessen gilt dieß doch nicht von allen. Ich habe Leute bey der Armee angetroffen, die, ungeachtet ihres höchst robusten Ansehens, einen äußerst empfindlichen Ma-

gen

gen hatten. Für diese ist eine widrige Arzeney nicht bloß unnütz, weil sie der Magen nicht verträgt, und nicht behält; sondern der dadurch verursachte Eckel kann auch noch nachtheilige Unordnungen in den andern Verrichtungen des Körpers, und Krankheiten verursachen.

Ein Arzt kann also die zweckmäßigsten Arzeneyen wählen, aber in Ansehung ihrer Zubereitung und Anwendungsart gröblich irren. Hieraus erklärt sich die verschiedene Wirkung eines und desselben Mittels, wenn es von zwey Aerzten auf verschiedene Art verordnet wird. Selbst die Zeit, in welcher es gebraucht wird, bringt in manchen Fällen einen verschiedenen Erfolg hervor, und die gute Wahl, die darin getroffen wird, dient oft zum Beweise, daß der eine von obenangegebenen Aerzten mehr praktisches Genie besitzt, als der andere. Wenn aber die Arzeneyen an sich selbst schon schlecht sind, so kann keiner von beyden seine Absicht erreichen.

Wenn ich bisher der Auswahl besserer Arzeneyen das Wort redete, so will ich dadurch doch keinesweges behaupten, daß nur kostbare und theuere bey der Armee gebraucht werden sollen. Haben wohlfeilere mit jenen gleiche Kräfte, so verdienen sie allerdings, denselben vorgezogen zu werden.

Es wäre zu wünschen, daß ein würdiger und fähiger Mann ein eigens für Regimentschirurgen eingerichtetes Dispensatorium verfertigen möchte. Bis dieser Wunsch einst erfüllt wird, müssen sie bey der Wahl ihres Arzeneyvorrathes den Pharmacopöen für bürgerliche arme Kranke folgen. Es giebt deren einige, worin bloß die wohlfeilern Arzeneyen, jedoch mit Weglassung der äusserst widrigen und schlechten Zusammensetzungen, beybehalten worden. (1)

Es wäre widersinnig, wenn ein Regimentschirurg theure und kostbare Mittel in seinem Vorrathe aufbewahrte, wenn man wohlfeilere hat, die ihre Stelle schicklich vertreten. So kann er z. B. Bisam und Bibergeil ganz gut entbehren, da es andere krampfstillende Mittel giebt, die weit weniger kosten, und der Absicht eben so gut entsprechen, als diese.

Wenn man statt der theuren Arzneyen wohlfeilere gebrauchen will, so muß man nie vergessen, zu untersuchen, ob sie in Ansehung ihrer Wirksamkeit den letztern gleich sind. So können z. B. gesättigte Absude von Leinsamen in manchen Fällen schicklich die Stelle des theuerern arabischen Gummi ersetzen, besonders wenn am Ende des Kochens etwas weniges vom Schleime des letztern dazu gemischt wird. Absude vom gemeinen Pappelkraut, das man fast allenthalben findet, oder

von der Eibischwurzel, vertreten ganz füglich die Stelle mucilaginöser Getränke. Eine Latwerge vom Schierlingskraut ist eben so wirksam, als das Pulver, und da dieses allenthalben gefunden wird, so kann man es selbst sammeln und folglich die Ausgabe dafür ersparen. Ich habe in vielen Fällen von diesem Mittel, sowohl innerlich gegeben, als äußerlich, in Gestalt der Bähungen und Umschläge, mit gewöhnlichem oder Hafermehle aufgelegt, heilsame Wirkungen gesehen. (2)

Chemische, oder auch einfache Arzeneyen, die der Regimentschirurg nothwendig vom Materialisten kaufen muß, erfordern die sorgfältigste Aufmerksamkeit, damit sie ja von der besten Art sind. Es wäre eine übel angebrachte Sparsamkeit, wenn er hier bloß auf wohlfeilere Preise sähe; denn eben diesen niedrigen Preis kann man als ein Zeichen ansehen, daß die Waaren verfälscht oder verdorben sind, wodurch hernach die Wiederherstellung des Kranken verzögert, und Mühe und Ausgabe vermehrt wird. Eine Chinarinde, von der das Pfund 7 Schillinge, 6 Pence kostet, kann unmöglich so gut seyn, als jene, die bey einem ehrlichen Kaufmanne fast noch einmal so theuer ist, und deßwegen allen Vorzug verdient, weil mit einer geringen Dosis davon die Absicht sicherer und schneller erreicht wird, und diese in allen Fällen, wo China immer angezeigt ist, auch anhaltender

ohne

ohne Nachtheil gebraucht werden kann. Der nachtheilige Ruf dieses herrlichen Mittels rührt vorzüglich auch daher, daß man sich gemeiniglich der schlechten und wohlfeilen bedient. Eine Bemerkung, die von allen etwas theuren Arzeneyen, und besonders auch von der Rhabarber gilt. (3)

Die benöthigten Salben sollte sich der Chirurg selbst, aber nie zuviel auf einmal davon, bereiten, weil sie leicht ranzig werden. In Ansehung der Ingredienzien ist oft ein verändertes Verhältniß erforderlich, und die gekauften werden fast immer zu hart, zu weich, oder in Rücksicht der Menge ihrer übrigen Zuthaten unschicklich seyn, und seiner Absicht also nie entsprechen.

Oft ist auch dazu, zum großen Nachtheil der Kranken, ein schlechtes Oehl oder Fett genommen worden. Z. B. statt Schweinsfett, Schöpsentalg. An die Stelle des theuren Baumöhls kann, jedoch zum äußern Gebrauch, füglich Leinöhl genommen werden.

Folgende Heilmittel werden vorzüglich häufig bey der Armee gebraucht, und es ist also billig, daß der Regimentschirurg sie immer in gehöriger Menge vorräthig habe.

Von Salben, Linimenten und Ceraten: Das einfache Liniment und Cerat; die gelbe Basilikonsalbe, die kühlende Salbe, die Bleyweissalbe, die Bleysalbe, das Gallmeycerat, die Grünspan-

salbe,

salbe, die blaue Salbe, und die sogenannte Läuse-salbe. Einige von diesen können vielleicht noch weggelassen werden.

Von Pflastern: das gemeine und sogenannte Heftpflaster, das stinkende Pflaster, welches besonders bey Weibern, doch auch bey gewissen Magenkrankheiten bey Männern, mit Nutzen angewendet wird; Spanischfliegenflaster, oder beßer gepulverte spanische Fliegen, woraus man zum gelegentlichen Gebrauche mit mehr Bestimmtheit blasenziehende Pflaster bereiten kann.

Von Pillen: die Plumerischen, die beruhigenden, und sogenannten Magenpillen. — Letztere sind mehr der Weiber, als der Männer wegen nöthig. Ich weiß zwar wohl, daß es die Pflicht eines Regimentschirurgen nicht ist, für die kranken Weiber zu sorgen, noch weniger sie mit Arzeneyen zu versehen; allein einmal macht er sich durch seine Vorsorge für diese bey dem Regimente beliebt, und zweytens verbindet ihn die Menschenliebe dazu. — Die gemeinen Queckfilberpillen — diese wird er vorzüglich zu brauchen häufig Gelegenheit finden. Da mitunter auch Wassersüchtige zu behandeln vorkommen, so müssen auch Meerzwiebelpillen vorräthig seyn.

Von Latwergen: Die magenstärkende Latwerge ist eine brauchbare Arzeney; die Drachenblutlatwerge dient bey Durchfällen und dergleichen

chen; die mildernde Latwerge; die thebaische Lat-werge, worinn Mohnsaft mit gewürzhaften Mitteln verbunden ist.

Von zusammengesetzten Pulvern: das gewürzhafte (Pulvis Diaromaton, oder Species aromaticæ,) eine gute Zusammensetzung. — Das zusammengesetzte Jalappenpulver kann gelegentlich gemacht werden. Das Nießpulver, welches zur Heilung einer gewißen Art von Kopfweh dient. Das zusammenziehende, und besonders noch das Doveresche schweistreibende Pulver.

Von einfachen Pulvern, vorzüglich das Rhabarber- und Jalappenpulver.

Von Syrupen: Außer dem gemeinen Syrup sind fast keine andern nöthig. Da aber dieser, wenn er lange aufbehalten wird, leicht verdirbt, so kann man sich zum Süßmachen der Getränke eines groben Zuckers bedienen, der dessen Stelle sehr gut ersetzt. Der Meerzwiebelsyrup ist sehr nöthig. Statt des brauchbaren Zitronensyrups, der leicht verdirbt, kann man, wenn er erfordert wird, in Wasser aufgelößten braunen Zucker mit Zitronensäure vermischen. Der Syrupus Diacodii ist meines Erachtens überflüßig; als ein beruhigendes Mittel betrachtet, verdienen andere Mohnsaftbereitungen den Vorzug.

Von

Von Spießglasbereitungen: Der Brechweinstein ist die vorzüglichste von allen; das mit Wachs überzogene Spießglasglas ist bey Ruhren heilsam befunden worden; endlich das nunmehr in Rücksicht auf die Zusammensetzung bekannte St. James-Pulver, und allenfalls auch der nicht eben theure Spießglaswein.

Von Queckfilberbereitungen mit Säure: der ätzende weiße Queckfilbersublimat. Nach der letzten Ausgabe der Edinburgischen Pharmacopöe wird die wässerige Auflösung dieses Mittels auf folgende Art bereitet: man löset sechs Gran davon mit zwölf Gran Salmiak in einem Pfunde destilirten Wassers auf. — Das versüßte Queckfilber, oder Calomel, ist eine brauchbare Zubereitung. Der Kalk, oder der weiße Niederschlag des Queckfilbers, ist ein wirksames Ingredienz zu Salben bey gewissen Hautkrankheiten; der rothe Queckfilberniederschlag, ein sehr gebräuchliches Aetzmittel.

Von Silberbereitungen: der sogenannte Höllenstein, den man oft bey venerischen Kranken nöthig hat.

Von trocknen Bleymitteln: der Bleyzucker.

Von Eisen: Eisen- oder grüner Vitriol; Eisenfeilicht.

Von Zink: die Blumen und auch der Vitriol. Letztern halte ich für ein sehr nöthiges Heilmittel.

Das

Das sogenannte Vitriolwasser kann man gelegentlich selbst machen. Das zusammenziehende und blaue Augenwasser werden beyde bey Augenkrankheiten, die unter den Soldaten sehr oft vorkommen, und gemeiniglich hartnäckig sind, häufig gebraucht.

Von Mittelsalzen: das Glauberische Wundersalz, und sogenannte Bittersalz sind die gewöhnlichsten. Polychrestsalz und auflößlicher Weinstein, sind nur selten nöthig.

Von einfachen Salzen: Vegetabilisches festes Laugensalz; so wie das flüchtige. Festes mineralisches Alcali wird selten gebraucht.

Von Geistern: der flüchtige, stinkende und aromatische Geist, der versüßte Vitriolsalz- und Salpetergeist. Ersterer ist neuerdings mit gutem Erfolge bey Fiebern gebraucht worden. — Gemeiner und destillirter Essig. Hirschhorngeist mit Mandelöhl dient zu einer guten Salbe bey Schmerzen und bey Verrenkungen. Auch nur mit gemeinem Oehle zubereitet, ist sie hinlänglich wirksam.

Geistige wohlriechende Wässer kann man ganz entbehren. Findet man nöthig, eines oder das andere zu verordnen, so kann man es augenblicklich bereiten, wenn man einige Tropfen destillirten Oehles mit reinem Wasser vermischt.

Von Tinkturen: die bittere, gewürzhafte, stinkende, japonische und thebaische; ferner die

Zimmet- China- Jalappenwurzel- Myrrhen- Rhabarber- Gennesblätter- Brechwurzel-Tinktur, das saure Vitriolelixier, der schmerzstillende Balsam, und allenfalls Seiffengeist, der Wundbalsam und das flüchtige Guajackelixier. Meerzwiebelessig ist ein sehr gebräuchliches Mittel. Der Regimentschirurg kann jedoch zu diesen nach Belieben noch einige hinzufügen, oder davon thun. Die zusammengesetzten Weine kann er füglich entbehren.

Von Absuden: Da man nicht schicklich Absude in Menge mit sich führen kann, so ist es nöthig anzumerken, daß sie jedesmal, wenn man sie braucht, bereitet werden müssen. Der Gerstenabsud ist unter allen der gebräuchlichste. In Ansehung der Emulsionen und der Aufgüsse gilt das, was von den Absuden gesagt worden: man muß sie zubereiten, wenn sie gebraucht werden sollen. Unter den letztern ist der Tamarinden- und Sennesblätter-Aufguß am gewöhnlichsten.

Vom arabischen Gummischleim, der zu vielen Absichten gebraucht werden kann, muß immer ein hinlänglicher Vorrath da seyn. Beym Husten der Soldaten habe ich die Milch von Ammoniakgummi und die thebaische Tinktur sehr heilsam befunden.

Von Conserven ist höchstens die einzige Rosenconserve nöthig.

Weinsteinrahm, Manna, Wallrath, Salpeter dürfen nie mangeln.

Von aromatischen und süßen Mitteln: Muskatennuß und Ingwer, Süßholz; deren Extrakt, oder eingedickter Saft. Auch sind Kopaibalsam, spanische Seife, Kampher, Schwefelblumen, weiße Nießwurz und roher Salmiak unentbehrliche Artikel. Die letztern drey sind bey gewißen Hautkrankheiten oft unumgänglich nöthig.

Ich fordere jedoch nicht, daß die hier verzeichneten Arzeneyen nothwendig alle in Menge vorhanden seyn sollen, da verschiedene davon in allen Städten, wo eine Apotheke, oder ein Materialgewölbe ist, gleich gut zu haben sind; allein ich glaube, daß sie größtentheils hinlänglich sind, die vorhergemachten Forderungen in Rücksicht des Geschmackes und der Idiosyncrasie der Kranken zu befriedigen, wenn anders der Chirurg sie gehörig zu vermischen und zusammenzusetzen weiß, welches seiner Kenntniß und Beurtheilungskraft überlassen werden muß. Will man sie vermehren, so findet man in allen Pharmacopöen Anleitung dazu. Vielleicht kann auch ein oder das andere ganz wegbleiben. Inzwischen ist es immer besser, einige überflüßige zu haben, als an den nöthigen Mangel zu leiden. Außer diesen Arzeneyen müssen auch noch im Arzeneykasten Leder, alte Leinwand und Karpie vorräthig seyn.

Jeder Regimentschirurg sollte zwey Kasten haben — einen für Arzeneyen, die in Gläsern und überhaupt sorgfältig aufbehalten werden müssen, und den andern für solche, die weniger Sorgfalt erfordern. Die gewöhnlichen Kasten bey der Armee sind zwar gut eingerichtet, doch scheinen sie mir zu klein zu seyn. Billig sollten sie sechs Fuß lang seyn, und eine verhältnißmäßige Breite und Tiefe haben. Vielleicht würde ihre Fortschaffung bey Veränderung des Standquartieres etwas lästig seyn; allein in Rücksicht des Vortheils sollte darauf billig kein Bedacht genommen werden.

Die Kiste mit Arzeneyen, welche jedes Regiment, wenn es im Lager steht, von der Regierung außerordentlich erhält, ist überflüßig, weil die Voraussetzung, worauf sich dieser Gebrauch gründet, als wenn in Lagern mehrere Kranke wären, als in Garnisonen, in England, wo man die gesundesten Oerter zu Lagern auswählen kann, ungegründet ist, und sich die wahre Beschaffenheit aus einleuchtenden Ursachen umgekehrt verhalten muß.(3)

Ich gehe nun zu einer andern, nicht minder wichtigen Betrachtung über. Sie betrift die Abtheilung der Dosis, in welcher die Arzeneyen gegeben werden müssen. Man erlaubt sich oft in Ansehung derselben bey der Armee eine Unachtsamkeit, die in der bürgerlichen Praxis nicht Statt hat.

Der Mangel an nöthiger Bequemlichkeit kann keinesweges zur Rechtfertigung dienen, da jedes Versehen, besonders bey starkwirkenden Arzeneymitteln nachtheilige, und oft sogar tödliche Folgen haben kann. Das zu viel und zu wenig ist beydes schädlich, obwohl das erstere mehr, als das letztere, zu fürchten ist. Ein Viertel-Gran Brechweinstein auf einmal zuviel gegeben, kann ein so heftiges Brechen erregen, daß dadurch eine Zerreissung der Blutgefäße, und, wenn dieß im Gehirne geschieht, wo es wegen Zärte derselben, durch den gehemmten Rückfluß des Blutes beym Brechen leicht möglich ist, ein plötzlicher Tod verursacht wird. Daß solche Zerreissungen sehr oft die Ursache plötzlicher Todesfälle waren, bestätigen die Sectionen der Leichen. Milzschmerzen sind oft die Folgen eines heftigen Erbrechens, weil dadurch der Rückfluß des Blutes aus diesem Organe gehemmt, und eine übermäßige Ausdehnung der Gefäße, oder gar deren Zerreissung verursachet wird. Von dem letztern Erfolge führt ein berühmter Lehrer in der Anatomie, dessen Vorlesung ich einst beywohnte, eine merkwürdige Beobachtung an. Auch im Magen können dadurch Gefäße zerrissen werden, und der holländische Admiral, Baron von Waßenaer, mußte elend sterben, weil ihm durchs Brechen der Schlund mitten entzwey gerissen ward.

Gesetzt aber, daß auch nicht immer so nachtheilige Folgen daraus entstehen, so sind doch auch schon minder schädliche Zufälle, z. B. das Nasenbluten von einem zerrissenen Blutgefäße in der Schleimhaut, im Stande, den Kranken zu beunruhigen und vom künftigen Gebrauche eines Mittels abzuschrecken, das, in gehöriger Menge gegeben, ihm vielleicht einst allein sein Leben erhalten kann.

Es ist also ein sehr tadelhafter Gebrauch, wenn man eine Auflösung dieses heftig wirkenden Mittels bey sich trägt, und bey vorkommendem Falle bloß nach Gutdünken davon Gebrauch macht. Ungleich sicherer, beßer und eben so bequem wäre es, weñ man statt dessen eine gewisse Anzahl genau abgewogener Brechweinsteinpulver in Papieren bey sich trüge. Am allersichersten wird es, in hinlänglichem Wasser aufgelößt, Theilweise so lange gegeben, bis es die erwünschte Wirkung leistet, weil die mehr oder weniger im Magen befindliche Säure, oder auch die verschiedene Empfindlichkeit desselben, die Thätigkeit des Brechweinsteines verschiedentlich bestimt. Jalappenpulver, und überhaupt alle stark wirkende Mittel, besonders aber auch das Doversche Pulver, und der Mohnsaft in Substanz dürfen nie bloß nach dem Augenscheine gegeben werden, da ein, oder höchstens 1, 1/2 Gran, worin letzterer gegeben werden darf, eine so kleine Masse ist,

daß

daß das Auge leicht getäuscht werden kann. Vom Laudanum liquidum kann der Chirurg eine beliebige Menge in einer Flasche bey sich tragen, weil von diesem die Dosis nach Tropfen abgezählt wird.

Wird im Gegentheile von einer Arzeney zu wenig gegeben, so wirkt sie entweder gar nicht, und dann verstreicht die Zeit ungenützt, wobey der Kranke immer leidet; oder sie bewirkt einen ganz andern Erfolg. So verursacht z. B. eine zu geringe Gabe vom Brechweinsteine, da, wo sie starkes Erbrechen erregen sollte, oft nur Laxieren, wodurch nicht allein die gehabte Absicht verfehlt, sondern auch nicht selten eine schwer zu hebende Entkräftung verursachet wird. Inzwischen ist doch dieß Versehen minder schädlich, aber auch seltener, als das erste.

Allen diesen Uebeln wird durchs Abwägen vorgebaut, wozu freylich eine genaue Wage nöthig ist; da diese aber, nicht allein durch Unsauberkeit, sondern auch durch die bloße Einwirkung der Luft, leicht rostig und also verfälscht werden kann, so muß sie vor beyden sorgfältig gesichert werden.

Daß alles, was ich hier bemerkt habe, nicht unbedeutend ist, wird jeder einsehen, der weiß, wie sehr die Wirksamkeit der Arzeneyen von der richtigen Dosis, in welcher sie gegeben werden, abhängt.

Ich könnte übrigens noch vieles über den Gegenstand dieses Kapitels sagen: allein ich hoffe, daß das Wenige, so hier angeführt worden, jeden Chirurgen überzeugen wird, wie schädlich das Vorurtheil sey, als wenn bey Soldaten, wegen ihrer vorgeblich starken Natur, keine so regelmäßige und genaue Behandlung nöthig wäre, als bey bürgerlichen Personen, und daß also auch eine kleine Unachtsamkeit in Ansehung der Dosis nichts zu sagen habe. Diejenigen, welche dessenungeachtet die gehörige Sorgfalt außer Augen sezen, verrathen entweder Unwissenheit oder Bosheit, die doch beyde bey einem Arzte gleich strafbar sind.

(1) Die bey der österreichischen Armee üblichen Formeln sind im 2ten Theile des im Jahre 1789. vom Herrn Hofrath und Ritter von Brambilla herausgegebenen Reglements für die Feldspitäler angehängt. Uebrigens steht es einem jeden Chirurgen frey, je nachdem es der Fall erfordert, auch andere Zusammensetzungen zu verordnen.

(2) Wenn der Regimentschirurg in jeder Gegend, wo er sich aufhält, durch seine Untergeordneten, diejenigen Kräuter, die am gewöhnlichsten gebraucht werden, sammeln ließe, so würde sowohl dem Aerarium eine beträchtliche Summe ersparet, als auch den Heilungsanzeigen nicht selten besser Genüge geleistet werden, weil die frischen Kräuter allezeit wirksamer, als die trockenen sind.

(3) Die Arzeneymittel sind nicht allein an sich dem Verderben unterworfen, sondern sie werden auch häufig aus Gewinnsucht verfälscht. Entweder sind sie sodann ganz unwirksam, oder haben schädliche Eigenschaften angenommen, und müssen in beyden Fällen für die Kranken höchst nachtheilig seyn.

Obwohl nun bey der jetzigen Einrichtung des Medizinalwesens bey der österreichischen Armee die sorgfältigsten Vorkehrungen getroffen worden, daß alle benöthigte Arzeneyen von der besten Beschaffenheit und unverfälscht vorhanden sind, so däucht es mich doch nicht überflüßig zu seyn, zur Belehrung der Feldchirurgen, von einigen, die am häufigsten und gewöhnlichsten, sowohl bey der Armee, als in der bürgerlichen Praxis, gebraucht werden, die Kennzeichen der Güte und ihrer Verfälschung aus den besten Schriftstellern hier beyzufügen.

Chinarinde. Eine gute Chinarinde muß, zur Hälfte und auch mehr gewunden, trocken, zerbrechlich, äußerlich rauh, dunkelbraun und mit verschiedenen Brüchen versehen seyn. An ihrer innern glatten Fläche muß sie eine Eisenrostfarbe haben. Sie muß harzig und leicht mit den Zähnen zu zerbeissen, weder faserig, noch pulverig und wurmstichig, beym Kauen weder leimartig, noch holzig seyn, einen anfänglich angenehmen, gelind gewürzhaften, hinterher widrigen, bittern, etwas zusammenziehenden Geschmack, und einen etwas balsamischen, gleichsam dumpfigen und schimmligen Geruch haben. Die Dicke der Rinde bestimmt keinen Unterschied, wenn nur die übrigen Eigenschaften gleich sind.

Die Stücke, welche feucht, moderig, zerfressen, sehr leicht, nicht gewunden oder zusammen gerollt, hol=

holzicht, schwammicht, sehr leicht zerbrechlich, inwendig weißlich oder grau, und beym Kauen geschmacklos oder leimig sind, müssen verworfen werden.

Die mannigfaltigen Vermischungen und Verfälschungen dieser Rinde z. B. mit den Rinden der Birken und anderer Bäume, die mit Aloe-Auflösung befeuchtet worden, mit Mehlbeerrinde u. s. w. sind leicht zu erkennen, wenn man sich die angegebenen Kennzeichen einer guten Chinarinde in das Gedächtniß eingeprägt hat.

Statt der gepülverten Chinarinde werden häufig die während des Transports, von der äußeren und innern Fläche abgeriebenen und gestossenen Bröckchen verkauft. Dieser unwirksame Staub unterscheidet sich vom ächten Chinapulver durch mehrere darin befindliche schwarze Punkte und holzichte Zasern, und durch einen weniger bittern Geschmack. Eine andere Verfälschung, die aber noch ungleich schädlicher ist, ist die mit Ziegelmehl, welche jedoch durchs Schmecken sehr leicht erkannt werden kann.

Saffran. Der österreichische wird allem andern vorgezogen. Die Kennzeichen der Güte sind, daß er leicht ist, sich fetticht anfühlt, lang, breit, leicht zu zerbrechen und doch schwer zu pülvern und zähe ist. Mit den Händen zerrieben, theilt er diesen eine schön glänzende, dunkelrothe Farbe mit, und giebt einen scharfen Geruch von sich. Auch mit wenig Saffran kann man eine große Menge Wasser färben. Der zu feucht ist, die Finger nicht leicht färbt, einen schwachen oder gar fremden Geruch und Geschmack, eine weißliche, gelbliche oder gar schwärzliche Farbe hat, dünn und trocken, schwer zerbrechlich oder mit Fasern vermischt ist, taugt nichts.

Die Verfälschung mit geräucherten Fleischfasern erkennt man am deutlichsten an dem stinkenden Geruche, wenn er auf Kohlen geworfen wird; die Vermischung mit Safflor = Ringal = oder Granatblumen aber an der verschiedenen Gestalt, dem Geruche und der geringen Tinktur mit Wasser und Weingeist. Das weißliche Ende der Saffranfaden unterscheidet sie vom Safflor.

Tamarinden. Das gute Mark muß frisch, saftig, und angenehm säuerlich seyn. Ist es schimmlig, feucht, sind die Kerne darin angeschwollen, so taugt es nichts. Ein schärferer, unangenehmer Geschmack zeigt eine Verfälschung mit Syrup und Weineßig an; der brenzlich süße aber die Vermischung mit Pflaumenmuse.

Da das Tamarindenmark oft in kupfernen Kesseln bereitet wird, so kann man sich überzeugen, ob dieß geschehen, und es also kupferhaltig geworden ist, oder nicht, wenn man ein Stück Eisen hineinstekt. Im erstern Falle wird das Eisen nach einigen Tagen an seiner Oberfläche roth geworden seyn.

Jalappen = oder Purgierwurzel kömmt entweder in Scheiben von der Größe eines Thalers und 1/2 Zoll dick, oder in zwey der Länge nach zerschnittenen Stücken, oder auch, wie es seit einigen Jahren geschieht, ganz zu uns. Die schwersten und dicksten Stücke, die äußerlich grauschwärzlich aussehen und ganz sind, innerlich viele harzige Flimmerchen und dunkle Streifen zeigen, einen scharfen Geschmack haben, sich in der Hand schwer zerbrechen lassen, und dennoch im Mörser leicht zerspringen, sich am Lichte leicht entzünden und lebhaft

fort=

fortbrennen, verdienen den Vorzug. Die innerlich weißlichen, staubfarbigen, leichten, schimmligen, wurmstichigen und vermoderten müssen verworfen werden.

Die Verfälschung mit der Zaunrübe verräth sich dadurch, daß letztere eine bläßere, weißliche Farbe hat, leichter, schwammichter ist, und überdieß Ringe hat.

Das Harz wird mit gemeinem und Geigenharz, oder mit Jalappenpulver vermischt. Erstere erkennt man an der schwerern Zerbrechlichkeit, und an dem Pech- und Terpenthingeruch, wenn es auf glühende Kohlen geworfen wird; letzteres durch den Weingeist, der das Pulver unaufgelößt zurückläßt.

Ist das Harz mit schlechtem Brandtwein ausgezogen worden, der viel Gummitheile mit sich nimmt, so bleibt bey der Auflösung mit Weingeist eine schleimige, unaufgelößte Substanz auf dem Boden.

Ipekakuanha oder Brechwurzel. Die graue sollte allein zum Gebrauche verwendet werden. Die dicksten, ausgewachsensten, fleischigsten Stücke, die dicht, ganz, ziemlich harzig, und von den sie umgebenden Zasern gereiniget, recht frisch und ohne Moder sind, müssen zum Gebrauch beybehalten, die darunter gemischten weißen aber weggeworfen werden.

Rhabarbara. Man hat dreyerley Arten, die rußische, türkische, ostindische. Erstere verdient den Vorzug. Es ist eine rindenlose Wurzel, die leicht, von schwammichtem Gewebe, äußerlich gelbroth, aber härter, dichter und folglich schwerer, als die ostindische ist. Innerlich ist sie saffranfarbig, mit röthlichen und weißlichen Flecken und Streifen unter-

termischt durchzogen. Sie riecht weniger aromatisch, als die türkische, schmekt etwas mehr zusammenziehend und scharf. Die Stücke sind rundlich und meistens mit einem Loche durchbohrt.

Die schwärzliche, wurmstichige, geruchlose oder schimmlige ist zum Gebrauche untauglich.

Die Wurmlöcher zu verbergen, werden sie von den Kaufleuten entweder mit bloßem Rhabarberpulver ausgefüllt, oder sie überziehen sie mit einem aus Pulver und Traganth bereiteten Schleime. Ersteres entdeckt sich durch das bloße Abreiben mit der Hand: letzteres durchs Zerbrechen der Wurzel, da man sodann im Innern den Fortgang der Wurmlöcher entdeckt. Die Verfälschung mit Rhapontick lehrt Geruch und Geschmack. Bey letzterer, wenn sie durchschnitten wird, bemerkt man auch Riesen, die wie Strahlen vom Umkreise nach dem Mittelpunkte laufen.

Schwarzer peruvianischer Balsam. Er hat eine dunkelbraunrothe Farbe, einen durchdringenden, gewürzhaften, vanilleähnlichen, ziemlich angenehmen Geruch, und einen gewürzhaften, beißend bitterlichen Geschmack. An Consistenz gleicht er dem Terpenthin. Er verbindet sich weder mit Wasser, noch mit Milch, weder mit ausgepreßten, noch ätherischen Oehlen, und so auch weder mit thierischem Fette, noch mit Wachs. Kalt vermischt er sich zwar mit letzterm und dem ausgepreßten Muskatennußöhle, sie scheiden sich aber beyde davon, sobald das Gemisch erhitzt wird. Hierdurch unterscheidet er sich von beynahe allen übrigen Körpern, die ihm sonst an Geschmack, Geruch, Konsistenz und Farbe ähnlich sind.

Die

Die Verfälschung mit Mandelöhle, oder mit einem Gemische aus Benzoeöhl, Pappelknospen und Behenöhl zeigt der Weingeist. Er löset den Balsam auf, und läßt diese Zuthaten unaufgelößt liegen. Der ganz schwarze und brenzlich riechende Balsam taugt nichts.

Salepwurzel. Diese Wurzel ist gewöhnlich von der Größe einer doppelten Kaffeebohne, von eyförmiger Gestalt, gelblichweißer Farbe, durchscheinend, hornartig hart, zähe, ohne Geruch, von Traganth ähnlichem Geschmacke. Gekauet zerfließt sie im Munde ganz zu Schleim, und klebt die Lippen zusamen.

Die braunen, welken, wurmstichigen und moderigen Wurzeln müssen verworfen werden.

Kopaibalsam. Der frische und gute ist sehr klar, von einer weißlichen oder blasgelben Farbe, einem ziemlich angenehm gewürzhaften Geruche, und etwas bitterm und stechendem Geschmacke, von der Konsistenz eines dünnen Oehles oder etwas dicker. Der alte und unwirksame Kopaibalsam wird so dick als Honig, und sinkt im Wasser zu Boden, da der frische in Gestalt eines Häutchens oben schwimmt.

In vier Theilen Weingeist muß er sich zu einer hellen Flüßigkeit auflösen. Wird sie milchicht und trübe, so ist er mit Mandelöhl verfälscht.

Terpenthin. Es giebt dreyerley Arten, den cyprischen, strasburgischen und venedischen. Ersterer ist dicker, zäher, als die beyden andern, durchsichtig, von weißer, ins Gelbe, oft ins Blaue oder Grüne spielenden Farbe, hat einen starken balsamischen, angenehmen Geruch, und einen hitzenden, etwas bitterlichen, doch nicht scharfen Geschmack. Die Verfälschung

fälschung desselben mit dem minder kostbaren venedischen Terpenthin ist schwer, und nur allein durch den Geruch und Geschmack zu entdecken. Der zweyte, welcher ersterem in der Güte am nächsten kömmt, ist ziemlich flüßig, durchsichtig, hellgelb oder weislich von Farbe, von einem sehr starken und angenehmern Geruche, als der venedische; er hat einen bittern aber gar nicht scharfen Geschmack. Der braungelbe ist nicht so gut. Er muß frisch, flüßig, nicht allzu zähe seyn, und einen den Zitronenschaalen ähnlichen Geruch besitzen. Der venedische folgt an Güte dem vorigen. Er muß frisch, flüßig, weiß und durchsichtig seyn. Ein Tropfen davon auf den Nagel genommen, muß daran hängen bleiben. Er darf weder unrein, noch sehr dick, gelb oder bräunlich seyn.

Manna. Das kalabrische in Körnern wird gemeiniglich verordnet, da das in Röhren, (Manna canellata,) fast nie unverfälscht erhalten wird. Das gute kalabrische Manna muß ziemlich trocken, aber doch etwas klebrig seyn, eine weißröthliche Farbe, einen etwas widrigen honigartigen Geruch, einen süßen, etwas schärflichen, Eckel erregenden, schleimigen Geschmack haben.

Es giebt eine schlechtere Art, welche dickes oder schmieriges Manna, (Manna crassa,) genannt wird, und fettig, syrupartig, schwärzlich, unrein ist. Man bedient sich dessen, um gutes Manna daraus zu erkünsteln, das aber schmutziger weiß, weniger fest und schmieriger ist.

Das aus einem Gemische von Honig, Mehl, Skammonium, Sennesblättern u. d. gl. verfertigte falsche Manna verräth sich theils durch Geschmack und Geruch, theils auch bey der Auflösung.

Mohnsaft. Er muß hart, fest seyn, eine aus dem Rothbraunen ins Schwarze fallende Farbe haben. Der Geschmack muß anfänglich eckelhaft bitter, hernach aber scharf und erhitzend seyn. Der Geruch ist stark. Zwischen den Fingern muß er weich werden.

Der brenzliche, unreine, zerreibliche oder schmierige Mohnsaft muß verworfen werden.

Wenn er mit dem Safte der ausgekochten Mohnköpfe verfälscht worden, so verräth sich dieß durch den brenzlichen Geruch und die gänzliche Auflößbarkeit im Wasser.

Kampher. Er muß völlig weiß, durchsichtig, glänzend, fett anzufühlen, unter den Zähnen biegsam seyn, einen durchdringenden, aromatischen, eigenen, starken Geruch, der den ganzen Mund durchfeuert, und doch mit dem Gefühl von Kälte verbunden ist, haben. Der röthliche, graue oder unreine taugt nichts.

Süßholzwurzel. Die innerlich gelbgefärbten, süß, angenehm schmeckenden und von der Dicke eines Mittelfingers, verdienen den Vorzug. Die dünnern, wurmstichigen, dumpfriechenden müssen verworfen werden.

Der käufliche Süßholzsaft ist unrein, mit Stücken Blätter, Sand, auch kleinen Kupfertheilen vermischt, von denen er nie ganz befreyet werden kann, und jeder Apotheker sollte ihn deßhalb billig selbst bereiten. Wenn der Süßholzsaft gut seyn soll, so muß er eine braune Farbe, einen angenehmen, zuckerhaften Geschmack haben, der aber weder im Halse kratzt, noch scharf und brenzlich bitter ist. Er muß

sich

sich gänzlich im Wasser und im Munde auflösen, und in Fäden gedehnt, goldfarbig seyn.

Das Pulver der Süßholzwurzel ist zuweilen mit gerösteten und zerstoßenen gelben Rüben vermischt. Ein Betrug, der sich durch den Geschmack und Geruch verräth.

Destillierte ätherische Oehle. Die gewöhnlichste Verfälschung derselben, besonders des Lavandel- Rosmarin - Salbey - Thymianöhles u. s. w. geschieht mit Terpenthinöhl. Wenn man von einem solchen Oehle etwas auf Leinwand tröpfelt, und dieses darauf stark in der Luft hin und her bewegt, so verdunstet das destillierte Oehle, und der Terpenthingeruch bleibt übrig.

Die Vermischung mit Weingeist verräth sich dadurch, daß, wenn man sie mit gleichem Theile Wasser zusammenschüttelt, die Mischung eine weiße Farbe erhält, indem sich das ätherische Oehl absondert.

Den Zusatz ausgepreßter Oehle entdeckt man am geschwindesten, wenn man etliche Tropfen auf Papier tröpfelt, und an die Wärme bringt. Bleibt sodann ein fetter, durchsichtiger Oehlfleck zurück, so rührt er vom zugesetzten ausgepreßten Oehle her. Eben so entdeckt sich der grobe Betrug, wenn ein ausgepreßtes Oehl blos mit den riechbaren Pflanzentheilen im Aufguß gestanden, und für ächtes destilliertes Oehl verkauft wird. Bey einer geringen Erwärmung gehen die riechbaren Theile fort, und das geruchlose Oehl bleibt zurück.

Jene ätherischen Oehle, die durchs Alter, und weil sie nachlässig aufbehalten worden, Geruch, Geschmack und Farbe verloren haben, sind unanwendbar.

Wein. Die schädlichste Verfälschung desselben geschieht mit Bley und vorzüglich mit Mennig, Silberglätte und Bleyzucker. Ein so verfälschter Wein ist gewöhnlich arm an Geist, hat einen durchdringenden, heftigen styptischen süßen Geschmack. Die sogenannte Würtembergische Weinprobe, welche aus ungelöschtem Kalke, Operment und Wasser bereitet, und eigentlich eine arsenikalische Schwefelleber ist, wurde bisher zur Entdeckung des Bleyes gebraucht: allein da sie einmal an sich giftig ist, überdem bey der mindesten Berührung der Luft geschwind unkräftig wird, und endlich auch zu keinem überzeugenden Beweise dienen kann, weil sie den Wein ebenfalls trübt und schwarz macht, wenn er andere unschädlichere Ingredienzien enthält, so empfiehlt Hahnemann das angesäuerte, mit Schwefelleberluft gesättigte Wasser. Läst man eine Mischung von gleichen Theilen Austerschaalenpulver und Schwefel 12 Minuten lang weißglühen, so hat man eine Jahre lang aufzubewahrende trockene Schwefelleber von weißlicher Farbe, wovon vier Quentchen, mit drey Quentchen Weinsteinrahm gemischt und mit 16 Unzen Wasser, in einer Viertelstunde eine milchweiße Flüßigkeit geben, die rein, in kleine mit Terpenthinwachs verklebte Unzengläser, (in jedes müßen vorher zehn Tropfen guter Saltzgeist getröpfelt werden) abgefüllet, jene Bleyprobe abgeben, die, mit drey Theilen Wein ohne Metallgehalt gemischt, alles hell und durchsichtig läßt, den Wein mit Eisengehalt nicht im mindesten trübt, das Bley aber in Gestalt braunschwarzer, bald niedersinkender Flocken anzeigt.

Kon=

Konzentrierter Essig. Zum medizinischen Gebrauche darf er weder aus dem Bleyzucker, noch aus kristallisiertem Grünspan gezogen werden. Auf diese Art erhalten, würde er immer mit den erwähnten Metallen verunreiniget seyn. Das darin enthaltene Bley entdekt man, wenn man Vitriolöhl hineintröpfelt, wodurch es in weißer Pulverform als Bleyvitriol niedergeschlagen wird. Das Kupfer verräth sich durch die blaue Farbe, wenn der Essig mit flüchtigem Laugensalze übersättigt wird.

Wachs. Das gelbe muß eine hohe Farbe haben, leicht zerbrechlich, wohlriechend und unschmackhaft seyn. Beym Kauen darf es sich nicht an die Zähne hängen. Es ist oft mit Wasser, Erde oder Steinen vermischt, welches schon der Augenschein lehrt. Die Verfälschung mit Harz und Weißpech zeigt der Geschmack und der Weingeist. Letzterer zieht die harzigen Theile heraus und löset sie auf. Das mit Erbsenmehl vermischte hat einen strengern Geschmack, und wird es geschmolzen und durchgeseigt, so bleibt das Mehl im Seigetuch zurück.

Das mit Talg vermischte weisse Wachs ist minder zerbrechlich, weicher, und hat einen unangenehmen Geruch. Mit kaustischer Lauge gekocht, wird der Talg aufgelöset und das Wachs bleibt unberührt.

Honig. Das sogenannte Jungfernhonig muß weißlich, oder doch hellgelblich, und mit vielen zuckerartigen Körnern angefüllt seyn, einen lieblichen Geruch und süßen Geschmack haben. Die Vermischung mit Kraft- und andern Mehlarten, erkennt man, daß ein so verfälschtes Honig schlierig und nicht gleichförmig weiß ist. In kaltem Wasser aufgelöset sinkt das Mehl zu Boden.

Biebergeil. Das Russische ist das beste. Es muß schwer, in großen, runden, harten Beuteln enthalten seyn, die zerschnitten eine zerreibliche, doch nicht ausgedörrte, lederfarbene, durchdringend, stark, widrig riechende, und ekelhaft, bitter, beißend schmeckende und mit dünnen Häuten durchzogene Materie enthalten.

Die Beymischung der Bleystücke entdeckt sich beym Zerschneiden. Man findet auch, daß die Hodensäcke kleiner Ziegen und Lämmer mit einem Gemische von Biebergeilpulver, Gummiharzen, Ammoniakgummi u. s. w. angefüllt werden. Der fremde oder auch schwache Geruch, die Abwesenheit der in ächten Bibergeilsäcken enthaltenen dünnen Häute zeigen den Betrug. Verdorbenes, altes, schwarzes, geruch- und geschmackloses Biebergeil ist verwerflich.

Moschus. Der in Beuteln darf allein zum Arzeneygebrauche verwendet werden. Sie müßen die Größe eines Taubeneyes haben, aus dünnen, runden Blasen bestehen, zwischen denen allemal ein dünnes Häutchen liegt, und mit wenigen, kurzen, braunen Haaren besetzt seyn; ganz kleine, runde, rostigschwärzliche Körner, mit wenigen, harten, schwarzen Klümpchen vermischt enthalten, wo nichts Sandiges zu spüren, und die, mit einem Messer auf Papier gerieben, eine gelbe Farbe annehmen. Der gute Moschus muß überdem etwas fettig anzufühlen seyn, einen starken, durchdringenden, in der Nähe fast unausstehlichen Geruch, der aber in der Entfernung beynahe jedermann angenehm ist, und einen etwas schärflich bittern Geschmack haben. Auf ein glühendes Blech gelegt, muß er verrauchen, und nur sehr wenig grauliche Asche zurücklassen.

Beygemischtes Bley, um das Gewicht zu vermehren, erkennt man, wenn man einen Theil des Moschus eine Zeitlang in einem Löffel über Kohlen hält, da sodann das Bley zu einem Korne schmelzt. Die Verfälschung mit einer Vermischung von Blut, dem gehakten Hodensack und ähnlichen Theilen des Moschusthieres verräth sich durch den stinkenden Geruch nach verbranntem Horne, und durch den Ueberrest einer Kohle, wenn ein solcher Moschus auf glühendes Blech gelegt wird.

Zinkblumen. Wenn sie im Glühen nicht gelb, beym Erkalten nicht schneeweiß werden, mit Säuren brausen, grau, gelb, oder auch nur nicht völlig weiß aussehen, so sind sie entweder aus bleyhaltigem Zink bereitet, oder mit gebrannten Austerschaalen, Kreide oder Magnesie verfälscht.

Schweißtreibendes Spießglas. Es muß schneeweiß, ohne Geschmack und Geruch seyn. Dasjenige, so eine graue oder gelbliche Farbe hat, ist alt, und hat aus der Luft Brennbares an sich gezogen; es läßt sich sodann zum Theil in Königswasser und Weinstein auflösen und erregt Brechen. Beygemischte Kreide verräth sich durchs Aufbrausen, wenn Vitriolsäure hinzugethan wird. Die Vermischung mit Bleyweiß wird erkannt, wenn man es mit Essig kocht, der davon einen süßlichen Geschmack erhält. Wenn man die von Hahnemann angegebene, oder die Würtembergische Weinprobe hinzuthut, so fällt ein schwarzgrauer Niederschlag zu Boden, der mit Oehl zu Bley reduziert werden kann.

Mineralkermes. Er muß sammetartig, rothpomeranzenfarbig aussehen, sich in Weinstein ziemlich

leicht,

leicht, doch unvollkommener, als der Metallsaffran, in kaustischem Laugensalze aber geschwinder als letzterer auflösen, und in weißglühenden Tiegeln ganz verschwinden.

Die Vermischung desselben mit Umbra oder einer andern in kaustischem Laugensalze unauflöslichen Erde, verräth sich, wenn man es in kaustischem Laugensalze oder Weinstein auflöset. Daß er noch Laugensalz enthält, entdeckt man durch den flüchtigen Laugensalzgeruch, wenn er mit Salmiak gerieben wird. Andere auflösliche Beymischungen lassen sich durch Wasser ausziehen.

Höllenstein. Der blaßgraue und schwer zerbrechliche, wo sich im Innern kein strahlenförmiges Gewebe zeigt, dessen Streifen gegen den Mittelpunkt zusammen laufen, hat wenig Wirksamkeit, indem er dem Feuer zu lange ausgesetzt geblieben, und zu viel Säure verloren hat. Wenn kupferhaltiges Silber dazu genommen worden, so ist er zu wenig ätzend, ist grünfarbig, und wird an der Luft feucht. Salmiakgeist entdeckt diese Vermischung durch die blaue Farbe, welche er einer Auflösung desselben mittheilt.

Eisenfeilicht. Der Magnet ist ein unsicheres Mittel, es vom Kupfer zu reinigen, indem dieser auch Eisenspäne anzieht, woran Kupfer hängt. Billig sollte das Eisenfeilicht zum Gebrauche von einem Stücke reinen Eisens bereitet werden. Die Probe, ob es mit Kupfer verunreiniget ist, geschieht, wie beym Höllenstein, mit Salmiakgeist, der davon innerhalb 24 Stunden blau wird.

Rohes Queckſilber. Mercurius vivus, Hydrargyrus. Das reine hat eine glänzend helle Weiſſe, rollt ungemein geſchwind in kugelförmigen Tropfen, die ſich beym geringſten Berühren leicht vereinigen, und nichts Pulverhaftes zurücklaſſen. Die Eigenſchaft des Queckſilbers, ſich leicht mit Metallen, vorzüglich mit Bley, Wismuth und Zinn zu amalgamieren, macht daß es oft verfälſcht iſt, und dann ſieht es auf ſeiner Oberfläche matt, und wie mit einem ſchwärzlichen Staube überzogen aus, läuft träge auf einer Porzelänſchaale, und zieht einen Streif hinter ſich, der einen ſchwärzlichen Kalk hinterläßt, die Kügelchen vereinigen ſich langſam, und es beſchmutzt beym Angreifen die Finger. Da die Reinigung durch Leder nicht hinlänglich iſt, indem auch Wismuth mit durchgeht, ſo muß zum eigenen Gebrauch nur das deſtillierte gebraucht werden.

Zinnober, muß eine harte, hochrothe Maſſe, von glänzend-ſtralichtem, gleichſam nadelförmig kryſtalliſirtem Gewebe, ohne Geſchmack und Geruch, etwas durchſcheinend an den Seiten ſeyn. Fein gepülvert muß er eine ſchöne Karminfarbe haben.

Der gegrabene Zinnober iſt mehrentheils mit ſchädlichen Beymiſchungen verunreiniget, und darf deßhalb zum innern Gebrauche nicht verordnet werden.

Die Verfälſchung des gepülverten mit rothem Arſenik oder Realgar verräth ſich durch den knoblauchartigen Geruch beym Verbrennen deſſelben auf glühenden Kohlen.

Er wird auch mit Ziegelſteinen und Mennig verunreiniget. Die Farbe iſt ſodann mehr pomeranzenartig, nicht ſo rein und hoch karmeſinfarbig

wie

wie die des ächten. Beym Abbrennen bleibt im erstern Falle das Ziegelmehl zurück, im letztern brennt der Zinnober mit einer blaulichen Flamme, und das Bley bleibt in Massikotgestalt zurück, welches mit schwarzem Fluße zum Korne fließt. Auch durchs Auskochen mit starkem Essig verräth sich der letzte Betrug; denn dieser erhält einen süßen, eckelhaften Geschmack.

Die Vermischung mit Drachenblut entdeckt sich, wenn er auf glühende Kohlen geworfen wird, durch einen balsamischharzigen Geruch.

Aetzendes Queckfilbersublimat. Zum Beweise, daß dieses schon an sich höchst gefährliche Mittel nicht etwa noch mit Arsenik (wie viele fürchten) vermischt ist, darf man nur zu einer Auflösung desselben Leberluftwasser thun. Wird das braune Präzipitat, welches sodann niedergeschlagen wird, schnell blendend weiß, so darf man keinen Arsenik fürchten; bleibt es aber, wenn auch nur etwas pomeranzenfarbig, so ist es damit verunreiniget. Es giebt noch mehrere Proben, die ich aber hier anzuführen für überflüßig halte, nur warnen muß ich vor jener Entdeckungsart des Arseniks im Sublimate, da man es auf Kohlen streut, um seinen Geruch zu beobachten. Das Einhauchen des Sublimatdampfs ist höchst gefährlich.

Versüßtes Queckfilber. Das beste ist etwas undurchsichtig, läst sich mit kaustischem Salmiakgeist, auch mit Kalkwasser gerieben, zu einem sammetartig schwarzen Pulver bringen, das Mercurius Saunderi off. genannt wird. Je durchsichtiger es ist, desto weniger ist es mit Queckfilber gesättigt, und desto mehr nähert es sich dem Sublimate.

mate. Um sich übrigens zu überzeugen, ob in einem versüßten Queckſilber noch Sublimat enthalten, kocht man einen beliebigen Theil davon, nachdem es vorher fein gepülvert worden, mit zehn Theilen Waſſer, und löſet etwas Salmiak (auf ein Pfund verſüßtes Queckſilber 1 Loth Salmiak) darin auf. In die abgekochte Flüßigkeit gießet man zerfloſſenes Weinſteinſalz, und fällt dann ein weißes Präzipitat zu Boden, ſo iſt es mit Sublimat vermiſcht. Thut man zu der präzipitierten und durchgeſeigten Flüſſigkeit Kupferſalmiak, ſo zeigt ein gelbgrünes Präzipitat die Vermiſchung mit Arſenik an, ſo wie die blaubleibende Farbe, daß es davon frey ſey.

Weißes Queckſilber = Präzipitat. Es muß ſchneeweiß und ſchwer ſeyn, ſich in Säuren nicht auflöſen laſſen, mit Kalkwaſſer nicht ſchwarz werden, weder Geruch, noch Geſchmack haben.

Die Gegenwart des Sublimates und Arſeniks erforſcht man wie beym vorigen.

Die Verfälſchung mit Bleyweiß oder Wismuthniederſchlag wird entdeckt, wenn man das Präzipitat verdampft, und das auf dem eiſernen Löffel zurückbleibende Pulver mit etwas Pech reduziert. Zugemiſchtes Stärkemehl läßt bey dieſer Behandlung eine Kohle zurück. Kreide verräth ſich durch Aufbrauſen, wenn Eſſig zugegoßen wird.

Rothes Queckſilberpräzipitat. Es muß aus glänzend hochrothen, kleinen Schuppen beſtehen, die aber durch das Tageslicht mit der Zeit braun werden, ohne Geruch und von unmerklichem Geſchmacke ſeyn. Schmeckt es ätzend, metalliſch, ſo taugt es nichts.

In einem eisernen glühenden Löffel muß es ganz wegdampfen, und dadurch unterscheidet es sich von dem mit Mennig verfälschten, das Bleygelb zurück läßt.

Weiße Magnesia oder Bittersalzerde. Die Vermischung derselben mit Kalkerde wird entdeckt, wenn man sie in stärkem Vitriolgeist auflöset. Setzen sich nach geschehener Auflösung innerhalb einer Viertelstunde keine weißen Körnerchen in größerer oder geringerer Menge zu Boden, so ist sie davon frey. Noch sicherer wird diese Vermischung erkannt, wenn man die Magnesia in reiner Salpeter- oder Salzsäure auflöset, die Auflösung mit 300 Theilen destillierten Wassers verdünnet, und dann aufgelöstes mineralisches krystallisiertes Laugensalz zusetzt. Erfolgt sodann ein Niederschlag, so ist es Kalkerde, da sich hier keine Bittersalzerde niederschlagen läßt. Weißer zugemischter Thon entdeckt sich durch seine Unauflösbarkeit in Salpeter- und Salzsäure.

(4) In Friedenszeiten werden von jedem Regimente die nöthigen Medikamente gemeiniglich in den nächsten Depositorien, und zwar zweymal des Jahres gefaßt. Das Verzeichniß davon wird, von dem Regimentskommandanten, so wie von dem Regimentschirurgen unterfertiget, dem Protochirurgen zur Bestätigung vorgelegt. Kömmt es zu einem Kriege, so erhält jedes Regiment einen Medizinkasten, welcher alle jene Arzeneymittel enthält, die bey Kranken, welche entweder nicht in das Feldspital geschickt werden, oder doch, ehe sie dahin geschickt werden können, anwendbar sind.

Siebentes Kapitel.

Von den Leichenöffnungen.

Bey der Militärpraxis findet man nicht selten junge Leute angestellt, die noch weit davon entfernt sind, um von ihnen sagen zu können, daß sie sich die nöthigen Kenntnisse hinlänglich eigen gemacht hätten. Sehr wahrscheinlich liegt der Grund davon darin, daß bey manchem Regimente die Leichenöffnungen vernachläßigt werden, da sich doch die Gelegenheit dazu häufig darbietet, und die Erlaubniß, sie zu benützen, leicht erhalten werden kann, weil sie gänzlich von dem kommandierenden Offizier abhängt. Das Bewustseyn einer gänzlichen Unerfahrenheit in diesem Fache schreckt manche von dieser für die praktische Arzeneykunde wichtigen Arbeit ab.

Je mehr wir die Bauart des Körpers kennen, sagte der berühmte Hunter, um desto mehr wird unsere Beurtheilungskraft geschärft, um so mehr werden unsere Einsichten erweitert, und um desto fähiger werden wir seyn, neue Quellen zur Erhaltung des Lebens zu entdecken, die uns jetzt noch verborgen sind. Die Kenntniß von der Ein-

richs-

richtung des thierischen Körpers lehrt uns die Natur und die Ursachen der Krankheiten erkennen, und setzt uns dadurch in den Stand, manche zu heben, die wir bey eingeschränktern Einsichten für unheilbar erklären. Ja wir können selbst den Keim der Krankheit dadurch ausspähen, so daß er oft noch vor seiner Entwickelung und Einwurzelung zerstöret werden kann.

Zwar wird, um dieser Vortheile vollkommen theilhaft zu werden, ein Grad der Kenntniß erfordert, den wir uns zu erreichen nicht leicht schmeicheln dürfen; allein wir können uns demselben doch nähern, und müssen solches thun, so weit wir nur können. Gesundheit und Krankheit sind sich einander entgegengesetzt. Erstere bezeichnet die natürliche Beschaffenheit des Körpers, und das Studium dieser Beschaffenheit führt uns also auch geraden Weges zur Erkenntniß der Krankheit.

Nur unwissende, empirische Aerzte können an dem Nutzen der Anatomie in der ausübenden Heilkunde zweifeln. Sie wissen sie nicht zu schätzen, weil sie solche nicht kennen, und trachten deßhalb auch andere von ihrer Erlernung abzuhalten, indem sie sie zu überreden suchen, der praktische Arzt bedürfe keiner genauen anatomischen Kenntniß des menschlichen Körpers.

Um diese, wo möglich, eines beßern zu belehren, und das fast allgemein unter dem Volke herr-

herrschende Vorurtheil wider die Anatomie einigermaßen zu entkräften, werde ich den Nutzen der Leichenöffnungen etwas weitläufiger auseinander setzen. Zuweilen kommen einem Regimentschirurgen Krankheiten vor, wobey die Zufälle und Erscheinungen so ungewöhnlich und außerordentlich sind, daß er ungewiß wird, wie er sie bestimmen und behandeln soll. Wenn diese, ungeachtet der sorgfältigsten Behandlung, einen tödtlichen Ausgang haben, ohne daß seine Zweifel in Ansehung ihrer Natur und Ursache aufgelöset worden, so muß er pflichtmäßig um die Leichenöffnung anhalten, und er handelt strafbar, wenn er es unterläßt.

Angenommen, er habe die Erlaubniß erhalten, so muß er, bey der Sektion selbst, alle in die Augen fallenden Abweichungen von dem gesunden Zustande genau bemerken, und nachher mit den während der Krankheit beobachteten Zufällen vergleichen. Auf diese Art wird er urtheilen können, was für Zufälle sich daraus erklären lassen, und welche noch mehrerer Aufklärung bedürfen. Der Nutzen ist einleuchtend. Wenn ihm nachher ein Kranker mit ähnlichen Zufällen vorkömmt, so wird er die Krankheit richtiger bestimmen können, und findet er dann, durch die gemachten Leichenöffnungen belehrt, daß sie unheilbar ist, so muß es ihm und dem kommandierten Offizier, der auf das Befinden der Kranken Acht giebt, angenehm seyn,

dieß voraus zu wissen. Auch wird er sich durch die Leichenöffnung vor aller nachtheiligen Beurtheilung sichern. Ich will einige Beyspiele zur Erläuterung beyfügen. Zwey Patienten kommen ins Spital, die beyde einen unregelmäßigen, aussetzenden Puls, starkes Herzklopfen nach der geringsten Bewegung, und Engbrüstigkeit haben. Bey dem einen fühlt man den Puls des Herzens wirklich näher gegen das Brustbein; bey dem zweyten tiefer unten gegen die falschen Rippen: beyde sterben. — Bey der Section des erstern findet er den Herzbeutel durch eine Menge Blutwasser so sehr erweitert, daß, durch dessen beständigen Druck auf den linken Lungenflügel, der Einfluß des Blutes in selbigen ganz gehemmt, und diesem aller erforderliche Nahrungssaft geraubet worden: er war also ganz zusammengeschrumpft, und das Herz hatte sich an dessen Stelle gedrängt. — Bey dem andern war das Herz außerordentlich erweitert, und die Klappen waren verknöchert. Diese Bemerkungen belehren ihn zu seiner Beruhigung, daß hier keine Kunst das Leben der Kranken hätte erhalten können, und sie schützen ihn zugleich gegen alle schiefen Urtheile, da der Augenschein es zeigt, daß die Krankheit unheilbar gewesen.

Bey einer Kranken, die, nach einem hitzigen Fieber, viele Jahre kränklich, und besonders mit einer schmerzhaften Engbrüstigkeit oft behaftet gewesen

wesen, findet er im Herzbeutel und in beyden Brusthöhlen eine große Menge Blutwasser. — Eine Erläuterung vieler ihrer Zufälle. — Die Klappen am Eingange der rechten Herzkammer sind verknöchert, und so zusammen gezogen, daß man durch die zum Durchflusse des Blutes in die Gefäße noch übrig gebliebene Oeffnung kaum eine silberne Sonde von gewöhnlicher Dicke durchstechen konnte. Auch in diesem Falle lehrte die Section die Unheilbarkeit der Krankheit; beruhigte also die Freunde, und sicherte den Chirurg vor nachtheiligen Urtheilen.

Eine Sammlung solcher mit Sorgfalt aufgezeichneter Leichenöffnungen, nebst beygefügten nöthigen Erläuterungen, würde unstreitig der Zukunft vielen Nutzen gewähren, und ich bin überzeugt, daß, wenn bey dem Regimente eine Abschrift davon verfertiget würde, dadurch mehr Gutes, als durch viele andere Verzeichnisse, die man aufbehält, gestiftet werden dürfte. Und gesetzt, daß auch nur, innerhalb zwanzig Jahren, das Leben eines einzigen Mannes dadurch erhalten würde, so wäre dieses eine überwiegende Belohnung für die Mühe des Aufzeichnens, besonders da der Chirurg durch das Belehrende der Section ohnedem schon sattsam belohnt wird.

Nicht minder belehrend sind die Leichenöffnungen in Ansehung der Wirksamkeit gewißer Mittel,

bey

bey solchen Fällen, wenn dem Chirurgen, ungeachtet er die Natur des Uebels kannte, es dennoch nicht gelingen wollte, dasselbe zu heben. Ich nehme z. B. an, daß er eine Darmgicht (Jleus) zu behandeln habe. Er weiß, daß diese in einer Zusammenschnürung der Gedärme bestehet, wodurch die Ausleerung des Darmkothes gehindert wird. Er wendet also alle Mittel an, die Vernunft und Erfahrung bey dieser Krankheit an die Hand geben; aber umsonst. Endlich erinnert er sich bey einem Schriftsteller gelesen zu haben, daß rohes Quecksilber in Menge verschluckt, als ein schickliches Mittel empfohlen wird, um durch den Druck der Schwere die Zusammenschnürung zu heben. Der Kranke muß einige Unzen verschlucken, und dieß nach einem kurzen Zwischenraume wiederhohlen: allein die Zusammenschnürung dauert fort, und es erfolgt ein heftiger Schmerz, der den Tod befördert. Bey der Sektion findet er, daß das Quecksilber, anstatt sich mit seiner ganzen Masse nach dem zusammengeschnürten Orte gesenkt zu haben, in Millionen Kügelchen zertheilt war, und, mit dem Schleim im Magen und den Gedärmen vermischt, an den Wänden dieser Eingeweide hieng.

Diese Entdeckung ist immer sehr belehrend. Die Krankheit ist zwar nicht gehoben worden; aber bey ähnlichen Fällen kann er daher, auf Erfahrung und Beobachtung sich stützend, dieses so

sehr

sehr gerühmte und aus theoretischen Gründen empfohlene Mittel, mit Zuversicht als unnütz und unwirksam verwerfen.

Die Sectionen gewähren auch einen wesentlichen Nutzen in Rücksicht auf chirurgische Operationen. Sie belehren nämlich, was man mit Zuversicht thun, wie man Schwierigkeiten ausweichen, und Gefahren vermeiden kann. Zergliederungen allein, „sagt Hunter“ zeigen uns, wo wir am lebenden Körper getrost und furchtlos schneiden können; wo wir behutsam verfahren, und endlich, wo wir auf keinerley Art schneiden dürfen. Sie unterrichten den Geist, geben der Hand Fertigkeit, und gewöhnen das Herz zu einer scheinbaren, aber nothwendigen Grausamkeit, zum Gebrauch schneidender Werkzeuge am Körper lebender Nebenmenschen.„

Auch bey plötzlichen Todesfällen, oder wenn der Kranke so unbestimmt seine Beschwerden klagte, daß der Arzt nur wenige oder gar keine Zeichen zu seinen Anzeigen daraus abnehmen könnte, erhält man oft durch die Leichenöffnung eine belehrende Aufklärung. Ich erinnere mich eines solchen Falles. Der Kranke war ein Knabe von zwölf Jahren, und wurde von einem sehr geschickten Arzte besorgt. Er klagte bloß über etwas Kopfschmerz, hatte keine fieberhaften Zufälle, auch zeigten sich keine Spuren eines innern Wasser-

kopfes, ausgenommen daß er sagte, sein Gesicht und sein Gehör wären zuweilen, aber nicht immer, etwas schwächer. Doch starb er ungeachtet aller angewandten Mittel. Die Zergliederung hätte wahrscheinlich einiges Licht über die Ursache seines Todes gegeben; allein sie wurde nicht erlaubt. Ich glaube jedoch mit einigen Gründen, Wasser im Gehirne annehmen zu können, und ein anderer Fall, wo dieses wirklich Statt hatte, ohne daß jene Zufälle sich äußerten, welche dabey von den Schriftstellern für pathognomisch gehalten werden, wo auch die Krankheit jene Zeiträume die sie ihr angewiesen, nicht durchlief, berechtiget mich dazu. Der Kranke klagte auch vorzüglich über Kopfschmerz, der jedoch nicht anhaltend war, sondern oft einige Stunden, oft nur wenige Minuten anhielt. Er hatte Ohrenklingen, und mitunter convulsivische Anfälle. Diese Beschwerden dauerten einige Jahre. Sein Ansehen war übrigens ganz gesund und vollblütig. Nach einer scheinbaren Beßerung, die einige Wochen gedauert hatte, bekam er einen neuen Anfall, und starb sitzend so sanft, daß man eine halbe Stunde lang glaubte, er schliefe.

Die Oeffnung wurde hier erlaubt, weil ich aber eben damals kränklich war, so mußte ich sie dem Chirurg allein überlassen, der mir nach verrichteter Sektion folgenden Bericht brachte. —

Anstatt zersprungener Gefäße und ergoßenen Blutes im Gehirne, fand er die Hirnschale weit dünner, als er sie je bey einer Leiche gesehen; sie war durchgehends weich, so, daß die Säge ganz leicht durchgieng, und sie vom Gehirne ohne alle Schwierigkeit abgelöset wurde. Als er das Hinterhauptsbein ziemlich tief gegen das Genike durchsägte, drang die Säge in die harte Hirnhaut über dem kleinen Gehirn, worauf ein Guß reines Wasser herausströmte; das, was er aufgefangen, betrug ungefähr sechs Unzen; die Umstehenden aber versicherten, daß alles bey zehn Unzen ausgemacht habe. Die ganze Gehirnsubstanz war welk und weich, weisser als gewöhnlich, und nirgends bemerkte man jene rothen Punkte an der innern Fläche der Hirnschale, welche gewöhnlich vom Zerreissen der Gefäße, welche die Hirnschale durchbohren, entstehen. Weder in der Schleimdrüse, noch sonst wo entdeckte er eine scirrhöse Verhärtung. Da das Gesicht kaum etwas gelitten, so scheint es fast, daß das Wasser mehr in der dritten und vierten Höhle, als in den Seitenhöhlen, enthalten gewesen. Durch eine Anfüllung dieser letztern hätte der Augennervenhügel gedrückt und das Sehen verhindert werden müssen.

Würde aber vielleicht die allgemeine Einführung der Leichenöffnung bey der Armee, wo das Volk einen so lebhaften Abscheu davor hegt, die

Leute nicht abhalten, sich anwerben zu lassen? Ich dächte, bey dem überwiegenden Nutzen der Leichenöffnungen, da manche tödtliche Krankheit durch sie allein aufgeklärt werden kann, verdiente dieser Einwurf keine Aufmerksamkeit, und überdem ist auch die Besorgniß ungegründet. Ich weiß verschiedene Beyspiele, wo die Chirurgen jede vorkommende Gelegenheit nützten, um Sectionen anzustellen, ohne daß dadurch der erwähnte Nachtheil für das Regiment entstand, und ich bin selbst bey Leichenöffnungen zugegen gewesen, wo Soldaten Hülfe leisteten, das ganze Spital darum wuste, und die damals 1400 Mann starke Garnison sie erfuhr, ehe die Körper noch beerdiget waren. Bey einigen Regimentern soll sogar, zur Ehre des Chefs und des Korps, der Chirurg bey jedem vorkommenden Sterbefalle eines Gemeinen den Auftrag erhalten, die Leiche zu öffnen. Mangel an Geschicklichkeit, oder eine strafbare Trägheit, sind wahrscheinlich die einzigen Beweggründe, warum Mancher der Vernachläßigung anatomischer Untersuchungen das Wort redet: allein daß bey weitem nicht alle, welche beym Militär die Heilkunde ausüben, so denken, davon zeigen die herrlichen Werke berühmter Schriftsteller, welche sich hier ihre praktischen Kenntnisse erwarben.

Ueberhaupt ist unser Zeitalter auch zu viel aufgeklärt, um einem dummen Aberglauben Gehör

zu

zu geben. Der Nutzen, welchen die Leichenöffnungen den Ueberlebenden, besonders zur Aufklärung außerordentlicher Zufälle, oder zum beruhigenden Beweise für die Freunde des Verstorbenen, daß die Krankheit unheilbar gewesen, gewähren, wird fast von niemanden mehr, der nur einigermaßen Erziehung gehabt, verkannt. Wäre es nöthig, dieß durch die Aussprüche großer Männer zu bestätigen, so könnten deren viele angeführt werden. So sagt Georg Backer, „ die Leichenöffnungen, wenn sie auch dem Arzte (der Regimentschirurg vertritt dessen Stelle) in seiner künftigen Praxis nicht unmittelbar nützen, können doch den besondern Vortheil gewähren, daß man die ächten Wirkungen einer tödtlichen Krankheit erkennt.“

Ich habe Kranke, besonders auch Kinder mit innern Wasserköpfen, behandelt, nach deren Tode, die Aeltern zu ihrer Beruhigung die Leichenöffnung verlangten. Bey einer blieb sogar der Vater während der ganzen Section zugegen. Ich glaube überhaupt getrost behaupten zu können, daß, wenn man anders nur selbst eine Leiche öffnen will, die Erlaubniß dazu, sowohl bey, als außer der Armee, leicht erhalten werden kann; wenigstens habe ich bis jetzt keine unbesiegbaren Schwierigkeiten gefunden, und ich sehe nicht ein, warum andere minder glücklich seyn sollten.

„ Die

„Die Geschichte der Anatomie, sagt Hunter, sollte jedem Arzte eine Anreitzung seyn, sich mit allem Fleiße darauf zu legen. Zu allen Zeiten haben die Zergliederer nützliche Entdeckungen gemacht, und sich dadurch in ihrer Praxis ein besonderes Zutrauen erworben. Ueberdem ist ihr Gegenstand so wenig erschöpft, daß er jetzt und allezeit, an neuen, nützlichen Entdeckungen unerschöpflich ist und seyn wird. "

Ueberzeugt man die Ueberlebenden, daß die Leichenöffnungen nicht aus eitler Neugierde, sondern um sich zu ihrem Besten zu belehren, angestellt wird; verrichtet man sie mit so vieler Schonung, als das Geschäft seiner Natur nach gestattet, so wird der Widerwille, den sie vielleicht Anfangs dagegen gehabt, gewiß aufhören. Selbst das Volk wird allmählig sein Vorurtheil ablegen, und nach und nach mit diesem Gebrauche, wenn er allgemeiner eingeführt wird, vertraut werden.

Hunter sagt, „der wahrscheinlich künftige Wachsthum der Arzeneywissenschaft wird vorzüglich dadurch befördert werden, wenn der Gebrauch, die Leichen zu öffnen, und genau zu untersuchen, allgemeiner eingeführt wird. Und erhielte ich den Auftrag, einen Mann von Talenten auf den rechten Weg zu leiten, um in seiner Kunst groß zu werden, so würde ich einen erfahrnen und geübten Anatomiker nehmen, und ihn bey einem

großen

großen Spitale anstellen, um die Kranken zu besorgen, und die Leichen zu öffnen.“

Vielleicht könnte mir noch der Einwurf gemacht werden, daß es jungen Leuten, die, wie ich selbst vorhin angemerket, nie einen gehörigen Unterricht genoßen, an der Geschicklichktit fehlen müsse, Sectionen mit Nutzen anzustellen. Ich gebe es zu, daß ihre ersten Versuche keinen Vortheil gewähren werden; allein, wenn ich annehme, daß sie edle Wißbegierde fühlen, so können sie, mit Hülfe belehrender Bücher, durch die Uebung selbst, die erforderliche Geschicklichkeit erlangen. Fleiß und Beharrlichkeit haben oft den Mangel des Unterrichtes ersetzt. Ich habe einen jungen Mann gekannt, der sich durch die Zergliederung von Hunden und Schafen ziemliche anatomische Kenntnisse erworben, ehe er noch eine andere, als seine eigene Section gesehen, und schon damals kannte er manche Theile des menschlichen Körpers beßer, als viele, die sich Jahrelang darauf verleget hatten.

„ Die würdigsten Aerzte, sagt obenerwähnter Schriftsteller, denen ihre Kunst mehr, als der Gewinnst, am Herzen lag, bemüheten sich immer, die Erlaubniß zu erhalten, die Leichen ihrer verstorbenen Kranken zu öffnen. Auch suchten sie immer dieß durch erfahrne Zergliederer thun zu lassen — ein Umstand der oft höchst nöthig ist — und sie

bedauerten es sehr, wenn sie die Gelegenheit nicht nützen durften, sich zu belehren, und der Kunst einen Zuwachs zu verschaffen.

Ueberhaupt kann es also einem Regimentschirurgen, der sich in der Anatomie zu üben wünscht, bey der Armee nicht an Gelegenheit dazu fehlen. Sollte ja die Leichenöffnung bey seinem Regimente vorher nicht üblich gewesen seyn, so wird er sich doch durch vernünftige Vorstellungen die Erlaubniß dazu beym kommandierenden Offizier leicht auswirken können. Vielleicht wird man anfänglich einige Unzufriedenheit äußern; allein auch diese wird er durch sein Betragen und Verhalten besiegen. Sie wird allmählig abnehmen, so wie der Gebrauch aufhört, neu zu seyn, und zwar um desto eher, wenn er es sich bey jeder Gelegenheit angelegen seyn läßt, den Nutzen und die eigentliche Absicht seiner Untersuchungen begreiflich zu machen. (1)

Ich glaube diese Abhandlung am schicklichsten mit einigen Gedanken des berühmten Hunters zu schließen, die zugleich zu einer Widerlegung des Vorurtheiles dienen, als wenn es sich nicht der Mühe lohne, und unnütz sey, einige Zeit auf die Leichenöffnungen zu verwenden. — Hier sind seine Worte: „Wenn man manchen Kunstgenoßen von den anatomischen Kenntnissen reden hört, die dem Arzte und Wundarzte nöthig sind, so muß man

seine

Kranken doppelt bedauern; einmal daß sie krank sind, und dann, daß sie einem so unwissenden Rathgeber in die Hände gefallen — Wo ist der rechtschaffene Arzt, oder Wundarzt, der nicht willig gestehen wird, daß ihm Fälle vorgekommen, wo er aller seiner anatomischen Kenntnisse bedurfte; wo er sogar wünschen müssen, deren noch mehrere zu besitzen? — Was für ein Lehrer der Kunst, wird also seine Schüler wohl überreden können, daß der Arzt nur weniger anatomischen Kenntnisse bedürfe, und daß etwas mehr als gewöhnlich für den Wundarzt schon überflüßig sey? Wahrlich nur ein solcher, dem es selbst daran mangelt, und der sich also fürchtet, daß sie seine Meister darin werden möchten, kann also reden. Je genauer und vollkommener wir den Körper des Menschen in seinem gesunden und kranken Zustande kennen, um desto richtiger werden wir die Natur, das Steigen und den Verlauf der Krankheiten einsehen; um desto schneller werden wir das Entstehen einer Krankheit bemerken, ihrem Fortgange uns widersetzen, ihre Zunahme durch zufällige Umstände hemmen, ihrer Ausbreitung vorbauen, und endlich sie heilen können."

(1) In der Hauptstadt Englands selbst hat man oft große Schwierigkeiten, eine Leiche zur Zergliederung zu bekommen, und obschon sie meistens durch einige Guineen können gehoben werden, so ist dieses Hin-

der-

derniß doch von einer solchen Beschaffenheit, daß es nicht ein jeder Wißbegieriger sogleich heben kann. Es ist zwar wahr, daß es einige Spitäler giebt, wo manchmal Zergliederungen können vorgenommen werden, ohne daß sich irgend jemand darum bekümmert; um so mehr wird es hingegen in andern erschweret, und in manchen wird es fast zur Unmöglichkeit. Diejenigen Leichen, die bey Privatlehrern in der Anatomie zergliedert werden, sind meistens solche, die nächtlicher Weile aus der Grabstätte selbst gehohlet werden. Der Preis dafür ist verschieden, weil die Leute, die sich damit abgeben, die kaum verscharrten Leichen auszugraben, der Gefahr ausgesetzt sind, gefangen und sehr übel behandelt zu werden.

Zur Zeit, als ich in London war, kauften zwey junge Aerzte eine Leiche, und weil dieß im Winter geschah, so glaubten sie, daß sie solche leicht eine Zeitlang im Hause würden behalten können, um sie nach Muße zu zergliedern. Allein kaum brach die Nacht ein, so wurden ihnen die Fenster eingeschlagen, man schalt sie Henkersknechte, und wenn die Wache nicht die ganze Nacht hindurch beym Hause geblieben wäre, so wäre dasselbe gewiß gestürmt worden. Den andern Morgen ließen die beyden Wißbegierigen die Leiche gern aus dem Hause gerade nach dem Gottesacker tragen. — Einige Jahre hernach, als sich zwey meiner Freunde in London befanden, ließ sich ebenfalls ein junger Arzt, so heimlich als möglich, eine Leiche in sein eigenes Haus bringen, in der Absicht, einige etwas mühsame Untersuchungen daran vorzunehmen; inzwischen wurde er verrathen, der Pöbel rottete sich bey sei-

nem Hause zusammen, stürmte dasselbe, und der Zergliederer hatte alle Mühe von der Welt, nur mit dem Leben davon zu kommen.

In Portsmouth erzählte mir ein Schifschirurg, der kurz vorher aus Amerika zurückgekommen war, daß er einmals Willens gewesen, die gebrochene Hand eines zu Tode gefallenen Matrosen zu zergliedern, in welcher Absicht er die Hand heimlich abgeschnitten habe. Allein eben da er sich mit der Zergliederung beschäftigte, haben ihn mehrere Matrosen überfallen, um gleichsam diese an ihrem todten Kameraden ausgeübte Verstümmelung zu rächen, ja die meisten hätten geschrien, man solle den Chirurg ohne Weiteres in die See werfen. Sobald der Schifskommandant davon Nachricht bekommen, habe er ihnen deßwegen einen Verweis gegeben, mit dem Beyfügen, daß sie ihn frey lassen, und ihm für die grobe Begegnung Abbitte thun sollten. Sie weigerten sich aber, dieß zu thun, so lange, bis er es mit allem Nachdruck, und kraft seiner aufhabenden Gewalt befahl; denn, sagte er, ihre Intention wäre gewesen, ihn wenigstens körperlich dafür abzustrafen.

Bey einer solchen Stimmung des Pöbels in England muß ein jeder Chirurg Gelegenheit suchen, sich entweder in einem Spitale, oder in irgend einer anerkannten anatomischen Schule, in dem Zergliedern zu üben, weil er äußerst unklug handeln würde, sich der Gefahr, mißhandelt zu werden, auszusetzen.

Der Abscheu, den man vor der Zergliederung hat, mag vielleicht daher rühren, weil man durch die anbefohlene Zergliederung die über einen Missethäter gefällte Sentenz zu verschärfen pflegt; er wird

näm=

nämlich kondemnirt, nachdem er aufgehangen worden, daß er auf die Anatomie zur Zergliederung hingegeben werde, und dieses zwar zur wohlverdienten Verschärfung seiner Strafe.

Bey dem Militär kömmt es in dieser Sache ebenfalls darauf an, wie die Gemeinen gestimmt sind. Bey einigen Regimentern wird der Regimentschirurg die Leichenöffnungen leicht vornehmen können, ohne daß es Jemand einfiele, etwas dawider zu sagen; bey andern bedarf er dazu von höhern Orten eine ausdrückliche Erlaubniß; und bey manch andern kann eine solche Zergliederung nie, außer in einem besondern Falle, und noch dazu mit Schwierigkeiten vorgenommen werden.

Eben deßwegen, weil die Zergliederungen auf so mancherley Art erschweret werden, sollten die angehenden Chirurgen alle Gelegenheiten benützen, sich hierin Kenntniße zu erwerben, und nicht nur allen in den Spitälern, sondern auch den in den Privatschulen vorkommenden Leichenöffnungen beyzuwohnen, und, soviel möglich, selbst Hand anzulegen suchen. Diese Schwierigkeiten, die man den Leichenzergliederungen in den Weg legt, mögen auch die Ursache seyn, daß man, nicht nur bey Privatlehrern, sondern auch bey andern Chirurgen, in keinem Lande mehr Sammlungen von anatomischen Präparaten antrift, als in England. Wenn sich irgend eine Gelegenheit darbietet, an einer Leiche Versuche anzustellen, so wird gewiß nichts unbenützt gelassen, indem viele der mühsamsten Zubereitungen oft wiederhohlet werden, und man wird nicht irren, wenn man annimmt, daß heut zu Tage in England die Kunst zu zergliedern und die Physiologie der Vollkommenheit am nächsten gekommen sind.

Bey der österreichischen Armee ist es den Regimentschirurgen vorgeschrieben, eine jede Leiche, aus deren Untersuchung sie etwas Lehrreiches zu erheben vermuthen können, zu zergliedern, und, wenn der Fall merkwürdig ist, solchen sogleich der medizinisch-chirurgischen Akademie zu Wien zu berichten, allenfalls auch das pathologische Präparat davon beyzufügen. Ueberdieß haben auch die Regimentschirurgen die Pflicht auf sich, darauf zu sehen, daß ihre Untergeordneten sich fleißig im Zergliedern üben, und sie sollen zu gleicher Zeit denselben, wo es nur möglich ist, sowohl in der Anatomie, als Chirurgie, in Dingen, deren Kenntniß ihnen noch fehlen möchte, Unterricht geben; denn nur geübte Zergliederer können den Sitz und die Ursachen der Krankheiten in den Leichen entdecken, ein gesundes Urtheil darüber fällen, und die Wissenschaft selbst durch ihre Bemerkungen bereichern; ungeübte hingegen werden sich leicht selbst täuschen, da sie manche natürliche Erscheinung als etwas Widernatürliches ansehen, und andere nicht auffallende Abweichungen von dem natürlichen Zustande nicht bemerken. So sieht z. B. ein Unwissender in den Lungenschlagadern oft Polypen, die er für die Ursache des Todes hält, und wundert sich darüber, daß sich der Patient vor seiner letzten Krankheit über keinen Zufall, den man davon hätte herleiten können, beklagt habe; einem geübten Zergliederer hingegen ist es wohl bekannt, daß eine solche Erscheinung, vorzüglich bey tödtlichen Entzündungskrankheiten, nichts Seltenes ist.

Achtes Kapitel.

Von den Instrumenten, und andern zur Militärpraxis erforderlichen Geräthschaften.

Bey der Militärpraxis kommen zwar Fälle, wo chirurgische Operationen vorgenommen werden müssen, nicht häufig vor; da sie sich aber doch ereignen können, so ist es auf allen Fall nothwendig, daß jeder Chirurg mit einem gut gewählten Vorrathe von Instrumenten und anderen dazu erforderlichen Geräthschaften versehen sey.

Eben so ist es Pflicht, daß er keine Gelegenheit ungenützt vorbeylasse, um sich an todten Körpern in Operationen zu üben. Nur auf diese Art kann er sich die dazu erforderliche Fertigkeit und Festigkeit seiner Hand erwerben.

Hierdurch wird er am besten einsehen lernen; wo es ihm noch an nöthiger Geschicklichkeit fehlt, und, durch das Geständniß berühmter Männer dazu berechtiget, behaupte ich mit Zuversicht, daß er bey jeder Wiederhohlung einer Operation immer etwas in seinem Verfahren zu verbeßern finden wird.

Ueberdieß machen die Uebungen an todten Körpern den Chirurg mit dem Gebrauche des Messers vertraut, flößen ihm Zuversicht zu seiner Geschicklichkeit ein, und erwerben ihm unvermerkt jene Entschlossenheit, Fassung und Gegenwart des Geistes, die bey Operationen an lebenden Körpern unumgänglich nöthig sind.

Bey letztern ereignen sich allerdings nicht selten Schwierigkeiten und Zufälle, die der Chirurg bey seinen Uebungen an todten Körpern nicht fürchten darf; z. B. Blutflüße u. d. gl. Er muß diese jedesmal erwarten und sich im voraus darauf gefaßt machen, weil sie ihn sonst, wenn sie ihn gleichsam überraschen, der Geistesgegenwart berauben, und selbst zur Vollendung einer Operation unfähig machen könnten. Es fehlt nicht an Beyspielen, daß auch geübte und erfahrne Männer, durch solche Zufälle so sehr in Verwirrung gesetzt worden, daß sie das Instrument andern, die vielleicht weit weniger Geschicklichkeit, aber mehr Muth, Entschlossenheit und Gegenwart des Geistes, als sie, besaßen, überlassen müssen. Beym Steinschnitt und bey Amputationen sind solche Ereignisse nicht selten. Bey ersterm kann der Stein beym Herausziehen leicht zermalmet werden, wenn er mit der Zange zu hart angefaßt wird, und das Vorausſehen der nachtheiligen Folgen, welche daraus entstehen können, kann öfters den Geist des Operateurs in Ver-

wirrung

wirrung setzen. Bey Amputationen findet man nicht selten, daß die Häute der Blutgefäße widernatürlich beschaffen sind. Zuweilen besitzen sie eine zu große Sprödigkeit oder Härte, so, daß sie beym Unterbinden abbrechen, ehe ihre Wände gehörig aneinander gebracht worden. Ich war selbst einst Zeuge, wo dieses einem geschickten Wundarzte drey oder gar viermal wiederfuhr. Zuweilen sind die Häute gleichsam faulicht und so mürbe, daß sie durch den Faden zerschnitten werden. Im zweyten Bande der medizinischen Kommentarien erzählt Herr Leßie von Cork einen Fall dieser Art. Die unterbundene Schenkelschlagader fiel nach einer Stunde, da, wo sie unterbunden worden war, ab, und der Chirurg hatte viele Mühe die Verblutung zu hemmen.

Diese Zufälle ereignen sich zwar bey den Uebungen an todten Körpern nicht, dessenungeachtet bleiben sie, der erwähnten Vortheile wegen, immer empfehlungswerth.

Ich kehre zurück. Bey der unverkennbaren Nothwendigkeit guter Instrumente, wenn der Chirurg eine Operation zum Besten seines Kranken und zu seiner Ehre verrichten will, ist es allerdings sehr zu bedauern, daß noch bey weitem nicht alle Chirurgen damit versehen sind. Ich erinnere mich, daß mehrere zur Anschaffung derselben von ihren Obern nachdrücklichst aufgefordert werden

muß-

mußten. Es wäre zu wünschen, daß die Befehlshaber der Regimenter überhaupt Acht darauf gäben, daß die Chirurgen mit den nöthigsten Instrumenten versehen sind, oder, was vielleicht noch wünschenswerther ist, daß sie dem Beyspiele eines mir bekannten Regimentsinhabers folgen möchten, der, als er hörte, daß der Chirurg die nöthigen Instrumente nicht hatte, sie zum Besten des Regimentes auf seine eigenen Kosten verfertigen ließ. (1)

Man erzählt — so unglaublich es scheint, daß sich dieß in England soll zugetragen haben, so ist es doch wahr — daß ein gewisser Chirurg weiter keine Instrumente, als zwey Lanzetten, die noch überdieß schlecht waren, gehabt habe. (Aber wird man nicht ähnliche Beyspiele in allen großen Städten finden?) — Man erlaube mir hier gelegentlich eine kleine Ausschweiffung.

Der Gebrauch schlechter, stumpfer Lanzetten zum Aderlassen ist mit vieler Gefahr verbunden. Bey der Gewalt, die man anwenden muß, um die Bedeckungen und die Häute der Blutadern zu durchstechen, kann das Instrument leicht die entgegen gesetzte Seite derselben verletzen oder gar durchstossen, und dann eine darunter liegende Schlagader, oder, was auch sehr gefährlich ist, einen Nerven verletzen.

Wie gefährlich unbedeutende Verwundungen seyn können, wenn ein Nerve dabey verletzt worden, davon pflegte Doktor Monro in seinen Vorlesungen zwey Beyspiele zu erzählen. Eine Dame hatte sich nur mit einer Nadel in einen Finger gestochen; so unbedeutend die Verwundung zu seyn schien, so erregte sie doch Zufälle, die ihren Tod beschleunigten. Bey einem Edelmann, der sich einen Splitter von einem zerbrochenen Trinkglase in die Hand gestochen, entstanden äußerst gefährliche und einige Monate anhaltende Zufälle davon. Herr Scherwen, Wundarzt zu Enfield, liefert im erstem Bande der medizinischen Kommentarien S. 210. drey Fälle dieser Art, die durch Blutlassen verursacht worden. Bey einem entstand ein Tetanus, und nach diesem der Tod. Durch den Gebrauch stumpfer Lanzetten kann aber auch in der Haut der Blutader eine sehr gefährliche Entzündung verursacht werden. Man hat Beyspiele, daß selbst geübte und geschickte Wundärzte, die sich der besten Instrumente bedienten, zuweilen Fehler dieser Art nicht haben vermeiden können: um wie viel mehr sind sie also von ungeschickten, und mit schlechten, stumpfen Lanzetten versehenen Chirurgen zu besorgen! Was für gefährliche Folgen geringe Nervenverletzungen haben können, kann ich noch mit meinem eigenen Beyspiele bestätigen. Als ich mich einst damit beschäftigte, die Bauart

eines

eines Pferdefußes zu untersuchen, und mit einer Säge den Huf wegbringen wollte, theils um die Gelenktheile anschaulich zu machen, theils die Dünnheit des hornigten Theiles zu zeigen, welchen die Schmiede oft widersinnig zu sehr aushöhlen, fuhr ich mit der Säge unversehens schief über das zweyte Gelenk meines Fingers. Die Verwundung schien ganz unbedeutend, und bloß die Oberhaut etwas aufgeritzt zu seyn: allein noch am nämlichen Abende fand sich ein heftiger Schmerz und eine starke Entzündung ein, und beydes dauerte eine ganze Woche fort, wobey der Schlaf ganz unterbrochen war. Ich wandte alles an, die Entzündung und den Reitz zu heben, allein erstere dehnte sich dennoch bis zur Handwurzel aus. Der ganze Theil wurde betäubt, gefühl- und bewegungslos, und das Gelenk über dem verwundeten Orte schmerzte, bey der geringsten Bewegung unerträglich. Diese Zufälle dauerten beynahe vier Monate; aber weit länger noch dauerte es, bis ich mit dem verletzten Finger die geringste Kleinigkeit aufzufaßen im Stande war. Alle diese Folgen hätten unmöglich von der unbedeutenden Verletzung entstehen können, wenn nicht ein Nerve wäre mit verletzet worden.

Alle die erwähnten Nachtheile sind bey dem Gebrauche einer guten Lanzette weniger, oder gar nicht zu fürchten. Sie dringt leichter durch die

Bedeckungen und durch die Blutader, und verursacht gar keinen Schmerz, worüber doch diejenigen, welchen mit einer stumpfen Lanzette zur Ader gelassen wird, gewöhnlich klagen.

„Ich habe, sagt der scharfsinnige Bell, da er vom Aderlassen schreibt, alle chirurgische Operationen mit vieler Geschicklichkeit und sehr gut verrichten sehen, aber das Aderlassen selten mit der erforderlichen Genauigkeit. Diese Operation, gehörig angestellt, ist keinesweges gefährlich; aber wenn man sie nachläßig verrichtet, so ist sie es in einem hohen Grade.“

Eben dieser Schriftsteller glaubt auch, daß es besser wäre, um Schlagaderverletzungen zu vermeiden, die Aderlässe an andern Stellen, und nicht an dem jetzt gewöhnlichen Orte, am Arme, vorzunehmen. Er empfiehlt dazu den Fuß, oder eine Ader, die tiefer unterm Ellenbogen gelegen ist, oder auch die Drosselblutader. Er hat bemerkt, daß aus einer in der Gegend der Fußwurzel geöfneten Ader das Blut eben so stark herausfloß, als aus der Ader am Arme. Sein Vorschlag verdient Aufmerksamkeit, und dessen Befolgung würde wenigstens die häufigeren Schlagadergeschwülste hindern.

Gelegentlich muß ich hier jungen Regimentschirurgen die Vorsicht empfehlen, daß sie den Soldaten, denen zur Ader gelassen worden, nicht eher

das Exerzieren erlauben, bis die geöffnete Ader völlig wieder verheilt ist. Da dem Soldaten nicht ohne Gutbefinden des Regimentschirurgen die Ader geöffnet wird, so kann dadurch der militärischen Disziplin kein Nachtheil erwachsen, und auf der andern Seite langwährenden Uebeln vorgebauet werden. Aus meiner eigenen Erfahrung kann ich einige Beyspiele zur Warnung anführen. Zwey Soldaten, denen mehr aus Vorsicht, als wegen erheblicher Beschwerden, zur Ader gelassen worden, wurden, gleich nachdem dieses vorüber war, wieder entlassen und zum Dienste angehalten. Die Folge davon war, daß sie nach acht Tagen beyde ins Spital zurück kamen. Bey beyden war der Arm entzündet, so, als wenn ein Nerve wäre verletzt worden, und überdieß hatte jeder an der Stelle, wo der Einschnitt gemacht worden, eine ziemlich große, harte und dem Drucke des Fingers widerstehende Geschwulst, die einer beschränkten Schlagadergeschwulst ähnlich sah. Bey genauer Untersuchung fand ich jedoch, daß keines von diesen beyden Uebeln Statt hatte. Ich öffnete die Bedeckungen über der Stelle, wo die Oeffnung gemacht worden, verband die Wunde mit dem gemeinen Digestiv, und legte warme Breyumschläge darüber. Als die Entzündung nur noch einen kleinen Umkreis einnahm, verordnete ich Umschläge von Wermuthkraut und Kamillenblumen, zweymal des Ta-

ges, so warm als möglich umzuschlagen, womit ich eine ganze Woche fortfahren ließ. Bey beyden erfolgte sodann die Heilung nach vorhergegangener starken Eiterung; aber zum Dienst waren sie erst nach sechs Wochen wieder tauglich. Mein Amtskollege beobachtete eben damals das nämliche. Das Regiment war neu errichtet, und der bevorstehenden Revüe wegen, wurden die Leute zum Exerzieren streng angehalten.

Wäre bey der Operation von unserer Seite ein Fehler vorgegangen, so würde ich es für Pflicht halten, ihn andern zur Warnung offenherzig anzuzeigen: allein da keiner Statt gehabt, so muß der Zufall bloß vom Anstrengen des Arms beym Exerzieren mit dem Gewehr hergeleitet werden; und sicher wäre er nicht entstanden, wenn man die Leute weniger schnell zum Dienste zurückgeschickt hätte.

Der Rath des Herrn Bell, nicht am Arme, sondern wo immer möglich an einem andern Orte zur Ader zu lassen, verdient vorzüglich bey der Militärpraxis befolgt zu werden, weil der Soldat die Arme am meisten bewegen muß, wodurch die erwähnten Zufälle leicht veranlaßt werden können. Uebrigens trägt auch die Güte der Lanzette, die Lage des Armes (wenn ja dieser zum Aderlassen vorgezogen wird) und der gute Verband nach geschehener Operation sehr vieles zur Vorbauung

übler

übler Zufälle bey, welche Umstände deßhalb eine besondere Aufmerksamkeit verdienen. (2)

Nach dem, was ich bereits im Vorigen von der Empfindlichkeit und körperlichen Beschaffenheit vieler Soldaten gesagt habe, bedarf das gewöhnliche, aber sehr ungegründete Vorurtheil, daß für Soldaten alles gut genug sey, keiner weitern Widerlegung. Es ist falsch, wenn man behauptet, daß sie stumpfere Gefühle, und eine geringere Empfindlichkeit, als Personen bürgerlichen Standes, besitzen, und chirurgische Operationen, ohne daß es nöthig wäre, dieselben mit so vieler Behutsamkeit und Genauigkeit anzustellen, besser als jene ertragen könnten.

Ich habe gesehen, daß kraftvolle, starke Männer, von denen man wuste, daß sie dem Tode im Schlachtfelde unverzagt entgegen gegangen waren, beym Anblicke der Lanzette zitterten, und während der unbedeutenden Operation in Ohnmacht fielen. Eine geflißentliche Verwundung unsers Körpers, bey völlig ruhigem Gemüthe, hat immer etwas, das unserer Natur zuwider ist. Es giebt Ausnahmen; allein die findet man in allen Ständen, und sie können zu keiner allgemeinen Richtschnur dienen. Aus was für einem Grunde wollte man aber auch den Soldaten überhaupt alles feine Gefühl und Empfindlichkeit absprechen? womit ein Vorurtheil rechtfertigen, das nur gar zu oft auf

die

die medizinische Behandlung derselben einen sehr nachtheiligen Einfluß hat? Giebt es nicht viele unter ihnen, die eben eine solche Erziehung genossen, als Künstler und Handwerker, die doch wahrlich nicht hart behandelt werden? Man wende nicht ein, daß der Soldat, durch seinen Stand, rauh, hart, gefühllos gegen Schmerz werde. Wenn dieß ja Statt hat, so geschieht es doch nicht schnell, sondern nur durch die Länge der Zeit; aber die meisten Soldaten leiden kurz nachher, da sie angeworben worden, an ihrer Gesundheit, weil sie an die mit ihrem neuen Stande verbundenen Pflichten und Beschwerlichkeiten noch nicht gewöhnt sind. Ueberdieß findet man unter den Soldaten viele, die eigentlich nie dazu bestimmt waren, und zu einem andern Stande erzogen wurden; zärtlich erzogene Jünglinge, Männer, die einst an glücklichere Tage und an eine bequemere Lebensart gewöhnt waren, und aus jugendlichem Leichtsinne, oder vom Unglücke verfolgt, die Muskete ergriffen.

Ich werde nun einige einzelne Instrumente angeben, die bey der Militär-Praxis häufig angewendet werden können. Da Entzündungen der Mandeln und des Halses unter den Soldaten, wegen ihrer Lebensart, sehr häufig sind, so ist eine Maschine zur Einathmung warmer Dünste sehr nöthig. Arden hat eine solche angegeben, die, so wie sie Mudge verbeßert hat, der Absicht gut entspräche,

spräche, aber für die militärische Praxis, sowohl wegen ihres hohen Preises, als der oft nöthigen Verbesserungen, zu kostspielig ist. An ihrer Statt habe ich mich mit gutem Erfolge einer zinnernen Röhre bedient, die wohlfeiler und dauerhafter ist, auch überdem im Arzeneykasten bequemer fortgebracht werden kann. Sie hat die Gestalt eines Trichters, mit einer eine Elle langen, gebogenen Röhre. Die breite Mündung ist so weit, daß sie die Oeffnung eines Theekeßels deckt. Die engere Mündung muß bequem in den Mund genommen werden können. Durch letztere athmet der Kranke die von dem im Theekessel, oder über Kräutern gekochten Wasser aufsteigenden warmen Dünste ein.

Das Tourniquet ist ein fast unentbehrliches Hülfsmittel, und doch sind nicht alle Regimentschirurgen damit versehen. Ich bin mehrmals Augenzeuge gewesen, daß man, aus Mangel desselben, sich anderer, und zwar sehr unschicklicher Mittel bedienen müssen. Auf dem Schlachtfelde lasse ich es gelten, daß man sich, um Verblutungen zu hemmen, manchmal solcher Mittel bedient, die den Regeln der Kunst nicht ganz entsprechen — sie sind doch immer beßer als keine; allein in Garnisonen damit nicht versehen zu seyn, dieß verräth eine unverzeihliche Nachläßigkeit, einen strafbaren Leichtsinn.

Das Knebeltourniquet kann bey Amputationen in großen Spitälern, oder dort, wo erfahrne Gehülfen stets Acht haben, den Druck desselben, je nachdem es nöthig ist, zu stärken oder zu schwächen, die Stelle des eigentlichen Tourniquets so ziemlich ersetzen, und ich weiß, daß man sich desselben zu London in angesehenen Spitälern mit Nutzen bedient hat; allein in der Militärpraxis findet dessen Gebrauch nicht Statt, weil man da nicht viele Wärter hat, und es für einen Menschen sehr lästig seyn würde, den Druck eine lange Zeit, wie es doch oft nöthig ist, gleichförmig zu erhalten. Wie leicht könnte er sich also eine Nachläßigkeit zum Nachtheil des Kranken erlauben? Zu fest zusammengezogen verursacht es empfindliche Beschwerden; ist es zu wenig zusammengezogen, so erneuert sich das Bluten. Das eigentliche Tourniquet kann, vermittelst seiner Schraube, gerade so, wie es erforderlich ist, zusammen gezogen werden, und man darf nicht fürchten, daß es, sich ganz überlassen, nur im geringsten nachlassen werde.

Bey großen Wunden, wo mehrere Schlagadern verletzt worden, ohne, daß sie mit der Nadel unterbunden werden können, übertrift das Tourniquet zur Hemmung des Blutens alle andere in dieser Absicht empfohlene Werkzeuge. Die Einwendung, daß während der Anlegung desselben die

Schrau-

Schraube zerbrechen, die Riemen zerreißen können, und dann, während der Verbesserung, oder Herbeyschaffung eines andern, der Kranke sich zu Tode bluten kann, trifft auch das Knebeltourniquet, und überdieß ist es Pflicht des Chirurgen, auf die gute Beschaffenheit der Schraube und der Bänder zu sehen.

Leibschüßeln sind, soviel ich weiß, bey der Militärpraxis nie gebräuchlich gewesen. Die vielen Unbequemlichkeiten und Nachtheile, welche, wie ich häufig zu beobachten Gelegenheit gehabt, damit verbunden sind, wenn besonders schwache Fieberkranke, zur Verrichtung ihrer Nothdurft, jedesmal aus dem Bette gehoben werden müssen, hat mich veranlaßt, zum Gebrauche meiner Kranken, eine Art von zinnernen Leibschüßeln auszudenken. In Ansehung der Gestalt gleichen sie so ziemlich den blechernen Nachtgeschirren, nur sind sie flacher und der Rand nach der innern Seite rund umgebogen, damit sie durch ihre scharfen Ecken keine Unbequemlichkeit verursachen. Drey oder höchstens vier sind für ein Regiment hinlänglich. Ihr Nutzen würde, besonders bey hitzigen Krankheiten, wichtig seyn.

Blutschüßeln von bestimmtem Maß, und Aderlaßbinden, um den Arm vor dem Stiche zu binden, sollten ebenfalls vorräthig seyn. Erstere findet man bey keinem Regimente, und doch sind sie sehr nöthig, da man das Blut nie nach Willkühr, sondern

im-

immer nur in dem Maße, wie die Anzeigen es erfordern, abzapfen sollte. Letzteres kann aber, wenn man sich zum Auffangen des Blutes eines Gefäßes bedient, von dem man nicht weiß, wie viel es enthält, eben so wenig geschehen, als wenn es auf die Erde flöße. Zuviel Blut weglassen, ist schädlicher, als zu wenig, weil man im letzterm Falle nach Gutbefinden die Operation wiederhohlen kann; aber die nachtheiligen Folgen eines zu starken Blutverlustes können oft äußerst schwer, oder gar nicht verbeßert werden. Reichliche Aderlässe verursachen jedesmal, auch wenn sie angezeigt sind, Schwäche. Das Nervensystem geräth dadurch in eine Unordnung, die mit der Menge des verlohrnen Blutes im Verhältniße steht. Nach Entzündung der Brust und anderer Theile, wobey zur Erhaltung des Lebens nothwendig viel Blut abgezapft werden müßte, erhohlen sich die Kranken nur sehr langsam. Wenn aber bey Fiebern, wobey das Gehirn und Nervensystem vorzüglich gelitten, unzeitig Blut gelassen wird, so stört es, die ohnedem geschwächten Verrichtungen dieser Theile noch mehr. Ich will nur ein Beyspiel zur Bestätigung dieser, ohnehin ganz auf Erfahrung gegründeten, Bemerkung anführen. Ein junger neu angeworbener Mann klagte vorzüglich über Schenkelschmerzen, wobey er etwas fieberte. Da die Witterung rauh war, und er stark hatte exerzie-

ren müßen, so hielt der Arzt die Beschwerden für rheumatisch, und verordnete einen Aderlaß von ungefähr einem Pfunde, nebst einigen andern Mitteln; der Kranke mußte sich ins Bett legen. Am folgenden Morgen fand man seine unteren Gliedmaßen ganz gelähmt. Es hatte sich zwar auf dem Blute eine Entzündungshaut gebildet, doch war höchst wahrscheinlich zu viel Blut abgezapft, weil man es nach Gutdünken in eine breite Schüßel aufgefangen hatte. Die Krankheit nahm außerordentlich überhand, und der Kranke starb, ungeachtet des Gebrauches der wirksamsten Mittel. Ich glaube berechtiget zu seyn, die Ausartung seiner Beschwerden, und den dadurch verursachten Tod, blos vom zu starken Blutverlust herzuleiten.

Aderlaßschalen von Bley, Blech, oder Zinn, die nach einem bestimmten Maß verfertiget sind, bauen solchen Nachtheilen vor, und könnten eben so schicklich, als die jetzt zum Auffangen des Blutes bestimmten Gefäße, mitgeführt werden.

Da man bey Soldaten niemals Bänder findet, die zum Binden des Armes vor dem Einschnitte tauglich sind, so muß der Chirurg immer mit einigen zu dieser Absicht bestimmten Binden versehen seyn.

Zum Verbande der geöffneten Blutader sind allenfalls die Strumpf- oder Zopfbänder der Soldaten gut genug. Sie mit Binden zu versehen,

geht nicht an, weil man von zwanzigen kaum eine zurückbekommen würde.

Badwannen gehören zwar nicht eigentlich zu den chirurgischen Instrumenten; da aber doch auch bey der Militärpraxis das kalte und warme Bad zuweilen nöthig ist, so glaube ich ihrer hier erwähnen zu müßen. Wenn man ihnen die Gestalt der Ammunitionskästen gäbe, doch müßten sie vier Fuß tief seyn, die Länge eines großen Mannes, und eine solche Breite haben, daß ein Mann sich darin umdrehen könnte; sie würden sodann ihrer Absicht ganz entsprechen, und könnten auf dem Marsche als Ammunitionskästen gebraucht werden. Wenn die See nicht weit entfernt ist, und das Bad nicht eiskalt seyn darf, so können sich die Soldaten darin baden.

Ich übergehe Saugglaser und Schröpfköpfe mit Stillschweigen, da sie natürlich zu den Instrumenten eines Chirurgen gehören. Bey örtlichen Schmerzen, Stockungen und Entzündungen, kann man von ihnen vorzüglich Nutzen erwarten.

Blutegel können auf Märschen nicht füglich mitgenommen werden, auch findet man sie in jeder Stadt, wo nur eine Apotheke, oder ein Wundarzt ist. Der Nutzen, den sie bey gewissen Umständen gewähren, ist jedem Arzte bekannt.

Die

Die eigentlichen Operationsinstrumente einzeln anzugeben, finde ich überflüßig, da sie insgesammt in den sogenannten chirurgischen Besteck- oder Instrumentenkästen begriffen sind, womit jeder Regimentschirurg nothwendig versehen seyn muß. Diejenigen, welche ich hier besonders angemerkt habe, werden oft gering geachtet und vernachläßiget, obwohl sie nicht minder nöthig sind, als jene, und zuverläßig häufiger gebraucht werden, als Amputationsmesser, Trepane und dergleichen.

Bandagen, die besonders auch bey Geschwüren an Schenkeln unumgänglich nöthig sind, gehören ebenfalls zu den Instrumenten.

Rowley, Underwood und einige andere, haben davon sehr gut gehandelt, und ich verweise deßhalb auch, in Ansehung ihrer Bereitung und ihres Gebrauches, auf diese Schriftsteller. Jeder Regimentschirurg muß billig eine hinlängliche Menge vorräthig haben. Männliche und weibliche Katheter sind ebenfalls in der Militärpraxis unentbehrlich. Die Anwendung der erstern findet häufig Statt, und da die kranken Soldatenweiber ebenfalls zum Regimentschirurg ihre Zuflucht nehmen, so wird er auch Gelegenheit haben, von letztern Gebrauch zu machen. Die kleine Auslage zur Anschaffung derselben, wird ihm durch die Liebe, die er sich beym Regimente erwirbt, wenn er

sich auch der kranken Weiber willig annimmt, (wozu er eigentlich von Amts wegen nicht verbunden ist) reichlich vergolten werden.

Ein gutes, genaues Thermometer ist ein sehr nöthiges Werkzeug, das dem Chirurgen bey vielen Gelegenheiten nützlich seyn kann. Er braucht es zur Bestimmung der Fieberhitze bey einem Kranken, der Temperatur der Wärme in den Zimmern, des Badwassers und zu andern Absichten mehr.

Zinnerne Spritzen zum Injiziren sind bey Gonorrhöen, bey Erschlaffungen der Zeugungstheile, Einspritzen des Halses, der Ohren, und hohler Fistelgeschwüre unentbehrlich, und müßen in hinlänglicher Menge vorhanden seyn.

Vor einigen Jahren ist die sogenannte fixe Luft, als ein heilsames Mittel bey gewissen fieberhaften Zufällen, empfohlen worden, und die Erfahrung hat seitdem gelehrt, daß sie es nicht allein in diesen, sondern auch in vielen andern Fällen ist. Es wäre zu wünschen, daß ein minder kostbarer und zerbrechlicher Apparat, als der gewöhnliche ist, um sich diese Luft zu verschaffen, erfunden würde, da man bey der Militärpraxis vorzüglich immer aufs Wohlfeile und Dauerhafte sehen muß.

Der von D. Priestley zuerst angegebene verdient bis jetzt den Vorzug. In Elliots Abhandlung von mineralischen Wässern findet man

Priest-

Priſtleys eigene Beſchreibung davon, und auch die Art, wie ein Getränk damit zu ſchwängern. D. Dobſons Art, die fixe Luft in Faulfiebern u. ſ. w. anzuwenden, iſt vorzüglich gut. Hier entwickelt ſich die fixe Luft auf eben die Art, wie bey dem Riveriſchen Salze, aber erſt im Magen, wodurch die Vermiſchung eines Alkali mit einer Säure ein Aufbrauſen entſteht, während deſſen ſich dieſer wirkſame Gas entwickelt.

Die von Dobſon in ſeinem Kommentar über dieſen Gegenſtand angegebene Bereitungsart der fixen Luft iſt folgende. Eine beſtimmte Menge Laugenſalz wird im Waſſer aufgelöſet, eingenommen, und gleich nachher ſo viel Citronenſäure, oder deſtillierter Eſſig nachgetrunken, als zur Sättigung deſſelben, nach vorher geſchehenem Verſuche, nöthig iſt. Die Entwickelung der fixen Luft geſchieht alſo unmittelbar im Magen, verbindet ſich mit dem darin befindlichen Nahrungsſafte, und wird nachher mit dieſem zugleich von den einſaugenden Gefäßen aufgenommen, und in die Blutmaſſe geführt.

Da der Einfluß der elektriſchen Materie aufs thieriſche und vegetabiliſche Leben durch zuverläßige Verſuche dargethan worden, ſo kann man mit Grunde annehmen, daß ſie auch als Heilmittel angewendet zu werden verdient. Wegen ihrer Durchdringlichkeit verdient ſie vielleicht vor allen

andern Heilmitteln, bey manchen Krankheiten den Vorzug. Bey Augenbeschwerden ist ihre Wirksamkeit durch häufige Versuche bewährt. Ein chronischer Rheumatismus, der allen andern Mitteln hartnäckig widerstanden, soll dadurch geheilt worden seyn. Beym Halbschlag hat sie sich sehr heilsam bewiesen. Elektrische Funken haben Geschwülste in den Brüsten zertheilt. Obwohl hier die Anwendung nur zufällig geschah, so gab doch der gute Erfolg Gelegenheit, sie nachher bey schmerzlichen und fast skirrhösen Geschwülsten zu versuchen, die auch oft dadurch gehoben wurden. Die heilsamen Wirkungen der Elektrizität bey gewissen Lähmungen, deren Ursache vorzüglich ihren Sitz im Nervensystem zu haben scheint, sind bekannt. Im ersten Bande der Edimburger medizinischen Commentarien S. 370. findet man ein Beyspiel von einer dadurch geheilten Taubheit.

Da alle diese Zufälle sich auch bey Soldaten ereignen können, so ist es allerdings billig, daß die Regimentschirurgen mit einem Mittel Versuche anstellen, das sich so wirksam dagegen bewiesen haben soll. Das dazu erforderliche Instrument, oder die elektrische Maschine, ist in unsern Zeiten nicht mehr sehr theuer, und ich habe gesehen, daß eine, deren Glaszilinder 12 bis 15 Zoll im Umfange hatte, mit allem Zugehör nicht mehr als eine Guinee kostete. Sie war überdem so eingerichtet,

daß

daß sie in eine anderthalb Fuß hohe Büchse gepackt, und auf diese Art, ohne Gefahr der Beschädigung, ganz bequem mitgeführt werden konnte. Ein Elektrometer ist bey jedem Versuche mit der elektrischen Materie unumgänglich nöthig, weil ohne solches der gehörige Grad der Elektrizität nicht gehörig bestimmt, und also diese leicht zu sehr verstärkt werden kann. Wahrscheinlich rühren die nachtheiligen Folgen, welche dem Elektrisieren zur Last gelegt werden, nicht sowohl davon, als von der zu sehr verstärkten Wirksamkeit der Maschine, oder der Ueberladung des kranken Körpers mit elektrischer Materie her.

Die Anwendung der elektrischen Materie auf den menschlichen Körper geschieht vermittelst des Bades, der Schläge oder der Funken. Der Operateur muß wissen, welche Art bey einem vorkommenden Falle die beste ist; er muß die elektrische Materie zu leiten, und nach Umständen ihre Wirksamkeit zu erhöhen, oder zu schwächen wissen. In dieser Rücksicht ist es nöthig, daß er die Theorie der Elektrizität inne habe. Vorzüglich aber muß er sich mit ihren Wirkungen bekannt machen. Die Uebung wird ihm in der Anwendung am besten Fertigkeit erwerben.

Daß die elektrische Materie vorzüglich eine reitzende Kraft besitzt, erhellet daraus, daß sie die Ausdünstung an dem Orte, wo man sie ange-

bracht hat, vermehret. Ihre Durchdringlichkeit zeigt sich besonders, wenn jemand während des Blutlassens elektrisiert wird. Das Blut, welches vorher nur tropfenweise aus der Ader rann, wird gleich einem Bogen herausströmen. Wenn eine mit Wasser angefüllte Haarröhre, aus der das Wasser, wegen Enge des Raumes, nur tropfenweise fließt, elektrisiert wird, so strömt das Wasser in verschiedenen feinen Strömen heraus. Daß sie feste und flüßige Körper leichter macht, und zwar indem sie die Verdünstung derselben vermehrt, hat unter andern Bohatsch, so wie auch, daß sie die thierische Ausdünstung verstärkt, mit Versuchen an Tauben, jungen Hunden und andern Thieren dargethan, und dadurch ihre Wirksamkeit auf den menschlichen Körper erwiesen.

Einige schreiben der elektrischen Materie auch eine beruhigende Kraft zu, und berufen sich darauf, daß sie Schmerzen lindere. Sie behaupten, daß die elektrischen Schläge und Funken eine reitzende Kraft äußern, daß aber die Materie, wenn der Körper damit geladen wird, beruhigend wirke: den Werth und die Wahrheit dieser Meinung zu untersuchen, ist hier der Ort nicht. Wegen ihrer selbst die feinsten Gefäße durchdringenden Kraft, hat man sie, wie bereits bemerkt worden, mit gutem Erfolge, zur Zertheilung der Drüsenverstopfungen angewendet. Auch Lustseuchebeulen sollen

dadurch schneller, als durch irgend ein anderes Mittel, aufgelöset worden seyn. Der berühmte Arzt Macqueen hat mir erzählt, daß wirklich eine solche äußerst hartnäckige Geschwulst innerhalb drey Tagen glücklich zertheilt worden.

Es giebt jedoch auch Aerzte, die ihr alle heilsame Wirksamkeit absprechen, weil sie solche oft unwirksam befunden; inzwischen verdient ihre Anwendung deshalb noch nicht ganz verworfen zu werden, weil ein Mittel, das nicht in allen Fällen hilft, doch immer noch in andern zuträglich seyn kann.

Gesetzt, daß sich die elektrische Materie auch nur blos zur Zertheilung venerischer Beulen wirksam bewiese, so verdiente sie deshalb, besonders bey der Militärpraxis, alle Aufmerksamkeit.

Was man auch immer gegen die Zertheilung der Lustseuchebeulen einwenden mag, so bin ich doch geneigt, sie der Eiterung vorzuziehen. Ich gebe es zu, daß das venerische Gift dabey in die Blutmasse komme; allein dieß darf keine Furcht erregen, da es eben hier, durch die unmittelbare Einwirkung des zuverläßigen Gegengiftes desselben, des Queckſilbers, nur desto leichter angegriffen und zerstöret werden kann. Gesetzt aber, daß die in Eiterung gesetzte Beule geöffnet und der gesammelte Eiter ausgeleert wird, sind wir dann sicher, daß nichts vom Gifte in die Masse der Säfte

ein-

eingesogen worden? Was hat hier die Einsaugung gehindert? Ich glaube sogar, daß sie eben während der Eiterung am leichtesten Statt hat. Geschieht die Einsaugung des Blatterngiftes bey der Einimpfung nicht erst damals, wenn die eingeimpfte Stelle stark eitert? — Daß dieses wirklich der Fall ist, wird dadurch bewiesen, daß keine Ansteckung erfolgte, wenn man die eingeimpfte Stelle, gleich nachdem sie entzündet worden war, wegschnitt.

Wenn sich also der Eiter in der Beule anhäuft, und man zugeben muß, daß jeder Partikel desselben venerisches Gift enthält, so müssen die limphatischen Gefäße nothwendig etwas einsaugen und ins Blut führen. Da überdem die Einsaugung sich nach der, der Luft ausgesetzten Fläche richten soll, so muß sie auch bey einer geöffneten Beule größer seyn.

Ist dieß alles gegründet, so folgt, daß wir nie eine venerische Beule in Eiterung zu setzen, sondern immer ihre Zertheilung durch Queckfilber zu befördern suchen sollten. Wenn aber eine Beule schon eher, als man zum Kranken gerufen wird, so weit gekommen ist, daß man das Schwappen des Eiters fühlt, und also eine Zertheilung unmöglich ist; so scheint es mir sicherer zu seyn, sie von selbst aufgehen zu lassen, als sie mit dem Messer oder mit einem Aetzmittel zu öffnen. Obwohl ich nie

einen

einen tödtlichen Ausgang vom Gebrauche des Messers gesehen, so wollen ihn doch einige beobachtet haben. Im Laufe der Drüse, da, wo sich gemeiniglich der Eiter bildet, liegt eine große, ansehnliche Schlagader. Käme man nun von ungefähr mit dem Messer zu tief, und verwundete diese; so müßte allerdings der Tod eine Folge davon seyn, da ich nicht absehe, wie man die Verblutung hemmen würde. Die ungewisse Lage dieses Gefäßes, die oft sehr oberflächlich ist, vergrößert die Gefahr. Gesetzt aber auch, daß diese tödtliche Verletzung leicht vermieden werden könnte, so kann doch oft die Heilung des Geschwüres lange nicht bewirket werden. Ich habe Beulen gesehen, die mehrere Monate lang eiterten, die Fisteln und sehr drohende unreine Geschwüre bildeten. Im Herbst 1781 behandelte ich ein Mädchen, das eine vom Anfange an ganz vernachläßigte, schwärende Beule hatte. Als ich diese Person zum erstenmale sahe, hatte sie ein starkes Fieber. Da ich weder von ihrer Lebensart etwas wußte, noch vermuthen konnte, daß sie mit der Luftseuche behaftet wäre, so behandelte ich sie blos als eine Fieberkranke. Den üblen Geruch im Zimmer leitete ich vom Nachtgeschirre her, und empfahl die Luft zu reinigen, und das Geschirr wegzuthun. Bey meinem nächsten Besuche sagte mir der Vater, daß der üble Geruch nicht nachgelassen, und er entdeckte mir zugleich,

daß

daß sie ein Geschwür am Schenkel habe. Ich untersuchte dasselbe, und fand es so bösartig, als ich noch nie eines gesehen hatte.

Sie gestand den Ursprung desselben, und setzte hinzu, daß sie schon einige Monate daran litte, ohne daß es sich nach den gebrauchten Mitteln im geringsten zur Heilung angelassen hätte. Ich verband es, wie ich es am schicklichsten glaubte; allein das Fieber wurde stärker, der Brand hatte schon zu weit um sich gegriffen, die Bauchmuskeln waren durchgefressen, ihre Kräfte sanken, und bald nachher starb sie.

Ein glaubwürdiger Arzt erzählte mir im Jahre 1783 einen ähnlichen Fall von einem seiner Bekannten in Edimburg. Er sagte mir, daß dieser ungefähr zwey Jahre zuvor eine Beule geöffnet worden sey, ohne daß man seit dieser Zeit das Geschwür hätte zur Heilung bringen können, obwohl die größten Männer der Fakultät zu Rathe wären gezogen worden. Der Schenckel ist, setzte er hinzu, jetzt fast ganz unbeweglich, und der Kranke kann zufrieden seyn, wenn ihm noch einige Bewegung darin übrig bleibt.

Ein Unteroffizier erzählte mir, daß ein Soldat an eben dem Zufalle gestorben sey, und der vorhin erwähnte Arzt erinnerte sich, zu Edimburg einen ähnlichen Fall bey dem Doktor Hope gesehen zu haben, der beynahe auch einen tödtlichen

Aus-

Ausgang gehabt hätte. Aus meiner eigenen Erfahrung muß ich folgende Geschichte anführen.

Im August 1782 wurde der Grenadier Matthias Wright mit einer venerischen Beule meiner Sorge übergeben. Als er ins Spital kam, schien er sich sonst ganz wohl zu befinden, und man konnte weiter nichts Venerisches an ihm entdecken. Bey genauerer Untersuchung erfuhr ich, daß er sich das Uebel zu St. Alban zugezogen habe, woselbst ihm auch, vor zwey Monaten, die Beule von dem dortigem Chirurgen wäre geöffnet worden. Er war nach der Oeffnung etwas vernachläßiget worden; vielleicht hatte der Chirurg vermuthet, daß die Natur nun ohne weitere Beyhülfe die Heilung bewirken würde.

Sein Regiment wurde eben damals nach der Küste von Suffolk verlegt. Der Weg war, bey seinen Gesundheitsumständen zu weit für ihn; und obschon man zu Neumarket zehn Tage lang Rasttag hielt, so wurde doch auch hier nichts gethan, bis man ihn endlich in das Feldhospital schickte.

Bey der Untersuchung des Geschwüres fand ich, daß die Oeffnung zum Theil geschloßen war, allein oberwärts, nach dem Bauche zu, hatte sich zwischen Haut und Fleisch eine Höhlung gebildet, die 2, 1∫2 Zoll lang war. Einige Wochen unterhielt ich eine reichliche Eiterung, um die Heilung aus dem Grunde zu befördern, allein mein

Be-

Bemühen war umsonst; und seine Gesundheit nahm, wahrscheinlich theils von der Lage, theils von der häufigen Ausleerung ab, so, daß er auch sehr mager wurde.

Ich öffnete nun die Höhlung, und fand deren Grund kallös und schwarz. Beydes suchte ich mit der Myrhen-Tinktur und dem grünen Digestiv wegzubringen, und zuletzt streute ich rothes Queckſilberpräcipitat hinein; aber umsonst. Ich verband ihn selbst alle Tage zweymal; Breyumschläge von Brod und Milch wurden aufgelegt, um die Entzündung, die das Geschwür umgab, wegzubringen. Doch alles dieß entsprach der Erwartung nicht. Die Eiterung nahm zu, ward stinkend und mißfarbig, und ich fürchtete den Brand, nicht allein wegen der stinkenden Jauche und des bösartigen Ansehens des Geschwüres, sondern auch wegen der Entzündung, die in einem beträchtlichen Umkreise die Bedeckungen einnahm. Bisher hatte er Morgens und Abends eine Queckſilberpille von zwey Gran eingenommen, womit aber nun ausgesetzt wurde. Er litte viel, hatte nie einen erquickenden Schlaf, noch Nachlaß der Schmerzen, obwohl er von 1 bis 4 Gran Opium auf einmal bekommen hatte. Ich verordnete ihm nun China und Wein, und stieg damit, so, daß er von jener täglich 1, 1∫2 Unze, und von diesem eine kleine Flasche zu sich nahm. Das Geschwür grif nicht

allein

allein weiter um sich, sondern auch tiefer in den muskulösen Theil.

Die Bedeckungen sonderten sich, aufwärts bis zum Hüftbeine, und vorwärts nach dem Bauche zum Nabel hin, gänzlich ab, so, daß, wenn man die Ränder der Haut aufhob, ein großer Theil des Unterleibes ganz entblößt zu sehen war. Die Zellenhaut schmolz, und in der Haut breitete sich die Brandfarbe immer mehr aus.

Ich wandte nun alle mögliche Mittel an, dem Brande Einhalt zu thun. Die bereits erwähnten Arzeneyen wurden pünktlich gegeben, und Bähungen von Kamillen und Wermuth-Absude wurden täglich dreymal eine Stunde lang, so heiß als möglich, gebraucht.

Warmer Flanell, in diese Absude eingetaucht, wurde über das Geschwür gelegt, und, sobald er erkaltete, erneuert. Ich hoffte, daß auf diese Art die Dünste besser, als die Absude selbst, wirken würden. Wie dieses vorüber war, wurde das Geschwür mit warmer Digestivsalbe verbunden, und über alles ein dicker Brey aus Brod mit scharfem Biere (stale beer) aufgelegt, der ebenfalls dreymal des Tages erneuert wurde. Die Speiseordnung war nahrhaft, da der Appetit noch nicht so sehr gesunken war, daß ihm stärkere Speisen hätten gleichgültig, oder widrig seyn sollen.

Der

Der Mangel an Schlafe, und Furcht vor der Gefahr hatten seinen Puls schnell und schwach gemacht, obwohl er sich, den beständigen Schmerz ausgenommen, fast nicht krank fühlte.

Um der Niedergeschlagenheit des Geistes, diesem mächtigen Hinderniße der Wiederherstellung bey jeder Krankheit, vorzubauen, schmeichelte ich ihm immer mit der Hoffnung einer baldigen Genesung.

Während daß die Umstände in dieser verzweifelten Lage waren, besuchte ich den bereits erwähnten vortreflichen Arzt zu Yarmouth. Ich erzählte ihm diesen Fall, und er mir einen andern, der viel Aehnliches damit hatte, den er im königl. Krankenhause zu Edimburg gesehen, und der mit Schierling geheilt worden.

Ich ließ, gleich nach meiner Rückkehr, einen gesättigten Absud von diesem Kraute bereiten, womit ich das Geschwür meines Kranken, so heiß als er es vertragen konnte, ungefähr eine halbe Stunde bähete. Unter der abgesonderten Haut, wo die Bähung nicht hinreichen konnte, spritzte ich etwas davon ein, und legte über den ganzen entzündeten Theil einen warmen Breyumschlag, ebenfalls von diesem Kraute und Brodkrumen bereitet.

Dieß geschah um 11 Uhr Morgens; Nachmittags um drey, und Abends um acht Uhr wurde alles erneuert. An diesem Tage bekam er nur

ein

ein Seidel Wein. Am andern Morgen, da der Verband abgenommen wurde, war die Entzündung der Bedeckungen fast ganz verschwunden, das Geschwür war weniger stinkend, obwohl die Jauche nicht ab, noch eine bessere Farbe angenommen hatte. Das nämliche Verfahren wurde also wiederhohlt; nur verordnete ich noch ein Skrupel Schierlingspulver mit Honig zu einem Bißen gemacht. Ich setzte die China auf sechs, und bald nachher auf drey Quentchen den Tag herab.

Er hatte diese Nacht etwas geschlafen, woran ihn bisher der heftige Schmerz gehindert hatte. In der folgenden Nacht schlief er noch mehr, und zwar so erquickend, als in gesunden Tagen. Er bekam nun allmählig weniger Wein. Kurz, bey dieser fortgesetzten Behandlung war innerhalb drey Tagen die Entzündung ganz verschwunden; die Wunde wurde rein, und die schwarze Farbe, womit bisher alles bedeckt gewesen, verlohr sich ganz. Die Unreinigkeiten fielen ab, und die rechten und schiefen Muskeln zeigten sich roth und gut, obwohl der Brand bis zu ihnen gedrungen war. Von nun an wurde er täglich besser. Ohne die Befolgung dieser Behandlungsart würde er schwerlich noch 48 Stunden überlebt haben.

Ich habe nachher die guten Wirkungen des Schierlingswassers und Breyes bey Schenkelgeschwüren, in zwey Fällen, die beyde wegen der Fäulung

sehr

sehr bösartig waren, zu beobachten Gelegenheit gehabt.

Einige Zeit hindurch war ich ungewiß, ob ich den guten Erfolg dem Schierlingsbrey und Pulver zuschreiben sollte, oder dem Wasser, womit die Geschwüre eingespritzt worden waren. Es kam mir jedoch glücklicherweise bald ein Fall vor, wo ich dieß untersuchen konnte.

Ich bekam einen Kranken, der mit außerordentlichen faulichten Geschwüren an den Schläfen behaftet war. Ich brauchte hier weder Brey noch Pulver, sondern ließ sie sorgfältig zweymal im Tage mit einem Schierlingsabsude einspritzen, und in kurzer Zeit fiengen sie an, sich zu bessern. Ich folgere also hieraus, daß der Gebrauch des Schierlingswassers nicht allein faule Geschwüre reiniget, und ihre Heilung befördert, sondern auch Schmerzen mildert. Der erwähnte venerische Kranke hatte lange Zeit, da er von einem Regimentschirurgen mit gemeinen Digestiven behandelt wurde, heftige Schmerzen gelitten, bis er ins Spital kam, und durch besagte Behandlung davon befreyet wurde.

Genug von den schädlichen Folgen des Oeffnens der Lustseuchebeulen. Zur Bestätigung des Gesagten berufe ich mich übrigens noch auf die Beobachtungen des Herrn Professors Plenk.

Wenn aber ja eine Beule geöffnet werden soll, so fragt es sich, ob das Messer, oder ein Aetzmittel, den Vorzug verdiene. Herr Pott, dessen Ansehen in chirurgischen Fällen entscheidend ist, zieht die Aetzmittel vor. Er bestätiget es aus eigener Erfahrung, daß, nach dem Gebrauche des Messers, die Ränder des Geschwüres immer kallös werden. Sheldon und andere bezeugen eben dieses. Ich bin dessen ungeachtet der Meinung, daß, wenn die Beule gehörig geeitert hat, und die Bedeckungen hinlänglich verdünnet werden, es einerley sey, ob man sich eines Messers, eines Aetzmittels, oder einer Lanzette bedient, um dem Eiter einen Ausfluß zu verschaffen. (3)

Von den unglücklichen Ausgängen geöffneter Beulen gerechtfertiget, werde ich, bey künftig vorkommenden Fällen, immer derselben Zertheilung zu befördern suchen, und ich gestehe, daß ich mir in dieser Absicht vieles von der Elektrizität verspreche.

Die damit verbundene Arbeit kann dem Chirurgen zu keinem Vorwande dienen, die Elektrizität nicht anzuwenden, da er zu seiner Unterstützung immer Leute genug hat. Wenn er einer oder zweyen von seinen Ordonanzen nur einigermaßen Unterricht ertheilt, so werden sie, wenigstens unter seiner Aufsicht, die Arbeit hinlänglich verrichten können.

In dieser Rücksicht wünschte ich also, daß unter den Instrumenten des Regimentschirurgen eine elektrische Maschine wäre, da das Elektriesiren, wenigstens nach meinen Beobachtungen, auch bey andern Krankheiten, als den bereits erwähnten, mit Nutzen angewendet worden, und deshalb allgemein versucht zu werden verdient. Vielleicht giebt es noch Krankheiten, wo sie noch nie versucht worden, und auf die sie doch vielleicht einen heilsamen Einfluß haben würde. Zeit und Gelegenheit zu solchen Versuchen wird dieß entdecken. Es ist inzwischen unsere Pflicht, sie dort anzuwenden, wo die Erfahrung ihren Nutzen gezeigt hat, aber auch da, wo Vernunftschlüsse ihre Nutzbarkeit wahrscheinlich machen. Einige Aerzte erwarten nichts von der Elektrizität, andere im Gegentheil versprechen sich sehr viel davon, und ich bin geneigt, in Rücksicht der schon bekannten Eigenschaften dieses feinen Fluidum, letztern beyzutreten.

(1) Daß bey der Armee solche Krankheiten, bey welchen eine beträchtliche Operation nöthig ist, selten vorkommen, dieses mag wohl daher rühren, weil bey der Assentirung vorzüglich auf eine gesunde Beschaffenheit des Körpers gesehen wird, und diejenigen, bey denen man auch nur eine wahrscheinliche Ursache einer künftigen Krankheit wahrnimmt, nicht angenommen werden; ferner, weil man bey der Armee solchen Krankheiten, bey welchen gewöhnlich Operationen gemacht werden müssen, gleich Anfangs vorzubeugen

beugen sucht, und hierdurch die Nothwendigkeit einer Operation von selbst wegfällt. So werden z. B. jene, welchen mit dem Urine oft kleine Steinchen oder Sandkörner mit Schmerzen abgehen, nicht angenommen, wenn sie auch sonst einen starken Körperbau hätten. Aus dieser Ursache also, weil am Steine Kranke selten vorkommen, so ist auch der Steinschnitt selten. So werden auch die Rekruten mit Brüchen, und selbst jene, die zwar noch keinen wirklichen Bruch, aber doch eine Ausdehnung des Darmfelles in den Leisten, oder in andern Gegenden des Unterleibes, haben, nicht angenommen, und diejenigen, die sich erst im Dienste Brüche zuziehen, werden gleich bey dem Anfange der Krankheit methodisch behandelt: man läßt sie schickliche Bruchbänder tragen, und wenn sie auch nicht gründlich geheilet werden, so wird dadurch doch das Hervortreten und das Einklemmen des Darmes, oder des Netzes verhindert, folglich wird auch die Anzeige zum Bruchschnitte selten Statt finden.

Die Krankheiten an den Gliedmaßen, bey welchen eine von den größern Operationen, z. B. eine Amputation, angezeigt wird, sind auch in Friedenszeiten selten, ausgenommen an jenen Orten, wo die Soldaten, außer ihrem gewöhnlichen Dienste, auch bey einem Festungsbau, oder bey sonst einer Arbeit, wo sie der Gefahr zu fallen, oder eine andere äußere Gewalt zu leiden, ausgesetzt sind, verwendet werden.

Dessen ungeachtet müssen bey einem jeden Regimente alle Instrumente, die bey den wichtigern chirurgischen Operationen nöthig sind, nicht nur zu Kriegs- sondern auch zu Friedenszeiten allezeit vorräthig seyn, weil es doch möglich ist, daß sich die

Anzeige zu einer Operation, die schon seit mehrern Jahren nicht vorgefallen, gerade zu einer solchen Zeit äußert, wo die dazu bestimmten Instrumente abgehen. Die Verlegenheit, in welcher sich ein Chirurg befinden muß, wenn er die Operation als das einzige Rettungsmittel für den Patienten anerkennt, und doch die erforderlichen Instrumente nicht bey Händen hat, läßt sich kaum beschreiben, und noch weniger von jemand andern, als von einem Chirurgen, der sich schon einmal in einer solchen kränkenden Lage befunden hat, fühlen.

Die Nothwendigkeit der Instrumente vorausgesetzt, muß auf ihre Güte und Vollkommenheit ein vorzügliches Augenmerk gerichtet werden. Beynahe sollte man sagen, es sey besser, gar keine Instrumente zu haben, als solche, die fehlerhaft sind; denn so, wie der gute Erfolg einer Operation großentheils den dabey angewandten guten Werkzeugen zugeschrieben werden kann, so hängt auch oft der üble von den fehlerhaften ab; und in letzterm Falle wäre es sicher, sowohl für den Patienten, als für den Ruf des Chirurgen, besser gewesen, wenn er gar keine Instrumente gehabt hätte.

Bey der österreichischen Armee hat ein jedes Regiment für sich selbst alle jene Instrumente, die zu den am gewöhnlichsten vorkommenden Operationen nöthig sind; und in Wien ist, in dem dasigen Depositorium, in eigens dazu bestimmten Kästen, allezeit eine ansehnliche Menge von Instrumenten vorräthig, um damit in Kriegszeiten entweder neu errichtete Regimenter, oder die Freykorps, oder detachirte Bataillons versehen zu können.

Unter den vorräthigen Instrumenten werden jene, welche als fehlerhaft anerkannt und auf die Seite geschafft worden, durch neue und verbesserte ersetzt. Alle neue Instrumente werden nach dem vom Herrn Hofrath und Ritter v. Brambilla herausgegebenen Instrumentarium verfertigt, und nach seiner Vorschrift soll keines in einem Kasten aufbewahrt werden, es sey denn, daß man desselben Brauchbarkeit durch mehrere an Leichen angestellte Versuche erprobt habe.

Man kann nicht fordern, daß unter den vorräthigen, dem Regimente gehörigen Instrumenten alle jene sich befinden sollen, die ein Regimentschirurg etwa nöthig haben dürfte; daher ist es dieses Letztern Pflicht, daß er sich diejenigen, welche bey den seltener vorkommenden Operationen gebraucht werden, eigenthümlich anschaffe; und eben so sollen auch die angestellten Stabschirurgen nebst den Instrumenten, die ihnen von Seite des Aerariums verschafft werden, die zu wichtigern Operationen nöthigen als Eigenthum besitzen.

Da die Soldaten, sowohl zu Kriegs- als Friedenszeiten, dem Ersticken oder Ertränken ausgesetzt sind, so ist es unumgänglich nöthig, daß wenigstens bey einem jeden Regimente oder detachirten Korps solche Werkzeuge vorhanden sind, wodurch schon mehrmals Leute, die auf eine von diesen beyden Arten in Gefahr gekommen, oder auch zum Schein Todte vom wirklichen Tode gerettet worden sind.

Hierher gehört die Tobackrauchsklistier-Maschine, die man überall bey Handen haben sollte; in deren Ermanglung man aber auch 2 Tobackspfeifen brauchen kann, wovon die eine mit Toback gefüllt wird,

die andere aber zum Deckel dient; wo sodann eine Röhre in den Mastdarm gebracht, und in die andere von einem der Anwesenden geblasen wird. Diese Methode ist schon einigemal mit gutem Erfolge angewandt worden. Wie sich der Chirurg im Uebrigen bey solchen Verunglückten zu verhalten hat, kann man im 1ten Theile des vom Herrn Hofrath und Ritter v. Brambilla herausgegebenen Reglements für die k. k. Feldchirurgen in Friedenszeiten, im IX. und X. Kapitel nachsehen.

(2) Ein jeder Unterchirurg soll immer mit den sogenannten Sackinstrumenten, und mit guten Aderlaßlanzetten versehen seyn, und den Regimentschirurgen kömmt es zu, aufmerksam darauf zu seyn, daß solches geschieht. Obschon die Lanzette unstreitig dem Schnäpper vorgezogen zu werden verdient, so findet man doch bey der österreichischen Armee unter den gemeinen Soldaten eine solche Menge, die dawider eingenommen sind, daß es unumgänglich nothwendig ist, daß der Chirurg dieß letztere Instrument bey der Hand hat, und darin geübt ist, sowohl mit der Lanzette als mit dem Schnäpper geschickt die Ader zu öffnen.

Es würde sehr gut und heilsam seyn, wenn man nicht nur bey der Armee, sondern auch überhaupt, die Gewohnheit einführte, die Adern an dem Rücken der Hand, oder nahe an dem Fußgelenke zu öffnen. In Italien öffnet man meistentheils diejenige Ader, die an dem Rücken der Hand, zwischen dem ersten und zweyten Mittelhandknochen von der Seite des Ohrfingers liegt, oder auch jene, die

zwischen

zwischen dem Daumen und dem Zeigefinger, nahe an dem Handwurzelgelenke befindlich ist; die letztere wird auch nicht selten in unsern Gegenden, unter dem Namen der Hauptader, geöffnet. Da aber der an das Blutlassen schon gewöhnte Soldat zu gewissen Zeiten spürt, daß es ihm nöthig sey, unterdessen doch nicht so krank ist, daß man für nothwendig hielte, ihn ins Spital zu schicken, so geht er den Chirurgen darum an, daß er ihm am Arme und zwar entweder die Median- oder die Leberader, oder im Fall derselbe linkerseits einige Schmerzen fühlt, am linken Arme die Milzader öffnen möchte. Der Chirurg wird nur zu oft, aber ohne Frucht, bey einem ähnlichen Kranken alle seine Beredsamkeit anwenden, um ihn zu überzeugen, daß es bey einer Vollblütigkeit gleichgültig sey, an diesem oder an jenem Theile die Ader zu öffnen. Wenn Lokalausleerungen, die so oft mit erwünschtem Erfolge gemacht werden, angezeigt sind, so muß auf den Ort, wo die Ader geöffnet werden soll, alle mögliche Rücksicht genommen werden z. B. bey Kopfverletzungen muß man vor andern eine von den Halsblutadern öffnen.

(3) Bey einer jeden auch für venerisch anerkannten Leistenbeule muß man, in solange die Geschwulst blos von einer Stockung des Blutes in den Gefäßen der Drüse verursacht wird, vorzüglich aber, wenn die Beule bald nach der Ansteckung zum Vorschein kömmt, allzeit versuchen, solche zu zertheilen; inzwischen darf der Chirurg nicht immer auf die Röthe und Erhöhung der Haut über der Drüse warten, um eine andere Behandlungs-Methode für vorzüglicher zu halten.

Man

Man sieht nicht selten, daß die unter der Haut und in der Dupplikatur der breiten Binde (fascia lata) liegenden Drüsen, nachdem eine etwas tiefere, und daher unsichtbare, jedoch mit einem heftigen und klopfenden Schmerz, und mit einem mehr oder weniger beträchtlichen Fieber verknüpften Entzündung, in die Eiterung übergehen; die Haut behält hierbey ihre Farbe, und erhebt sich auch nicht merklich, und dennoch wird die gemachte Eiterung durch die geübten Finger des Chirurgen, mit welchen er das Schwappen des Eiters entdeckt, bestimmt angegeben.

Würde der angehende Chirurg, in einem ähnlichen Falle, die zertheilenden und stärker zusammenziehenden Mittel, ungeachtet des Schmerzens und Fiebers, so lange brauchen wollen, bis die Haut roth und erhaben wird, oder bis der Eiter unter der Haut sichtbar vorkömmt, so würde er zu Ergießungen des Eiters, zur Bildung verschiedener Eitersäcke Anlaß geben, die blos seiner Unerfahrenheit zur Last gelegt werden könnten.

Wenn die Zertheilung wirklich angezeigt ist, so halte ich die Elektrizität für ein wirksames Mittel. Die geschwollenen Drüsen in den Brüsten der Frauenzimmer haben sich bey dem Gebrauche dieses Mittels in kurzer Zeit zertheilt; auch habe ich gesehen, daß andere Gattungen kalter Geschwülste gleich Anfangs durch die Elektrizität geheilet worden sind. Bey Lustseuchbeulen habe ich inzwischen bis jetzt keinen Versuch damit gemacht, weil ich von den Einreibungen der Queckſilbersalbe, an dem Schenkel der kranken Seite, nach dem Verlaufe der meisten Lymphagefäße, ohne daß es nöthig ist, die Drüse damit zu berühren, ferner von den Abführungsmit-

teln und laulichten Bädern fast immer einen guten Erfolg gesehen habe.

Wenn die Eiterung einer venerischen Beule vor sich gegangen ist, so thut der Chirurg allezeit besser, wenn er der Materie einen Ausweg verschafft, als wenn er auf das Bersten der Beule wartet. Hätte H. Gelegenheit gehabt, mehrere Fälle selbst zu behandeln, so würde er gewiß die üblen Folgen, die er sonst dabey beobachtet, nicht dem Einschnitte zugeschrieben haben.

Bey der Oeffnung einer geeiterten Beule, wo die Haut sehr dünne, und daher unnöthig ist, einen tiefen Einschnitt zu machen, ist die Gefahr des Verblutens äußerst selten zu befürchten. Wenn die Beule tiefer zwischen den Fächern der breiten Binde gelagert ist, so wird zwar manchmal ein Ast von einer Schlag- oder zerschnitten; inzwischen ereignet sich dieses selten, und der Zufall ist nicht so gefährlich, daß man deßwegen keine geeiterte venerische Beule öffnen dürfte.

Die Besorgniß, daß sich die Wundlippen umkehren und verhärten, fällt weg, wenn der Einschnitt zur gehörigen Zeit geschieht, und wenn man nicht so lange verzögert, das specifische Mittel dabey anzuwenden.

Der Gebrauch der Aetzmittel wird von vielen vortreflichen Praktikern zur Oeffnung der Abscessen überhaupt, vorzüglich aber bey den Lustseuchbeulen, anempfohlen, und es ist sicher, daß in Fällen, wo die Eiterung sehr langsam vor sich geht, die Entzündung dadurch vermehrt, und folglich erstere befördert wird. Ich selbst habe noch nie von dieser Methode bey Lustseuchbeulen Gebrauch gemacht, denn obschon ich sie von einigen sehr berühmten Chirurgen befolgen sah, so hörte ich solche doch von keinem erfahrenen als die beste anrühmen.

Neuntes Kapitel.

Von den zur Heilkunde erforderlichen Wissenschaften überhaupt, und von dem Nutzen des Lesens für Feldchirurgen.

Die Heilkunde wird zwar oft eine Kunst genannt, allein sie ist wirklich eine Wissenschaft, und zwar eine von sehr weitem Umfange. Will man sich über das Mittelmäßige darin erheben, so wird dazu eine nicht oberflächlige, sondern gründliche Kenntniß der Natur, des Thier- Pflanzen- und Steinreiches erfordert.

„ Der Arzt, sagt ein berühmter Schriftsteller, der seine Induktionen nicht wenigstens aus der genauesten Analogie herleitet, kann nicht mit gutem Gewissen eine Arzeney verordnen — Der ist ein Feind seines Kranken und der menschlichen Gesellschaft, der sich unterfängt, eine Krankheit heilen zu wollen, ohne ihre Natur, Ursache, Zufälle und Beschaffenheit zu kennen. Ist es nicht Verletzung alles dessen, was man der Menschheit und der Religion schuldig ist, wenn man sich ohne

die

die erforderlichen Kenntniss zum Krankenbette wagt? Kann wohl Jemand zu sich selbst sagen: ich habe alles gethan, was ich thun sollte, wenn er nicht zugleich sagen kann: ich weiß alles, was ich wissen muß? —

Kenntniß der allgemeinen sowohl, als Experimentalphysik, so wie der philosophischen Moral, ist dem Arzte unentbehrlich; selbst in der Metaphysik soll er bewandert seyn. Eben dieß lehrte der berühmte Cullen seine Schüler. Er behauptete sogar, daß ein Mann ohne Metaphysik nie ein einsichtsvoller Arzt seyn könne. Es war jedoch keinesweges seine Meinung, jenes falsche Räsonnement zu empfehlen, das den Geist verwirrt, und wie ein Irrlicht den getäuschten Wanderer, der es verfolgt, zu Abwegen leitet; das sich mit unerforschbaren Dingen und Träumereyen beschäftiget. Er wollte vielmehr damit sagen, daß eine genaue Untersuchung, und ein gesundes Räsonnement, indem man behutsam vom Bekannten aufs Unbekannte, von den Wirkungen auf die Ursachen schließt, der wahre Weg sey, das vorgesteckte Ziel zu erreichen, und sich über manche Erscheinungen in der ausübenden Heilkunde Aufklärung zu verschaffen, als welches nicht Statt haben könne, ohne Rücksicht auf die Verbindung des Leibes und der Seele, und deren gegenseitige Einwirkung zu nehmen.

„ Die Metaphysik, sagt der scharfsinnige D. Percival, stärkt die Fähigkeiten der Seele, und giebt unsern Untersuchungen Genauigkeit und Richtigkeit, indem sie uns die feinen Abstufungen und Uebergänge von Wahrheit zum Falschen bemerken lehrt.“ — Die gegenseitige Einwirkung des Körpers und der Seele auf einander, wird jeden Augenblick empfunden, und die Kenntniß der Natur, der Wirkungen, Symptome und des Maßes dieser gegenseitigen Einwirkung, macht einen wesentlichen Theil jener Wissenschaft aus, die dem Arzte eben sowohl, als dem Sitten- und Religionslehrer nothwendig ist.

Ich habe bereits oben, wo ich vom Heimwehe redete, dieser gegenseitigen Einwirkung des Körpers und der Seele auf einander erwähnt. Eben daselbst bemerkte ich auch, daß die Leiden und Zufälle der Seele gefährliche Krankheiten des Körpers veranlassen können.

„ Jeder praktische Arzt, sagt Zimmermann, weiß es, daß die Krankheiten der Seele durch keine physischen Mittel gehoben werden, wenn nicht die Seele selbst zugleich mitwirkt, den Kranken zu beleben — Jemehr sie die Bemühungen des Arztes unterstützt, um desto mehr kann man einen guten Erfolg davon hoffen. Ein gelehrter, vernünftiger Arzt hat oft unmöglich scheinende Kuren muthig unternommen und glücklich vollen-

det. — Da es also Krankheiten giebt, bey denen die Geduld, der Fleiß und der Eifer des Arztes auf den Geist des Kranken einen solchen Einfluß haben können, daß diese zur Kur mitwirken, so können wir auch mit Recht schließen, daß die Dispositionen der Seele gelegentliche Ursachen von Veränderungen im Körper seyn können. — Hieraus erhellt also, daß der Arzt verpflichtet ist, den Geist und die Leidenschaften seiner Kranken in Ordnung zu halten." — Das Studium der Leidenschaften und die Menschenkenntniß sind also für den Arzt unentbehrliche Dinge.

Ein genaues und vernünftiges Nachforschen lehrt allein das Wahre vom Falschen unterscheiden, und so mit glücklichem Erfolge Untersuchungen anstellen; je weniger man sich in beyden übt, um desto mehr nähert man sich dem Empirismus. Die Metaphysik ist also in so ferne dem Arzte nöthig und nützlich, als sie ihn dazu in den Stand setzt. Der Empiriker ist zwar auch zuweilen in seinen Kuren glücklich, aber man kann sicher behaupten, daß er unter zehnmalen neunmal seine Absicht verfehlt. So wenig der Blinde die Farben unterscheidet, so wenig kann der Arzt einen Zufall heben, dessen Ursache ihm verborgen ist, es sey denn, daß es zufällig geschieht. Aber welcher Vernünftige wird vom Zufalle den Erfolg seiner Unternehmungen abhängen lassen wollen?

Es ist wahr, daß oft selbst der scharfsinnigste Geist mit allem seinen Nachdenken die Ursache gewisser Phänomene nicht entdecken kann, und wenn er sie entdeckt, dieselbe doch eben so wenig zu heben vermag, als wenn sie ihm auch unbekannt geblieben wäre; allein wenn dieses dem Einsichtsvollen widerfahren kann, und oft widerfährt, so muß der Ungebildete, Unwissende in solchen verwickelten Fällen nothwendig fehlen.

Zwar kann nicht geläugnet werden, daß uns die Erfahrung in manchen Dingen Unterricht ertheilt, wo Räsonnement wenig oder nichts fruchtet; aber dessen ungeachtet müssen wir stets den Grundsatz befolgen: als ein Praktiker zwar zu räsonnieren, aber nie ohne Räsonnement zu praktizieren. Aus der Erfahrung wissen wir, daß Skamonium purgiert, und daß Mittelsalze und andere Körper der Materia medika gleiche Wirkungen haben. Durch das Räsonnement allein würden wir dieß nie entdeckt haben. Aus der Erfahrung wissen wir, daß einige dieser Mittel gelinde, andern drastisch und reitzend wirken. Wenn wir aber nur in einem vorkommenden Falle diejenigen auswählen sollen, welche den Vorzug verdienen, so muß uns das Räsonnement, das jedoch auf diese Erfahrung gegründet ist, leiten. Nachdem man die Ursache einer Krankheit erforscht hat, erwäget man die Kraft, welche angewendet werden muß,

um

um sie zu entfernen, jedoch mit der erforderlichen Rücksicht auf die Konstitution und die gegenwärtige Beschaffenheit des Körpers. Dieß bestimmt unsere Wahl in Ansehung der Heilmittel, bestimmt uns, diesem vor jenem den Vorzug zu geben. Auf diese Art lernen wir einsehen, daß die erwähnten Mittel, ohne Unterschied gebraucht, obwohl sie gleiche Wirkung auf den Körper zu haben scheinen, dennoch sehr nachtheilige Folgen haben würden.

Ich gebe zu, daß dieses Räsonnement sich allein auf Erfahrung gründet, und wohl uns, wenn wir immer aus Erfahrung urtheilen können; aber es giebt der Fälle viel, wo wir unser Urtheil blos aus der Analogie, oder von einigermaßen ähnlichen Fällen herleiten müssen.

„ Nicht immer kann der Arzt, sagt ein berühmter Schriftsteller, seine Behandlungsart wählen, und manche sonst ganz bekannte Krankheit wird oft durch zufällige Ereignisse verändert; er muß also zur Analogie seine Zuflucht nehmen. Aber wie kann ein Mann, in solchen Fällen, seiner Untersuchung die gehörige Richtung geben, der nicht durch Lektüre all das Licht anzuwenden im Stande ist, das die Schriftsteller über einen solchen Gegenstand verbreitet haben? “

Analogie ist freylich nicht in allen Fällen ein sicherer unfehlbarer Wegweiser, noch kann sie uns immer für einen guten Erfolg Hoffnung einflößen;

aber

aber immer verdient sie doch, dem blinden Zufall vorgezogen zu werden, nach welchem der leichtsinnige Praktiker handelt. — Ist nicht ein dämmerndes Licht besser, als eine gänzliche Finsterniß? Kurz, man kann sich nicht rühmen, eine Kur aus vernünftigen Gründen unternommen zu haben, bis man sich vorher eine deutliche Vorstellung von der Natur der Krankheit, und von den Kräften der Mittel, wodurch sie gehoben werden soll, gemacht hat.

Der Empiriker hat nur ein Mittel gegen alle Zufälle eines jeden Organs, und dieß wendet er, ohne alle Rücksicht auf die Ursache derselben, an. Es leuchtet jedem Vernünftigen von selbst ein, daß diese Behandlungsart sehr oft verderblich seyn müße, da die Ursachen oft ganz verschieden sind, und entgegengesetzte Mittel erfordern.

Ich stimme übrigens dem Ausspruche des schon mehrmals von mir erwähnten Schriftstellers bey: daß manche Praktiker mehr Tadel verdienen, als die Empiriker — Erstere, obwohl sie den Namen rechtmäßiger Aerzte führen, denken oft wenig, oder gar nicht über den Gegenstand ihres Berufes nach. Ihre Geschicklichkeit scheint in abgeschriebenen Formeln zu bestehen. Er bestätiget dieß mit verschiedenen Beyspielen, wo solche Praktiker, ohne Rücksicht auf die Kette von Ursachen, welche eine Krankheit veranlaßt haben können,

weil

weil sie damit vielleicht ganz unbekannt sind, ein Rezept aufs Gerathewohl verschreiben. Nach meiner Einsicht, müssen der Arzt, der eine Krankheit nach allen ihren Umständen übersieht, und der, so nur einen Theil derselben, oder vielmehr seine eigenen Vorurtheile sieht, nothwendig verschiedener Meinung seyn; und doch berufen sich alle auf ihre Erfahrung. — Es giebt Leute, die bis zum letzten Augenblicke ihres Lebens behaupten, etwas gesehen zu haben, ohne sich nur den Zweifel einfallen zu lassen, ob sie auch fähig waren, es zu sehen — Der Arzt, der den Wegen der Natur nachgespüret und sie täglich verfolgt hat, und die alte Wärterinn, welche den Kranken bediente, berufen sich beyde auf Erfahrung; aber nur der Erstere mit Recht; denn kann sich der wohl auf Erfahrung berufen, der nie beobachten gelernt hat? Sieht man bey einer blinden Praxis, wo die ganze Kunst in wenigen Rezepten und vielen Vorurtheilen besteht, die Natur? — Wahrlich nicht! — Nur durch sorgfältiges Nachforschen kömmt man ihr auf die Spur.

Es ist bekannt, daß häufig Fälle vorkommen, wo man nur einzelnen Symptomen entgegen arbeiten kann, und wo die Ursachen der Zufälle sich bey Lebzeiten des Kranken nicht entdecken lassen. Unsere Kenntniß von der Bauart und den Verrichtungen verschiedener Theile des Körpers ist noch sehr

unvollkommen. So wissen wir z. B. wenig vom Gebrauche der Milz, und eben so wenig von dem des Nervensystems. u. s. w.

Da bey solchen Fällen der aufgeklärte, gebildete, rationelle Arzt sich oft in seinen Urtheilen irrt, wie ungleich mehr muß dieß bey einem unwissenden Quacksalber Statt haben!

Ich komme nun zu den Kenntnissen, die demjenigen, der Krankheiten heilen will, unumgänglich nöthig sind. Ohne Pathologie zu besitzen, kann dieß vernünftigerweise niemand unternehmen. Der Arzt muß also die Bauart des menschlichen Körpers, und die Verrichtungen der verschiedenen Organen im gesunden Zustande, in so fern sie erkannt werden können, wissen, ehe er die beobachteten Fehler beurtheilen kann, oder es wagen darf, sie zur natürlichen Beschaffenheit wieder zurückführen zu wollen. Anatomie erfordert einen anhaltenden und fortgesetzten Fleiß. Sie ist die Grundlage, worauf der Arzt seine übrigen Kenntnisse bauen muß.

Von den Vortheilen der Zergliederung menschlicher Körper habe ich bereits geredet; aber auch die vergleichende Anatomie gewährt Nutzen. Es giebt Theile, die in thierischen Körpern besser, als im menschlichen, bearbeitet werden können.

Von der Anatomie muß der Lehrling zu jener Wissenschaft übergehn, die sich mit dem Gebrauche der Theile beschäftiget.

Die Physiologie (denn so wird diese Wissenschaft genannt), ist von einem weiten Umfange, weil sie die Verrichtungen, Eigenschaften und Wirkungen aller festen und flüßigen Theile des Körpers lehrt.

Die Pathologie, oder die Lehre von den Abweichungen der Organe und anderer Theile des Körpers vom gesunden Zustande, muß auf Physiologie gegründet seyn. Wenn man nun alle diese Wissenschaften inne hat, so ist man doch noch immer weit vom Ziele entfernt; und steht man hier stille, so ist es eben so gut, als hätte man nie angefangen. Wenn man nur betrachtet, auf was für verschiedene Arten gewiße Organe thätig sind, so wird man leicht einsehen, wie nothwendig dem Arzte die Kenntniß der allgemeinen und der Experimentalphysik ist.

Will man die Verrichtungen des Auges erklären, so muß man die Lehre von den Farben und dem Lichte inne haben. Die Kenntniß des Gehörorgans setzt voraus, daß man die Eigenschaften der Luft wisse, und folglich die Pnevmatik verstehe.

Auch die Hydraulik und Hydrostatik haben einen Einfluß auf die Kenntniß des menschlichen Körpers, in sofern er nämlich eine Maschine ist, die aus Röhren besteht, welche Flüßigkeiten enthalten, die mit jeder andern Röhre außer dem

Körper, die Flüßigkeiten bey sich führt, eine Aehnlichkeit hat, jedoch mit gehöriger Rücksicht auf einen beseelten und unbeseelten Gegenstand, auf die bewegenden Kräfte, den Zusammenhang der Theile, und deren Zähigkeit, auf die Aeste, und Winkel der Gefäße, auf die Reibung und andere Ursachen der Verzögerung des Umlaufes der Flüßigkeiten.

Die Chemie erläutert manches in Betref der thierischen Maschine, und der Eigenschaften der Naturkörper, die als Heilmittel verwendet werden. Ueberdieß lehrt sie uns verschiedene andere Operationen und Prozesse, die dem medizinischen Forscher zu wissen nöthig sind.

Die Kenntnisse der verschiedenen Luftarten, in wie fern sie lebenden Thieren nachtheilig oder heilsam sind, ist ein wissenschaftlicher Zweig, der von der Chemie abstammet. Durch sie haben wir die verschiedenen Gasarten, oder elastischen Flüßigkeiten entdeckt. Der Tod eines Hundes, der über die Grotta del cane gehalten wird, kann uns nun eben so wenig in Erstaunen setzen, als die schädlichen Wirkungen glühender Kohlen, oder böser Dünste in den Gruben, die oft die Bergleute plötzlich tödten. Durch chemische Zerlegungen und glückliche Versuche haben wir nun die Natur der fixen und brennbaren Luft kennen gelernet.

Eben dieser Wissenschaft danken wir, daß wir in Ansehung einer andern Flüßigkeit, die nicht minder zum Leben nothwendig ist, richtigere Kenntnisse haben; ich meine das Wasser. Die verschiedenen Vermischungen desselben mit fremden Materien machen seinen Genuß für die Gesundheit des Körpers mehr oder weniger nachtheilig oder zuträglich. Durch die Chemie können wir es zu Gift und Gegengift machen; durch sie entdecken wir die Bestandtheile, von denen dieß abhängt; durch sie kann der Arzt es willkührlich mit fremden Theilen anschwängern, oder davon befreyen, je nachdem er es zweckmäßig findet. Diese Wissenschaft hat einen weitläufigen Umfang; aber wie beschränkt, wie unvollkommen sind auch die Beobachtungen des Arztes ohne sie!

Die Kenntniß von den Wirkungen der Hitze und Feuchtigkeit auf den menschlichen Körper erklärt ihm die entfernten Ursachen verschiedener tödtlicher Krankheiten; er lernt daraus die Mittel, ansteckenden Krankheiten Einhalt zu thun, und wird dadurch fähiger, seine Heilungsmethode zweckmäßig einzurichten. Und auch diese Kenntniß erfordert Chemie.

Verschiedene Veränderungen in der Pflanzenwelt scheinen ebenfalls nach Gesetzen der Chemie bewirkt zu werden. Durch ihre Beyhülfe entdecken wir die verschiedenen Eigenschaften der Pflan-

zen, können sie in ihre Bestandtheile zerlegen, und diejenigen auswählen, oder verwerfen, welche unsern Absichten entsprechen, oder zuwider sind.

Botanik und Materia Medika sind Wissenschaften, die dem Arzte unentbehrlich sind. Erstere lehrt die äußeren Kennzeichen der Pflanzen zu unterscheiden, letztere die inneren Eigenschaften derselben, und die Zubereitungsart der Pflanzen zum medizinischen Gebrauch.

Das Studium des Pflanzenreiches ist, auch noch in andern Rücksichten, nicht blos für die Neugierde befriedigend, sondern auch sehr interessant. Es erweitert unsere Begriffe in Ansehung der Wirkungsart der Natur, und befördert unsere Fortschritte auf dem Wege der Wissenschaften. Das Pflanzenreich liefert nicht allein Nahrungsmittel und Arzeneyen, sondern es hat auch einen wichtigen Einfluß auf die Atmosphäre, und scheint das Hauptverbesserungsmittel der Luft zu seyn. Wenn diese durch mannigfaltige phlogistische Dünste schädlich geworden, so wird sie durch die Pflanzen wieder dephlogistisiert und noch einmal zum Einathmen tauglich gemacht. Sie saugen das als Nahrung in sich, was für Menschen tödtlich seyn würde, und geben es ihm gereiniget, neu verbunden und modifiziert zurück. Hier sehen wir, daß Fäulniß ihren Nutzen hat, und daß sie, mittelst der Pflanzen, der Grund desjenigen wird, was rein ist.

Es ist ein Gesetz der höchsten Weisheit, daß, sobald ein Bestandtheil zu gewissen Absichten unfähig wird, er alsdann wieder zu seiner Bestimmung in einem andern Theile fähig wird, und so entsteht Ordnung aus Verwirrung und Schönheit aus Ungestaltheit.

Daß der Arzt sich mit dem Mineralreiche bekannt machen müsse, darf ich wohl nicht erst erinnern, da es ihm verschiedene der wirksamsten Arzeneymittel liefert; über dieß ist es auch ein Gegenstand, womit sich die Chemie vorzüglich beschäftiget.

Die Naturgeschichte hat ebenfalls einen wichtigen] [Einfluß in die Heilkunde. Sie dienet dem Arzte zur Erläuterung verschiedener Operationen in der Natur, und zur Erweiterung seiner Ideen. Ich verstehe aber etwas mehr darunter, als das gewöhnlich darunter verstandene Ordnen und Klassifizieren der Körper. Er muß den Ursachen nachforschen, die zur Existenz mancher dieser Produkte Anlaß geben, und dadurch kann er Anleitung erhalten, nicht allein die Bildung und Erzeugung der Erdprodukte, sondern der Erde selbst zu erforschen. In mehr medizinischer Rücksicht lernet der Arzt aus der Naturgeschichte, sowohl die Thiere, als das Klima, welches sie bewohnen, nebst mancher andern Wahrheit, in Bezug auf ihre Verschiedenheit und Natur kennen.

Kurz, alle diese Theile der Wissenschaft stehen miteinander in Verbindung, und alle tragen

zuletzt

zuletzt dazu bey, die Eigenheiten des thierischen Lebens und die Krankheiten, welchen alles, was Athem schöpft, unterworfen ist, zu erläutern. Ein jeder also, der sich der Heilkunde widmet, muß nothwendig damit bekannt seyn. Allein da das Leben zu kurz und die erwähnten Wissenschaften zu weit umfassend sind, um sie vollkommen zu studieren; so kann der Arzt nur trachten, sich eine allgemeine, mehr oberflächliche Kenntniß davon zu erwerben. Uebrigens muß er auf die Erlernung derjenigen Wissenschaften, die mehr Bezug auf die Hauptabsicht seines Berufes haben, mehr Zeit und Fleiß verwenden, als auf jene, die mehr zur Zierde, als zum Nutzen gereichen. Ich habe deshalb verschiedene mit Stillschweigen übergangen, die doch der Arzt, wenn er Zeit dazu hat, nicht vernachlässigen sollte.

Die Kenntniß der Elektrizität gehört zu jenen, die kein Arzt entbehren kann. Dieß leuchtet ein, wenn man bedenkt, daß die elektrische Materie nicht allein in der sichtbaren Schöpfung einen hohen Rang behauptet, und in der Natur sich sehr wirksam zeigt, sondern auch, bey Krankheiten angewendet, wirksame Kräfte äußert.

Ich habe noch nicht der Nosologie erwähnt, deren Studium dem Arzte zur Unterscheidung der verschiedenen Krankheiten des Menschen wesentliche Dienste leistet. Die Krankheit bestimmt erkennen,

an welcher der Kranke leidet, ist ein großer Schritt zur Kur, aber leider, ist er oft nur gar zu schwer. Die Nosologie giebt die Symptome an, welche eine bestimmte Krankheit bezeichnen.

Es haben zwar angesehene Männer dieser Wissenschaft, oder dem Eintheilen der Krankheiten nach systematischer Ordnung, allen Nutzen absprechen wollen; ich aber bin überzeugt, daß sie dem Praktiker am Krankenbette keinen geringen Nutzen gewährt. Der junge Arzt findet gewiß seinen Vortheil dabey, indem die nosologische Ordnung seinem Gedächtnisse zu Hülfe kömmt. Gesetzt, daß man eine Nosologie auch nur als ein Handbuch betrachtet, so gewährt es offenbar Nutzen: allein man findet es auch in der Praxis selbst anwendbar.

Zuweilen beobachtet man Krankheiten, die wirklich mit allen den Zeichen begleitet sind, wie sie die nosologischen Schriftsteller geschildert haben. Systematische Ordnung hat den Fortgang der Botanik befördert, ist auch in andern Zweigen der Naturgeschichte mit Nutzen angewandt worden, und ich sehe keinen Grund ein, warum sie in Ansehung der Krankheiten nicht Statt haben sollte. Ich bin der Meinung, daß sie auch hier anwendbar ist.

Die Bestimmung der Dosis der Arzeneyen macht eine eigene Abtheilung der medizinischen Wissenschaften aus, die des Arztes Aufmerksamkeit

besonders verdient. Im achten Kapitel ist davon weitläufiger geredet worden. Hier wird nur noch überhaupt bemerkt, daß man sich diese zwar aus Büchern, in so ferne es möglich ist, bekannt machen muß: allein Bücher können keineswegs unfehlbare und allgemein anwendbare Grundregeln hiervon liefern. Alles, was sie thun können, ist, daß sie uns lehren, in was für einer Menge dieß oder jenes Mittel gegeben worden. Die verschiedenen Artikel, deren man sich bedient, werden schon, nach Verschiedenheit der Menge und der Zeit, in der sie gegeben werden, ganz verschiedene Arzeneyen; so verursachet z. B. Ipekakuanha, in kleiner Dosis, Abführen, in einer größeren aber erreget sie Brechen. Rhabarber, in kleiner Menge und in gehörigen Zwischenräumen gegeben, wirkt zusammenziehend, in größerer erregt sie Purgieren, u. s. w. Die Kenntniß der Dosis hängt also von der Kenntniß der Wirksamkeit des Mittels, verbunden mit Rücksicht auf die thierische Oekonomie, Idiosynkrasie, gegenwärtige Stärke des Körpers ab.

Gleiche Bewandniß hat es mit dem Regimen, das ebenfalls einen nicht minder wichtigen Theil der Arzeneykunde ausmacht, und mehr zur Stärkung des Kranken, und zur Wiederherstellung der Gesundheit beyträgt, als mancher vielleicht sich vorstellt.

Die Lebensordnung, welche ein Arzt seinen Kranken vorschreibt, ist ein vorzüglicher Beweis seiner Beurtheilungskraft. In chronischen Krankheiten, und wie zahlreich sind diese nicht! kann er dadurch eben soviel, wo nicht mehr leisten, als durch alle verordnete Heilmittel. Aber um die Absicht ganz zu erreichen, müssen beyde zweckmäßig vereiniget werden.

Unter Regimen verstehe ich nicht blos Diät, oder die gehörige Einrichtung des Essens und Trinkens; sondern auch der Luft, der Kleidung, der Bewegung, des Schlafes und des Wachens, der gehörigen Ordnung in den Absonderungen und Ausleerungen, kurz, was die Kräfte ertragen und nicht ertragen können. Dieß zu bestimmen, muß der vormalige Zustand des Kranken genau erwogen werden. Ich könnte vieles über diesen Gegenstand sagen; allein ich habe blos dem praktischen Arzt einen Wink geben wollen, daß auch das Regimen ein Gegenstand seines Nachdenkens seyn muß.

Weil das Bad öfters als ein wirksames Arzeneymittel gebraucht wird, so kann füglich desselben hier erwähnt werden. Ob es zu jenen Sachen gehört, die man unter Regimen begreift, weiß ich nicht; aber wozu man es auch immer rechnet, so verdient es Aufmerksamkeit und reife Ueberlegung, um es zweckmäßig anzurathen.

Heut zu Tage ist das Baden sehr allgemein, und vielleicht wird kein Heilmittel mit so wenig Beurtheilung in allen Fällen gebraucht, als dieß. Zur Bestätigung dient, daß man ohne Unterschied vor dem Bade Ausleerungsmittel zu gebrauchen empfiehlt. Ein Fall, bey dem das Baden angezeigt ist, muß von der Art seyn, daß dabey nichts Schwächendes gebraucht werden darf; aber Purgieren, welches, ich weiß nicht aus was für einem Grunde, eine Vorbereitung zum Baden und Brunnentrinken genennt wird, gehört zu den stark schwächenden Ursachen. Beydes, das Bad und das Brunnentrinken, sind stärkende Mittel, die mittelst eines sanften Reitzes den Körper beleben. Die unschickliche und schwächende Vorbereitung durch Purgieren ist also den Grundsätzen der Vernunft, und der wahren medizinischen Philosophie zuwider. Aber zu bestimmen, wann und wie dieses Mittel anzuwenden ist, setzt die Kenntniß der thierischen Oekonomie nach allen ihren Theilen, und der gegenwärtigen Krankheit voraus; vieles hängt dabey von der Temperatur des Wassers ab. Die gegenwärtige Stärke des Körpers, die Zeit des Tages zum Baden, die Länge der Zeit, die man sich im Wasser aufhalten solt, ob nämlich der Kranke des Morgens frühe und mit nüchternem Magen, oder nach genommener Speise, wie oft er in einer gegebenen Zeit ins Wasser gehen

soll,

soll; alles dieses sind Umstände, die genau erwogen werden müssen, und irrige Bestimmungen können nichts anders als nachtheilige Wirkungen für den Kranken haben. So viel über diesen Gegenstand noch gesagt werden könnte, so muß ich mich doch mit diesem wenigen begnügen, da mehreres nicht hierher gehört. (1)

Bisher habe ich noch nichts von Sprachen geredet. Ich setze voraus, daß der Lehrling der Heilkunde sich damit bekannt gemacht hat, ehe er seine medizinischen Studien angefangen. Sprachen mögen immerhin von vielen nur als die äußere Zierde der Erziehung, die Wörter ohne Ideen lehre, angesehen werden; so ist es doch nothwendig, daß wir uns damit bekannt machen, ehe wir zu den eigentlichen medizinischen Wissenschaften weiter fortschreiten. Unsere Lektüre wird sehr beschränkt seyn, wenn wir blos die Schriften lesen können, die in unserer vaterländischen Sprache geschrieben sind; und wenn wir sie endlich auch in Uebersetzungen erhalten, so geschieht es doch ziemlich langsam. Gleich einem lahmen Pferde, werden wir vielleicht nachstolpern können, aber nie werden wir mit der Jagd fortkommen. Die Kenntniß der Sprachen erleichtert die Erlernung anderer Wissenschaften.

Einige von den lebenden Sprachen sind dem Arzte unumgänglich nöthig. Französisch ist in Europa

ropa die allgemeine Sprache aller wohlerzogenen Personen. Latein darf unter keinerley Vorwand vernachläßiget werden. Dieses ist vorzüglich die Sprache der Gelehrten. Jeder medizinische Schriftsteller, der wünscht, daß seine Arbeiten allgemein gelesen werden sollen, läßt sie in dieser Sprache in der Welt erscheinen. Der Arzt muß sie nicht blos oberflächlich verstehen; er muß auch ihre Schönheiten kritisch beurtheilen können; sie nicht nur fliessend sprechen, sondern auch wenigstens erträglich korrekt schreiben können.

Obwohl man im Griechischen nur wenige wichtige medizinische Schriftsteller hat, so sollte doch auch diese Sprache nicht vernachlässiget werden. Man hat bis jetzt viele griechische Redensarten beybehalten; viele Namen in der Botanik, Chemie und andern Zweigen der Arzeneykunde, stammen vom Griechischen ab, und es wäre nicht zu verzeihen, wenn man mit ihrem Ursprunge unbekannt wäre.

Aus dem Gesagten erhellt deutlich, daß derjenige, der sich der Ausübung der Arzeneykunst widmen will, frühzeitig zu studieren anfangen muß, weil eine so viel umfassende Gelehrsamkeit dazu erforderlich ist. Ueberdem ist der Geist in der Jugend fähiger, jede Gattung von Eindrücken anzunehmen; und wenn er gut gelenkt worden, so wird er nachher auf dem einmal betretenen Pfade von selbst fortschreiten.

Endlich muß auch noch der Arzt, nach der Forderung des gelehrten Blackstone, damit seine Wissenschaft vollkommen wird, und dem Umfange der Heilkunde ganz entspricht, eine hinlängliche Kenntniß von den Gesetzen haben. (2)

Dieß ist ein kurzer Umriß der zur Heilkunde erforderlichen Wissenschaften, und jeder Arzt muß trachten, sich eine so viel möglich vollkommene Kenntniß davon zu erwerben.

Da inzwischen dieser Umriß so viele Gegenstände umschließt, von denen sogar einige, wenigstens beym ersten Anblicke, nicht eigentlich zur Heilkunde zu gehören scheinen: so kann ich schon zum voraus erwarten, daß er von jenen keinen Beyfall erhalten wird, die es für die Bildung eines fähigen Praktikers hinlänglich halten, wenn man einen oder zwey Winter hindurch den Vorlesungen eines Lehrers der Arzeneykunde zuhört, oder wenn man einige Jahre bey einem Apotheker in der Lehre steht. — Leider, verleitet Leichtgläubigkeit unsere Landsleute nur gar zu oft, diesen irrigen Wahn für Wahrheit anzunehmen, so, daß, in dieser Rücksicht, die Leichtgläubigkeit in Großbritannien einheimisch zu seyn scheint.

Zimmermann bemerkt, nach den Reisebeschreibungen, daß die Aerzte in Chili um das Bett ihrer Kranken Wind machen, wodurch sie die Krankheiten wegtreiben wollen. Das dasige Volk

glaubt,

glaubt, daß die ganze Arzeneykunde im Windmachen bestehe, und ihre Aerzte würden es demjenigen sehr übel nehmen, der sich einfallen ließe, eine schwerere Heilmethode einzuführen. — Sie glauben genug zu wissen, wenn sie zu blasen verstehen.

Vielleicht wird man sagen, daß alles, was hier gesagt worden, den Chirurgen nicht angehe, und daß eine gewöhnliche Bildung für ihn hinlänglich sey, weil er sich nicht sowohl mit innern Krankheiten, als äußeren Schäden beschäftiget.

Sollte dieß Vorgeben wohl gegründet seyn, oder sollten von den bey einem Regimente sich ereignenden Krankheiten nicht mehrere zur Arzeneykunde, als zur eigentlich sogenannten Chirurgie gehören?

Von dieser Frage ist schon einmal Erwähnung gemacht worden, und bey einigem Nachdenken wird sich Jedermann selbst leicht überzeugen können, daß in Friedenszeiten, und selbst im Kriege, mehr innere, als äußere Krankheiten bey der Armee herrschen.

Zum Ueberfluß will ich jedoch hier ein kurzes Verzeichniß derjenigen Krankheiten beyfügen, welche unter den Soldaten am häufigsten vorkommen, woraus man leicht einsehen wird, daß der ungleich größere Theile davon zum Gebiete der innern Heilkunde gehört.

Fieberhafte Krankheiten. Hierher gehören die Fieber aller Art, als Typhus, Synochus,

Wech-

Wechselfieber und alle ihre mannigfaltigen Varietäten, als remittierende Fieber u. s. w. Jeder Arzt weiß, wie viele Aufmerksamkeit die Klasse der fieberhaften Krankheiten erfordert; daß sie wenigstens dreymal häufiger vorkommen, als Krankheiten anderer Art, und daß sie auch überdieß sehr oft tödtlich sind.

Zu den Entzündungen rechnen wir Augenentzündungen und Gehirnentzündungen; letztere entstehen oft bey der Armee von den brennenden Sonnenstrahlen, welchen die Soldaten ausgesetzt sind, oder vom sogenannten Sonnenstiche. Die Entzündungen der Mandeln, das bösartige Halsweh, eine gefährliche und nicht seltene Krankheit, und andere Arten Halswehe. Lungen- und Brustentzündungen, die beyde häufig vorkommen. Magen-, Gedärm Nierenentzündungen. Hitzige und chronische Rheumatismen. Da letztere eine Folge der Erkältung sind, so leuchtet es von selbst ein, daß sie unter Soldaten, wegen ihrer Lebensart, sehr oft vorkommen müssen.

Von Ausschlägen sind folgende vorzüglich bey der Armee gewöhnlich: Rothlauf, Blattern, Masern, Scharlachausschlag, wobey das Frieselfieber nicht zu verschweigen ist. (3)

Von Blutflüßen, Blutbrechen, Bluthusten und deren Folge, die Abzehrung; eine häufige und fast immer tödtliche Krankheit. Ich sage gefliss-

sentlich fast immer, denn bey der jetzt herrschenden unordentlichen Lebensart kömmt sie oft vor, und wird nur selten geheilt. Da es bey allen Krankheiten, um ihrem Fortgange Einhalt zu thun, vorzüglich darauf ankömmt, daß man sie gleich im Anfange erkennt, diese Krankheit aber unmerklich, und ohne dem Kranken beunruhigende Beschwerden zu verursachen, anfängt: so hat sie gemeiniglich schon eine solche Höhe erreicht, daß es schwer hält, ihr auch durch die beste nachfolgende Behandlung Einhalt zu thun. Oft wird sie aber auch durch die unvernünftige Behandlung derjenigen, denen sich solche unglückliche Kranke anvertrauen, unheilbar gemacht. Aderlassen, Purgieren und geringe Nahrung sind überhaupt die Mittel, deren sich selbst viele gutunterrichtete Aerzte bedienen.

Irren in der Heilkunde ist immer todtdrohend, sagt D. Kentish. Nie sind die schädlichen Folgen einer zweckwidrigen Behandlung mehr auffallend gewesen, als bey der in England epidemisch herrschenden Lungensucht. Tausende sind durch die Lanzette und geringe Kost ins Grab geschickt worden. Milch, so unschuldig sie in den Händen eines wahren Arztes ist, wurde zu einem tödtenden Gifte. Falsche Begriffe von den Nahrungsmitteln gaben zu falschen Heilmethoden Anlaß, und es gab Praktiker, die sich einbildeten, ihre Kranken

zu

zu stärken, da sie doch ihre Krankheit nährten. Dieß ist eine Krankheit, wobey ein vernünftiges und genau befolgtes Regimen, wozu ich aber auch eine sorgfältige Aufmerksamkeit in Ansehung der Temperatur der Luft und ihrer gesunden Beschaffenheit rechne, mehr thun kann, als alle Arzeneymittel.

Arzeney ist nur eine Beyhülfe — ein Substitut für die natürlichen Kräfte der Nahrungsmittel, der Diät und des Regimen. — Unglücklicherweise haben die Aerzte diese Wahrheit aus den Augen gesetzt, und uneingedenk, daß die Erhaltung des Körpers sowohl im kranken als gesunden Zustande durch einerley Kräfte erhalten wird, haben sie die Heilung der Krankheiten auf andere Grundsätze gebaut — haben die drey Reiche der Natur geplündert, und selbst die Elemente wegen vermeinter Heilkräfte durchsucht. Mit was für einem Erfolge, erhellet aus der Beschaffenheit der heutigen Praxis. — Meine Absicht, fährt er fort, ist keinesweges, durch diese Bemerkungen meine Wissenschaft herabzuwürdigen; im Gegentheil behaupte ich blos eine wichtige Wahrheit, und wünsche die Aufmerksamkeit des Kranken und des Arztes auf ihr Wohl zu lenken. Wenn beyde nicht auf die Beschaffenheit des Körpers sehen, so leiden beyde, der Kranke, weil seine Genesung verzögert, der Arzt, weil sein guter Ruf dadurch ge-

schmähleret wird. — Handeln wir mit der Natur gemeinschaftlich, so nützen wir viel; handeln wir aber ihren Anzeigen zuwider, so geht alles unglücklich.“ Ich könnte noch manche Bemerkungen über die jetzt gewöhnliche Art, die Abzehrung zu behandeln, beyfügen; allein sie gehören nicht hieher, da ich blos anzeigen wollte, daß diese Krankheit häufig in der Armee vorkömmt, und wie sorgfältig sie, auch von den geübtesten Aerzten behandelt werden muß, wenn ihr Ausgang, nicht durch Versehen, wie doch leider oft geschieht, tödtlich werden soll.

Ich kehre zurück. — Harnruhr, Blutharnen, Blutbrechen, gehören ebenfalls zum Gebiete des Arztes, so auch die Ruhr und der hitzige und chronische Katharr, wozu ich auch die sogenannte Influenz rechne.

Von Nervenkrankheiten: Schlagfluß, Ohnmacht, fallende Sucht; Herzklopfen, Engbrüstigkeit — Hypochondrie und Magenschwäche kommen selten vor. — Defterer Husten, Koliken und zwar oft gefährliche, Gallenkrankheit, Durchfall, sind häufig und nicht selten mühsam zu heilen.

Von Cachexien: Darrsucht. Von Wassersuchten: allgemeine Wassersucht, Bauch- Brustwassersucht. Skropheln, die Lustseuche. Der Scharbock wird auch unter den Landsoldaten angetroffen, besonders in belagerten Städten. Der Aussatz und die Gelbsucht kommen ebenfalls vor.

Zu den lokalen Zufällen die unter Soldaten häufig vorkommen, gehört vorzüglich der Tripper, der nicht selten schwer zu heilen ist. Verstopfungen, Harnstrenge, Flechten und Grind habe ich ebenfalls beobachtet. Dieses sind die gewöhnlichsten innern Krankheiten, welche unter Soldaten vorkommen; manche, die sich noch mitunter ereignen, habe ich weggelassen. Um sie nun mit den Krankheiten die mehr unmittelbar chirurgische Hülfe erfordern, in Vergleich zu stellen, müssen wir auch diese angeben. Sie sind größtentheils weder häufig, noch sehr verwickelt oder schwer zu heilen.

Hie und da eine Phlegmone, und kleine wenig Arzeneyen oder chirurgische Hülfe erfordernde Geschwüre. Geringe Wunden, z. B. geschnittene Finger und Quetschungen am Kopfe. Große Wunden kommen selten vor. Verstauchungen des Fußes, der Hand, des Armes; Verrenkungen, die jedoch selten sind. Brüche; (Herniæ) die damit Behaftete sind zum Dienst untauglich, und werden ihres Dienstes entlassen, ausgenommen, wenn es Schneider sind, die oft beybehalten werden, um für das Regiment zu arbeiten. Zuweilen kommen Wasserbrüche, und öfters Skirrhi besonders in den Hoden, vor. (4)

Die Kopfverletzungen, welche sich ereignen, sind selten so beträchtlich, daß sie die Anwendung des Trepans, noch die vorkommenden Schäden der äußern Gliedmassen so bedeutend, daß sie das Amputiren erforderten. Nur selten kömmt ein Beinbruch von einem Falle vor. Große Wunden müssen nothwendig nach Schlachten häufig seyn; allein wie selten werden diese (in England) zu Lande geliefert. Auch in langen Belagerungen sind sie nicht selten, doch war die Zahl solcher Kranken in Gibraltar während der ganzen Belagerung im Verhältniß mit der zahlreichen Garnison, und den daselbst befindlichen Chirurgen nicht groß.

Aus den Mortalitätslisten, welche im letzten amerikanischen Kriege geführt worden, erhellet, daß achtmal mehr Menschen an Fiebern, als unmittelbar an ihren Wunden, und in den Schlachten gestorben sind.

Chirurgie und Arzeneykunde sind von einander getrennt. Ihre Anstalten, und selbst die Erziehung und Bildung derer, die sich dieser oder jener widmen, sind in mancher Rücksicht verschieden. Der Chirurg setzt gewöhnlich den Kenntnissen, die er in seinem Fache zu erlangen trachtet, engere Gränzen als der Arzt.

Ich weiß, daß es Schriftsteller giebt, die diesen Unterschied für unschicklich halten; allein so lange sie die Erziehungsart nicht verändern können, so lange sie es nicht dahin bringen, daß der Chirurg eben so viele Zeit auf das Studium verwenden kann, als der Arzt, ehe er die Erlaubniß zu praktiziren erhält, eben so strenge und über gleiche Gegenstände geprüft wird, als jener, wird man unmöglich diesen Unterschied aufheben können.

Die meisten sogenannten Wundärzte haben sich bisher damit begnüget, einige Jahre in der Lehre zu stehen, alsdann in London oder Edimburg einige Monate während dem Winter die Spitäler zu besuchen, dann nach ihrer Heimath zurück zu kehren und sich daselbst niederzulassen. Die wenigsten melden sich als Kandidaten, um ein Diplom in ihrem Berufe zu erhalten, wie aus der kleinen Anzahl geprüfter Chirurgen erhellet, welche von der chirurgischen Fakultät bekannt gemacht wird.

Ehe ich diesen Gegenstand beschließe, muß ich der vorläufigen Erziehung erwähnen, die in Spanien bey denjenigen erfordert wird, die sich der Chirurgie widmen. Vergleicht man diese Aufmerksamkeit mit derjenigen, die bey uns auf diesen Gegenstand verwendet wird, so muß das Resultat nothwendig gegen Großbritannien ausfallen, so sehr auch unsere medizinische Gelehrsamkeit im

Rufe

Rufe ist. Hier ist der deßhalb ergangene Befehl von Wort zu Wort:

„ Madrid vom 4ten May 1787. — Der König hat die Errichtung eines chirurgischen Kollegium in dieser Hauptstadt unter dem Namen St. Karl, und unter dem unmittelbaren Schutze des königlichen Rathes auf den Fuß, wie jene zu Cadix und Barcelona, genehmiget. Dieß Kollegium soll aus einem Presidenten, acht Professoren und einem Prosektor von entschiedenem Verdienste, der aus der Zahl jener, die für königliche Kosten zur Erweiterung der Chirurgie arbeiten, gewählt wird, bestehen. In diese Schule werden bloß solche aufgenommen, die mit Zeugnissen versehen sind, daß sie die Humaniora, die Logik, die Algebra, die Geometrie und Experimental-Philosophie gehört haben. Ueberdem müssen diese Zeugnisse auch die gute Lebensart der Zöglinge bestätigen, den Nahmen der Eltern, und des Geburtsortes enthalten und von den Curaten unterzeichnet seyn.“

Dieß ist eine zweckmäßige Erziehungsanstalt, und Männer, die hier zu Chirurgen gebildet werden, müssen einst ihre Kunst würdig ausüben, wenn sie anders, wie unumgänglich nöthig ist, mit hinlänglichen Talenten begabet sind, diese Gelegenheit zu benutzen.

Ich weiß, daß die Chirurgie, nach ihrem ganzen Umfange erlernet, eben so viel umfaßend ist,

als die Arzeneykunde, und eben wie diese, Genie, Fleiß und Lekture erfordert; aber nur wenige studieren sie so. Gesetzt aber auch, daß chirurgische Fälle wirklich häufiger in der Militärpraxis vorkämen, so sind sie doch noch immer nicht zahlreich, und ihre Behandlung ist leicht und einfach, im Verhältniß mit jenen Krankheiten, die eigentlich für den Arzt gehören. Soldaten sind sowohl im Frieden als Kriege den Veranlassungen innerer Krankheiten, aber weit seltener, ja oft nie den Gelegenheiten zu äußeren Verletzungen ausgesetzt. Unläugbare Beobachtungen bestätigen das, was bisher gesagt worden.

Ist es also nicht sonderbar, daß es bey der Armee so wenig Aerzte giebt, deren Hülfe doch so oft nöthig ist, und hingegen so viele Wundärzte, obwohl man ihrer so selten zu Operationen oder bey andern Krankheiten bedarf?

Die wenigen Aerzte, welche beym Militär angestellt sind, können selten ihren Rath ertheilen, ausgenommen an den Orten, wo sie ihren Sitz haben, z. B. in Belagerungen, in großen Lägern, wo Generalhospitäler sind. Während eines Zeitraumes von zwölf Jahren, sieht der Feldarzt oft kein Regiment, bis es ein Lager bezieht. Hat es in dieser Zeit nie eines Arztes nöthig gehabt? Erstreckt sich sein Nutzen nur auf wenige Sommermonate während dem Lager, und blos

in

in Kriegeszeiten? Wahrlich, das heißt viel Zutrauen auf die Geschicklichkeit der Regimentschirurgen setzen. (5)

Vielleicht wird man sagen, daß es eine Verbindlichkeit des Generalchirurgen sey, auf das Betragen der Chirurgen Acht zu geben. Aber bey der zerstreuten Lage der Regimenter ist dieß eine Unmöglichkeit. Im Sommer besucht er jedes Lager, und besieht, wenn kein Generalhospital errichtet worden, in wenigen Augenblicken die der einzelnen Regimenter; aber nachher wird er nie mehr darin gesehen. Alles dieses könnte leicht durch eine andere Einrichtung von der Regierung verbeßert werden.

Wenn übrigens der Chirurg die Bildung eines Arztes genoßen, wenn er die Kenntnisse besitzt, die dieser besitzen muß, so gebe ichs gerne zu, daß auch er die Pflichten desselben erfüllen kann. Ich glaube aber auch keinen Tadel zu verdienen, wenn ich das Studieren empfehle, wenn ich diejenige, welche sich der medizinischen Praxis beym Militär widmen wollen, ermuntere, sich die dazu erforderlichen Kenntnisse zu erwerben.

Wenn wir uns zu einem Berufe bestimmen, der für das allgemeine Wohl so wichtig ist, als die Ausübung der Heilkunde, so wird es für uns eine der wichtigsten Pflichten, uns sorgfältig dazu zu bilden, und alles Mögliche in dieser Absicht

zu Hülfe zu rufen. Der Grundsatz: wir fehlen nicht immer aus Mangel der Kunst, sondern oft aus einem Irrthum, der uns hinreißt, ist nur gar zu wahr.

Wenn wir die Kenntniß der Wissenschaften, ohne Rücksicht auf den Nutzen, den sie uns bey medizinischen Untersuchungen gewähren, betrachten, so finden wir, daß sie überhaupt genommen, zu unserm Glücke beytragen, und schon deßhalb verdienen sie bearbeitet zu werden. Glückseligkeit ist das Ziel, welches die Menschen, obwohl auf verschiedene Wege, zu erlangen trachten, und die Wissenschaften machen einen der edelsten und angenehmsten von diesen letztern aus.

Die Liebe zu den Wissenschaften vermehrt unsere Fähigkeiten und Einsichten. — Diese verschaffen uns Gelegenheit, uns in jener Beurtheilungskraft, in jener Vergleichung der Gegenstände, in jener Unterscheidung der Ursachen zu üben, durch welche die Praxis des Arztes, sowie die Unternehmungen des Kaufmannes geleitet, und die Gründe des Rechtsgelehrten bestimmt werden. Zwar giebt es einige Stände, bey deren Berufsarbeiten wenig Fähigkeiten des Geistes erfordert werden, aber auch in diesen wird sich der denkende Kopf immer auszeichnen.

Derjenige, der allgemeine Kenntnisse mit jenen seines Standes, und litterarische Arbeiten

mit

mit jenen seines Berufes zu verbinden weiß, hat ein Gut, das ihm bey Widerwärtigkeiten Trost verschaft, das ihm Ergötzung gewährt, wenn er von Arbeiten ermüdet ist, und womit er seine müßige, einsame Stunden auf das angenehmste ausfüllen kann.

Ich gehe nun zu einem andern Gegenstande über, der mit dem vorhergehenden in genauer Verbindung steht.

Ein Regimentschirurg, der sich über die Klasse der Quacksalber erheben und seine Einsichten pflichtmäßig berichtigen und erweitern will, muß sich das Lesen zu einem täglichen Geschäfte machen. „Bücher, sagt der ehrwürdige Bacon, sind todte, aber schätzbare Freunde; sie reden die Wahrheit, wenn lebende schweigen.“

Das Lesen lehrt den Chirurg, was in seinem Fache geleistet worden, und was noch zu leisten übrig ist, es macht ihn mit den Heilarten und Meinungen großer Männer bekannt, und setzt ihn in den Stand diese, je nachdem er durch Erfahrung oder Vernunftgründe dazu berechtiget wird, zu befolgen oder zu verwerfen. Die Beyspiele berühmter Männer, deren Werke er liest, werden ihn zu einer edlen Nacheiferung anreitzen. Mit Praxis verbunden, wird es ihn zu eigenen nützlichen Beobachtungen fähig machen: Er wird sich dadurch von dem Irrigen manches theoretischen in

der

der Ausübung angewandten Grundsätzes überzeugen können, ohne daß er sich der Gefahr aussetzen darf, es durch eigene Versuche und Erfahrungen zu werden. Er wird durchs Lesen seine eigene Grundsätze berichtigen, und sich vor voreiligen, ungegründeten Schlüßen und Folgerungen in Acht nehmen lernen, seinen noch schwankenden Muthmassungen eine Gewißheit geben, und sich also weit über jene erheben können, die dieses nützliche Geschäft vernachläßigen und bloß einer gewöhnlichen, nur gar zu oft verführerischen Routine folgen. Verbindet er mit dem fleißigen und vertrauten Umgange mit Büchern, zugleich jene mit verdienstvollen Berufsgenossen, so wird er seine Fortschritte in den Wissenschaften und in der glücklichen Ausübung seiner Kunst dadurch noch mehr befördern.

Soll aber das Lesen alle die erwähnten Vortheile wirklich gewähren, so muß es nach einem zweckmäßigen Plane eingerichtet seyn. Der Chirurg muß nicht alles ohne Unterschied lesen; sondern sich vorzüglich auf Bücher einschränken, deren Inhalt mit seinem Berufe in genauer Verbindung stehet.

„Große Belesenheit, sagt Zimmermann, bezeichnet nicht immer den gelehrten Mann. Für einen Geist vom gewöhnlichen Schlage ist es, wo nicht schädlich, doch unnütz. Er gleicht einem

Sie-

Siebe, das, soviel man auch hineingießt, doch immer leer bleibt. Zwischen dem zu wenigen und zu vielem Lesen, muß der Mittelweg gehalten werden.„ An einem andern Orte sagt er, „die bloße Gedächtnißgelehrsamkeit ist ein eitles, verworrenes, widersprechendes und unverdautes Gemisch von guten und nichtswürdigen, von vortreflichen und elenden Dingen, das die Köpfe füllt, ohne den Verstand zu schärfen, das den gelehrten Taglöhner reich an unnützem Zeuge, und arm an Begriffen, groß im Kleinen, und klein im Großen macht. Der gelehrteste Arzt ist zu bedauern, wenn er nicht gelesen hat, um besser zu denken; mehr seinen Geist zu bilden, als sein Gedächtniß zu füllen; mehr Gedanken zu pflanzen, als Wörter zu häufen.“

Wahre Gelehrsamkeit, sagt Plato und Aristoteles, besteht nicht sowohl darin, daß man die Meinungen anderer kenne und ihnen beypflichte, als darin, daß man bey sich selbst dasjenige, was man gelesen oder gesehen, beurtheile. Sie besteht darin, daß man das Wesen einer Sache erkenne, sie in ihrem wahren Lichte ansehe, das Zufällige unterscheide, die Beurtheilungskraft schärfe, das Gedächtniß stärke, die Einsicht erweitere, kurz, daß man sich weder von Menschen, noch von der Zeit, noch von dem Ansehen täuschen lasse.

Was für Schriftsteller ein Chirurg lesen soll, kann nicht genau bestimmt werden, sondern dieses muß seiner eigenen Beurtheilung überlassen bleiben. Wünscht er ernstlich seinen Geist zu bilden, so wird er sich nicht zu sehr an die Meinungen einiger weniger Schriftsteller binden. Wenig lesen und destomehr denken, ist, überhaupt genommen, eine sehr richtige und befolgungswerthe Regel. Lesen, blos um zu lesen, ohne über das Gelesene nachzudenken, ohne den Sinn des Schriftstellers, ohne seine Absichten zu erforschen, und dann das, was man für wahr, für nützlich erkennt, sich ganz eigen zu machen, ist eben so wenig nützlich, ja sogar schädlicher als gar nicht lesen. Entweder behält man von allen dem, was man so obenhin mit den Augen durchgelaufen hat, nichts, oder wenn ja etwas hängen bleibt, so sind es übel oder gar nicht verstandene Bruchstücke, die zu nichts nützen, oder zu Fehlern verleiten. Ernste Aufmerksamkeit ist unumgänglich nöthig, wenn man mit Nutzen lesen will.

Aufmerksamkeit, sagt der vortrefliche Zimmermann, schärft den Beobachtungsgeist. Sie ist gleichsam ein Vergrößerungsglas, durch dessen Beyhülfe wir an einem betrachteten Körper Theile und Eigenheiten entdecken, die ohne dem unserem Geistesauge unsichtbar geblieben wären. Je mehr wir unsere Aufmerksamkeit üben, um desto mehr

wer-

werden wir an jedem uns vorkommenden Gegenstande zu betrachten finden. So bemerkt der Botaniker an einer Pflanze manches, was anderen gar nicht in die Augen fällt. Der Aufmerksame sieht, was gesehen werden muß, da im Gegentheil der Unachtsame selbst das nicht sieht, was doch Jedermann sehen kann. Durch Uebung wird die Aufmerksamkeit und Beobachtungskraft gestärkt. Dieß gilt sowohl vom Lesen, als von der Betrachtung eines Naturkörpers.

Eine vernünftige Zweifelsucht ist die zweyte Erforderniß, um mit Nutzen zu lesen. Man muß nicht alles für wahr annehmen, was gedruckt ist, und eben so wenig sich vom bloßen Ansehen berühmter Männer hinreissen lassen; denn auch sie sind Uebereilungen, vorgefaßten Meinungen und dem Irthum unterworfen. Bey jeder Sache muß man Erfahrung und Vernunft zu Rathe ziehen, und nichts Glauben beymessen, was diesen widerspricht.

Die Wahl der Bücher ist ein wichtiger Umstand, da die Zeit kostbar ist, und keine Verschwendung gestattet. Nach meiner Einsicht würde ich jungen Chirurgen rathen, nie viele Bücher auf einmal zu lesen; sondern sich zuerst mit einigen wenigen der besten systematischen Werke über die verschiedenen Gegenstände ihrer Kunst bekannt zu machen, um sich daraus eine allgemeine Uebersicht

der

derselben zu erwerben. Nachher könnten sie mit weniger Gefahr irre geführt zu werden, zu jenen übergehen, die einzelne Gegenstände abgehandelt haben.

Vielleicht paßt diese Bemerkung nicht auf alle Regimentschirurgen; sondern nur auf jene, die einen allgemeinen systematischen Unterricht in den Vorbereitungs- und Anfangswissenschaften der Arzeney- und Wundarzeneykunde erhalten haben: ich nehme jedoch an, daß jeder, so wie es seyn sollte, denselben genossen hat.

Diese Hülfsmittel werden dem Chirurgen zu einem Grunde dienen, worauf er weiter bauen kann; sie werden ihm das wesentlich Nützliche vom minder Nützlichen oder ganz Unnützen unterscheiden, und ihn besonders das, was er als Militärchirurg braucht, erkennen lehren.

Um Beobachtungen zu machen, ist es unumgänglich nöthig, daß er sich allgemeine feste Grundsätze entwerfe, worauf er dieselbe bauen kann. Nur dann wird er Krankheiten genau unterscheiden können, wenn er sich mit ihren Geschichten genau bekannt gemacht hat. Ein neuer Beweiß für die Nothwendigkeit des Lesens, besonders praktischer Schriftsteller.

Ein Arzt (der Regimentschirurg vertritt seine Stelle —) der sich, ohne diese vorläufige historische Kenntniß der Krankheiten, dem Krankenbette nähert,

nähert, kann nur als bloßer Zuschauer angesehen werden, und wohl seinen Kranken, wenn er noch furchtsam genug ist, ein unthätiger Zuschauer bleiben zu wollen!

Sind nicht vielleicht selbst Sydenham manche Kranke gestorben, weil er sich nicht durch eine ausgebreitete Lektüre, die Kenntnisse Anderer zu Nutzen machte, welche er sich durch sich selbst mit außerordentlicher Mühe und Anstrengung erwerben muste.

Ein Arzt, der keine Lektüre hat, wird in stäter Furcht und Ungewißheit schweben. Seine eigene Beobachtungen sind immer sehr eingeschränkt.

Wie viele Zeit wird nicht dazu erfordert, sich in irgend einer Wissenschaft oder Kunst zu vervollkommnen? Durchs Lesen wird man im Gegentheil in kurzer Zeit mit den Entdeckungen aller Zeitalter bekannt. Wenige Augenblicke sind hinlänglich, uns mit einer Reihe von Wahrheiten bekannt zu machen, deren Entdeckung Jahrlang Mühe und Fleiß erfordern würde.

Tausend Aerzte, sagt Rhazes, haben tausende von Jahren an der Verbesserung der Heilkunde gearbeitet, und durch das aufmerksame Lesen ihrer Schriften, kann sich ein Mann in dem kurzen Zeitraume seines Lebens mehr Kenntnisse erwerben, als wenn er tausend Jahr von einem Kranken zum andern liefe.

Das Lesen macht uns mit den Heilarten aller Zeiten und aller Länder bekannt.

Der Mann von Genie erkennt leicht, was er abändern muß, wenn er die Grundsätze und Vorschriften anderer in einem gegenwärtigen Falle anwenden will.

Ein Militärchirurg kann keine große Bibliothek haben, da sein Aufenthalt nie lange an einem Orte dauert.

Die wenigen Bücher, welche er mit sich führen kann, müssen also auserlesen seyn. Ich will hier ein unmaßgebliches Verzeichniß derjenigen beyfügen, die meiner Einsicht nach, jeder Militärchirurg besitzen sollte. Ein Werk, das einen allgemeinen Abriß aller Krankheiten des menschlichen Körpers enthält, nimmt den ersten Platz ein. Cullen hat ein solches geliefert, welches meiner Einsicht nach den Vorzug vor allen andern verdient. Nebst diesem, muß er die vorzüglichsten von jenen Werken haben, die besonders von den Krankheiten der Truppen handeln. Vom Scharbock hat Lind sehr gut geschrieben. Seine Abhandlung von den Krankheiten in heißen Klimaten ist ebenfalls sehr brauchbar. Pringle, der viele Jahre im Felde und unter Soldaten zubrachte, hat den Militärärzten ein wichtiges Buch hinterlassen, worin die meisten Krankheiten vorkommen, die sich bey einer Armee ereignen. Ein gleiches

hat Monro geliefert, der auch über die Wasser-sucht, eine Krankheit, die ebenfalls bey Soldaten nicht ganz selten ist, geschrieben.

Daß die Ruhr im Felde sehr oft wüthet, ist allgemein bekannt. Es kömmt hier vieles zusammen, was diese Krankheit befördert und begünstiget, besonders wenn die Truppen eine Zeitlang in nassen, sumpfigten Gegenden liegen. Zimmermann hat über diese Seuche eine vortrefliche Abhandlung geschrieben.

Cullen's Nosologie, was auch immer von verschiedenen gegen Schriften dieser Art vorgebracht worden, wird meiner Einsicht nach, dennoch dem Regimentschirurgen sehr oft nützlich seyn. Er findet hier nicht blos die Krankheiten geordnet, sondern auch die vorzüglichsten Symptomen derselben. Le Roy's Werk von der Vorausage in hitzigen Krankheiten, darf nicht vergessen werden.

Die Krankheiten der Lustseuche sind unter Soldaten sehr häufig und nothwendig muß also der Militärchirurg mit einigen der besten Werken über diesen Gegenstand versehen seyn. Die Auswahl ist wegen ihrer großen Anzahl, und wegen Verschiedenheit der darin vorgetragenen Meinungen und Heilarten, wovon jede mit Beobachtungen und Erfahrungen unterstützt wird, sehr schwer. Die neueren Schriftstellerhaben jedoch über diese Krankheit am gründlichsten und zweckmäßigsten ge-

schrie-

schrieben. Simmon, Andree, Schwediauer und einige andere, besonders aber der scharfsinnige Hunter zeichnen sich vorzüglich darunter aus. Die vollständige, systematische Abhandlung des letztern, ertheilt unstreitig, was auch die Kritiker dagegen eingewendet, die besten Belehrungen darüber.

Ueber Geschwüre an den Füssen, haben Bell, Rowley und Unterwood, die neuesten und wie ich dafür halte, die besten Betrachtungen geliefert. Da die Soldaten so oft der rauhen Witterung ausgesetzt sind, so darf man sich nicht wundern, daß Catharalzufälle sehr häufig unter ihnen gefunden werden. Mudge hat über diesen Gegenstand am besten geschrieben. Lungensucht ist eben so oft Folge der Lebensart des Soldaten, als der schlecht behandelten Catharren, und in England, wo die Witterung so sehr veränderlich ist, muß diese Krankheit vorzüglich häufig seyn. Reid und Foart-Simmons haben diesen Gegenstand sehr gut abgehandelt. Blattern und Masern kommen ebenfalls bey der Armee vor, und der Chirurg muß also einige Werke darüber in seinem Büchervorrathe haben.

Ein anatomisches Handbuch nebst einigen anatomischen Abbildungen, sind sowohl zur Unterstützung des Gedächtnisses als bey vorkommenden Sektionen nöthig. Cheseldens Anatomie, da

der Regimentschirurg nicht nöthig hat, sich auf Subtilitäten einzulassen, entspricht dieser Absicht. Zu den darin befindlichen Kupfern kann er noch die des Innes oder die von Bell verkleinerten des Albins hinzufügen. Winslow's Anatomie ist sehr genau, und gestattet es der Raum, so kann er sich damit versehen.

Die Entdeckung der einsaugenden Gefäße, die wichtigste seit der Entdeckung des Blutumlaufes, und nicht minder gemeinnützig als diese, hat dem medizinischen Praktiker ein neues Feld eröffnet, das er nicht unbearbeitet lassen darf. Die Kenntniß dieser Gefäße, in soweit man bis jetzt darin gekommen, wird ihn in den Stand setzen, manchen Krankheiten vorzubauen oder sie zu heben. Das beste Werk darüber, ist das vom Herrn Cruikschank.

In der Chemie ist Baume's oder ein anderes Handbuch hinlänglich. Wäre Macquers chemisches Wörterbuch nicht zu voluminös, so wünschte ich, daß dieses nebst dessen Anfangsgründen noch hinzugefügt würde. Ueber die Chemie haben wir vorzüglich viele und gute Werke; allein des Militärchirurgs Lage zwingt ihn, sich mit wenigen zu begnügen. Alston und Cullen haben von rohen Arzeneymitteln geschrieben. Unter den Dispensatorien verdient das von Lewis, nach der letzten Edimburger Auflage, das von Ber-

Fenhaut oder das Londner anderen vorgezogen zu werden.

Haller's kleiner Umriß der Physiologie ist ein brauchbares Werk, nun die physiologischen Kenntnisse von Zeit zu Zeit zu erneuern. Morgagni vom Sitze und den Ursachen der Krankheiten, ist ein reichhaltiger Schatz pathologischer Abhandlungen. Cullen's erste Grundlinien enthalten einen guten Umriß der Fieberlehre. Um sich aber eine genauere Kenntniß von den Fiebern zu erwerben, muß sich der Chirurg andere Schriftsteller zu Nutzen machen, die eigentlich davon gehandelt haben. Clarke's Abhandlung von Fiebern hat viele Vorzüge; in van Swieten's Commentar über die Aphorismen des Boerhave findet er sowohl über diese als andere Krankheiten des menschlichen Körpers belehrenden Unterricht.

Waren hat über das Auge, und War über Ophtalmien eine gute Abhandlung verfaßt.

Die bisher angegebenen Bücher sind zwar alle medizinischen Inhalts; allein der Regimentschirurg bedarf ihrer, weil er bekanntlich öfter die Pflichten des Arztes, als die seines eigentlichen Berufes zu erfüllen hat.

Von eigentlich chirurgischen Schriften, würde ich ihm vorzüglich folgende empfehlen.

Heister's und Bell's vollständige Lehrbücher der praktischen Chirurgie. Sharp's Operationslehre, die für vollständig gehalten wird. Wisemann's Chirurgie, und wenigstens einige Theile von Pott's Werke. Das ganze, wäre unstreitig ein herrlicher Schatz; aber vielleicht zu unbequem, um allenthalben mitgenommen zu werden. Alanson hat neuerdings eine gute Abhandlung von Amputationen geliefert.

Brüche wird ein Militärchirurg zwar selten zu behandeln haben, da die damit Behafteten zum Militärdienst untauglich sind. Wünscht er jedoch über diesen Gegenstand Belehrung zu erhalten, da es Pflicht eines Chirurgen ist, sich mit allen äußern Gebrechen bekannt zu machen, so findet er beym Bell und Pott hinlängliche Befriedigung.

Es giebt noch über viele einzelne chirurgische Krankheiten vortrefliche Abhandlungen; allein der Regimentschirurg muß sich in Rücksicht seiner Lage mit den nothwendigsten begnügen, und deßhalb will ich nur noch einige anführen, die vorzüglich Empfehlung verdienen: D'halleron von dem Brande: Dease von den Kopf- und Ranby von den Schußwunden.

Allgemeine Menschenliebe verbindet jeden Regimentschirurg sich auch der kranken Soldatenweiber anzunehmen. Da unter diesen auch häufig Schwangere und Wöchnerinnen vorkommen, so sind

ihm einige praktische Werke über die Behandlung der erstern und letztern, so wie über die Geburtslehre unumgänglich nöthig. Smellie's Abhandlung von der Entbindungskunst mit den dazu gehörigen Kupfern ist ein nützliches und zugleich bequemes Buch. Hamilton hat auch über diesen Gegenstand geschrieben. White, von den Krankheiten der Kindbetterinnen, ist ein nothwendiges Werk, und seine kleine Schrift über die Geschwülste an den untern Gliedmaßen bey Sechswöchnerinnen verdient gelesen zu werden. Ueber das sogenannte Kindbettfieber sind Leak, Hulme, und Fothergill die vorzüglichsten Schriftsteller. Das Werk des letztern ist das neueste. Er behauptet, daß man jetzt eine Behandlungsart erfunden, wodurch die Gefahr dieser sonst fast ohne Ausnahme tödlichen Krankheit gemindert worden. Herr Douliet ist nach seinen zu Paris im Hotel-Dien gemachten Beobachtungen der Meinung, daß dieses Fieber durch gelinde aber oft wiederhohlte Brechmittel gehoben werden müsse. In Ansehung des Sitzes dieser Krankheit sind die Aerzte sehr verschiedener Meinung. Einige erkennen das Darmfell und die Gedärme selbst dafür, welche durch den Druck der befruchteten Gebährmutter in den letzten Monaten der Schwangerschaft sollen entzündet worden seyn; allein man hat bey der Zergliederung vieler daran Gestorbenen diese Thei-

le unverletzt, und dagegen jene im Becken entzündet gefunden. Uebrigens kann diese Krankheit, wenn sie einmal überhand genommen, schwerlich mehr gehoben werden, und deßhalb muß man sie gleich beym ersten Anfalle zu besiegen suchen.

Denman hat von schweren Geburten und Mutterblutflüßen gehandelt; über letztere haben wir auch eine gute Abhandlung von Rigby.

Die häufige Anwendung der Elektrizität in der neueren praktischen Chirurgie, macht dem Chirurgen den Besitz einiger Abhandlungen über diesen Gegenstand, um sich gelegentlich daraus belehren zu können, nöthig. Cavallo's Werk zeichnet sich durch Deutlichkeit und Vollständigkeit aus; doch kann sich der Chirurg auch mit Adam's Abhandlung behelfen. Priestley's Geschichte der Elektrizität zeigt den allmähligen Wachsthum dieser Entdeckung seit ihrer Entstehung, und wird jenen, die dieserwegen Unterricht wünschen, hinlängliche Befriedigung gewähren.

Einige periodische Werke, unter welchen Duncan's Kommentarien und das Londner medizinische Journal den ersten Platz einnehmen, gehören ebenfalls in die Bibliothek eines Militärchirurgs. Sie geben nicht nur Nachrichten von neuern Werken, sondern liefern auch Auszüge daraus, nebst den neuern Entdeckungen, Erfindungen und Beobachtungen, so, daß sie gewißermassen den Mangel manches sonst nöthigen Buches ersetzen.

Mineralische Wässer werden bey der Militärpraxis selten verordnet, ausgenommen solche, die durch Kunst mit fixer Luft angeschwängert worden. Da sich jedoch die Offiziere derselben zuweilen bedienen, und der Chirurg also gelegentlich um Rath gefragt werden könnte, so muß er sich wenigstens mit denen, die am meisten berühmt sind, bekannt machen. Chemische Kenntnisse werden ihm in diesem Fall gute Dienste leisten. William hat vom Spaawasser in Deutschland; Home vom Dunzewasser, Falconer vom Bathwasser, und andere von andern berühmten Wässern geschrieben. Elliot's Abhandlung von den mineralischen Wässern enthält eine allgemeine Nachricht von den berühmtesten in Europa.

Botanik dürfte dem Chirurgen wohl mehr Unterhaltung und Vergnügen, als eigentlichen Nutzen in seiner Praxis gewähren. Aber auch in dieser Rücksicht verdient sie von ihm bearbeitet zu werden. Das Vergnügen, welches sie verschaft, ist der denkenden Seele angemessen, und überdem bereichert sie den Geist mit Kenntnissen, die wo nicht in medizinischen, doch in andern Rücksichten nützlich sind.

Das Botanisiren war, als ich bey der Armee diente, eine meiner vorzüglichsten Unterhaltungen, wodurch ich mir oft den Mangel des geselligen Umganges ersetzte. Einige wenige Bücher

und

und Werkzeuge, die nicht viel kosten, sind alles, was man dazu bedarf. Zu den ersten gehören die botanischen Werke des Linnäus, Rosens, Lees und Lightforts Anleitung zur Pflanzenkunde; zu den letztern ein kleines Messer, ein einfaches Mikroskop und eine spitzige Nadel zur Untersuchung und Zergliederung der Befruchtungstheile. Ein lebendiges Kräuterbuch zu sammeln, wozu der Militärchirurg, weil er seinen Aufenthalt sehr oft verändern muß, gute Gelegenheit hätte, geht deßhalb nicht an, weil es ihm lästig seyn würde, einen großen Pack trockner Pflanzen von einem Orte zum andern unbeschädiget mit fortzubringen. Es ist genug, wenn er sich die vorzüglichsten Pflanzen merkt, welche er an jedem Orte beobachtet, und findet er besonders merkwürdige, so kann er mit einzelnen Exemplaren seinen wissenschaftlichen Freunden angenehme Geschenke machen.

Die Vernachläßigung des Lesens muß auf die medizinische Behandlung der Soldaten nothwendig einen sehr nachtheiligen Einfluß haben. Glücklicherweise ist es bey weitem nicht allgemein, und es giebt viele unter den Regimentschirurgen, deren Schriften redende Beweise sind, daß sie sich dieses Fehlers nicht theilhaftig gemacht haben.

In Ansehung der vorgeschlagenen Bücher, muß ich nochmals erinnern, daß sie nicht die ein-

zigen in ihrer Art sind, und daß sie jeder, nach Gutbefinden abändern kann. Vielleicht habe ich manche ausgelassen, die dem Bedürfnisse eines Regimentschirurgen noch entsprechender sind; doch bin ich überzeugt, daß ihm die angegebenen immer nützen können. Ich schließe mit der wichtigen Bemerkung, daß ein Militärchirurg um desto genauer darauf sehen muß, sich bloß nützliche Bücher anzuschaffen; weil ihm seine Lage nicht erlaubt eine große Anzahl derselben zu haben, und mit sich herumzuführen. (6)

(1) Es ist zwar an dem, daß die zu häufige Ausleerungen durch Purgiermittel, vor dem Gebrauche des Bades, schädlich sind; inzwischen würde man aber doch zu weit gehen, wenn man fordern wollte, daß man sie in keinem Falle geben sollte. Es kömmt hier viel auf die Lebensart der Patienten, auf eine vielleicht vorhergegangene, oder noch bestehende Krankheit an; auch muß nicht minder auf die Beschaffenheit des Körpers überhaupt, und auf die Eigenschaft des Bades gesehen werden. Ich kann daher der Meinung des Verfassers unmöglich beypflichten, wenn er behauptet, daß, weil jedes Bad, nach seinem Bedünken, stärken soll, man übel daran thue, wenn man vor dem Bade solche Arzeneyen verordnet, die nothwendigerweise schwächen müssen. Ich erwähnte eben, daß auf die Lebensart des Kranken Rücksicht genommen werden müsse. Wenn z. B. ein Mensch, der an eine starke Nahrung gewöhnt ist, wegen der daher rührenden schweren

Ver-

Verdauung öfters dem Kopfwehe und Schwindel unterworfen ist, von einer solchen Krankheit überfallen wird, für welche ein Bad, und zwar ein schwefel- oder eisenhaltiges Bad zuträglich wäre, so würde es keinen Tadel verdienen, wenn man einen solchen Kranken vorläufig purgierte, oder ihm, wenn es die Umstände forderten, zur Ader ließe, weil hier die Vernachläßigung der erwähnten Ausleerungen sehr oft nachtheilige Folgen haben kann.

Wenn einem Patienten wegen Gliederschmerzen, die eine gallichte Materie zur Grundursache haben, das Baden verordnet wird, so müssen nothwendigerweise die Ausleerungen vorausgehen. Ich will hier eine Bemerkung anführen, die vielleicht einigen angehenden Chirurgen nützlich seyn dürfte. Die Gewohnheit, vor einer jeden Badekur nebst dem purgieren, sich auch zur Ader zu lassen, hat wirklich über manche Menschen so viel Gewalt bekommen, daß sie eher das Baden selbst unterlassen, als diese letzte Ausleerung verabsäumen würden; diese ist aber öfters, und bey Krankheiten, die von der Galle herrühren, beynahe immer nachtheilig. Ich habe mehrere Fälle gesehen, die mich davon überzeugten. Ein Arzt behandelte ein gallicht-rhevmatisches Fieber mit gutem Erfolge; da aber nach dem Fieber Gliederschmerzen zurückblieben, so wurde das Badner Schwefelbad verordnet. Der Patient wurde purgiert, und, ohne seinen Arzt zu Rathe zu ziehen, ließ er sich auch den Tag vor seiner Abreise ins Bad eine Ader öffnen. In der darauf folgenden Nacht wurden die Schmerzen sehr heftig, er bekam neuerdings fieberhafte Anfälle, und gerieth in die äußerste Lebensgefahr. Nach einem Zeitraume

von

von 14 Tagen verminderten sich zwar die Schmerzen; allein fast alle Gelenke schwollen an, alsdann wurde er, und zwar mit dem gewünschten Erfolge nach Baden geschickt.

Von allen Fällen, bey welchen die vor dem Bade gegebene Purgiermittel eher schaden als nützen, kommen jene am gewöhnlichsten vor, die mit einer Erschlaffung der Eingeweide vergesellschaftet sind.

Daß ordentlich gebrauchte Schwefelbäder bey der Krätze vorzüglich gute Dienste leisten, ist erwiesen, und so zeigt auch die tägliche Erfahrung, daß das öftere Purgieren nicht nur nichts nütze, sondern wohl eher schaden, und dessen ungeachtet sind einige für das letztere so eingenommen, daß sie den Kranken einige Tage zuvor, ehe sie in das Bad gehen, stärkere Purgiermittel als gewöhnlich geben, wodurch der ganze Körper zu sehr geschwächt wird, und aus dieser Ursache bekommen sie hernach während der Badezeit hie und da Abscesse, die schwer zu heilen sind.

Ueberhaupt muß man bey chronischen Hautkrankheiten, z. B. bey der Krätze, den Flechten und anderen, deren Ursache man nicht in den Gedärmen aufsuchen darf, und wo die Bäder gemeiniglich ersprieslich sind, die Laxierarzeneyen mit allermöglichen Vorsicht geben.

Ich sagte, daß man auf die Eigenschaft des Bades Rücksicht nehmen müsse. Warme Bäder, die viel Schwefel und Eisen in sich enthalten, erhitzen gemeiniglich Anfangs so sehr, daß die allzuempfindlichen Patienten mehrere Tage vom Bade aussetzen müssen; und die bey solchen Bädern angestellten Aerzte wissen es zu genüge, daß diesem

Uebel entweder durch ein leichtes Purgiermittel, oder auch, im Falle dieses nicht hinlänglich wäre, durch eine Aderlaß am sichersten und geschwindesten abzuhelfen ist.

Die Wirkung stärkender Bäder, die sich nicht bloß auf die Oberfläche des Körpers einschränkt, wird durch die vorhergegangenen Ausleerungen nicht gehemmt, sondern noch eher befördert, weil hiedurch das Einsaugungsvermögen vermehrt werden muß; daher müssen auch allezeit die Ausleerungen vorausgeschickt werden, wenn man in Rücksicht auf die Verbesserung der Blutmasse oder auf die Eingeweide von der Eigenschaft des Bades eine spezifische Wirkung zu erhalten hoft. Bey dem Gebrauche blos erweichender oder auch stärkender Bäder, die auf einige äußere Theile allein wirken sollen, sind die Ausleerungen meistens unnöthig.

Wenn kalte Bäder solchen Personen angerathen werden, die entweder durch vorhergegangene Krankheiten, oder durch Ausschweifungen geschwächt worden sind, so muß auch auf den Zustand der Eingeweide Rücksicht genommen werden, und es dürften sich wenig Fälle ereignen, wo ein vorläufig gegebenes Abführmittel nicht zuträglich seyn sollte.

(2) Da die Krätze bey den Soldaten eine sehr gemeine Krankheit ist, so wundert es mich, daß der V. hier keine Erwähnung davon macht. Bey der österreichischen Armee ist sie eine der gewöhnlicheren, und zwar eine von denjenigen, die dem Chirurg nicht selten sehr viel zu schaffen giebt. In Frankreich, und vorzüglich zu Montpellier habe ich gesehen, daß die Krätze meistens innerhalb 3 Wochen mit der

ge-

gewöhnlichen Krätzsalbe, durch Bäder und eine große Sorgfalt für die Reinlichkeit geheilet wurde. Die Ursachen, warum die Krätze in den Spitälern überhaupt so schwer geheilet wird, mögen ungefähr darin bestehen, 1tens weil sie oft mit andern Krankheiten verknüpft ist, 2tens weil man sich zuviel auf die Wirkung der innerlichen Arzeneyen verläßt, und die äusserliche vernachläßiget, und 3tens weil auf die Reinlichkeit sowohl der Hemder als des Bettlagers nicht genau gesehen wird. Der Arzt wird seinen Endzweck sehr selten erreichen, wenn der mit Krätze behaftete immer die nämliche Bettwäsche, Matratzen, und wie es manchmal geschieht, auch das nämliche Hemd einige Wochen lang behält; denn auf diese Weise wird er sich nach einem jeden Bade die Krätze gleichsam von neuem wieder einimpfen. Bey Krätzigen sollte man wenigstens alle acht Tage das Bett, und jeden dritten Tag das Hemd wechseln, und sie, sobald es sich mit ihnen merklich zu bessern anfängt, in ein anderes Zimmer übertragen lassen.

(3) Weil dem Chirurgen öfters Fälle vorkommen, zu deren Beurtheilung Kenntnisse aus der Jurisprudenz erfordert werden, so muß er trachten, auch in diesem Fache der Gelehrsamkeit kein Fremdling zu bleiben; vorzüglich soll er aber die Kriminalgesetze inne haben, in so weit, als sie auf die Fälle vom Abtreiben einer Frucht, vom Kindermorde, von Raufhändeln, Todschlägen, und Vergiftungen einen Bezug haben, weil hierin die Aussage des Chirurgen oft ein großes Gewicht hat, und dem Richter im Urtheilfällen zum Maßstabe dient. Aus den bür-

ger-

gerlichen = Kirchen = und politischen Gesetzen muß er sich ebenfalls diejenigen bekannt machen, die solche Gegenstände betreffen, zu deren richtigen Beurtheilung der Rath eines Arztes oder Chirurgen nothwendig seyn dürfte. Herr Professor Plenk hat über die gerichtliche Arzeneykunde ein sehr bündiges Lehrbuch geschrieben, dessen ich mich, so wie es auch andere Lehrer thun, bey meinen Vorlesungen bediene.

(4) In einer der vorgehenden Note, wo von der Rekrutirung gehandelt worden, sagte ich, daß die mit Brüchen behafteten bey der österreichischen Armee nicht angenommen werden. Wenn aber ein Soldat während des Dienstes einen Bruch bekömmt, so wird er deßwegen nicht entlassen, sondern man sucht ihn entweder durch gehörige Mittel gründlich zu heilen, oder wenn dieses unmöglich, durch schickliche Bruchbänder in einem solchen Zustande zu erhalten, daß er doch Dienste thun kann. Aus dieser Ursache wird ein solcher Mann in das dritte Glied gestellt, wo es nicht nöthig ist, bey dem Exerzieren auf die Knie zu fallen, oder er wird auch zum 3ten Bataillon abgegeben, wo darauf gesehen wird, daß er von einem solchen Dienst, wodurch sein Uebel schlimmer werden könnte, befreyet bleiben möge. Man hat beobachtet, daß, wenn man bey einem Leistenbruche, der durch eine geringe Gewalt entstanden ist, gleich Anfangs ein doppeltes Bruchband anzulegen versäumt hat, oft ein zweyter Bruch auf der entgegengesetzten Seite zum Vorschein gekommen ist. Ich selbst habe einige Beyspiele davon gesehen, und rathe daher, wenn in einem schlaffen

Körper

Körper gähling ein Bruch zum Vorschein kömmt, allezeit an, wenigstens in den ersten drey Wochen ein doppeltes Bruchband zu tragen. Bey Brüchen, die schon eine längere Zeit hindurch gedauert haben, oder bey welchen eine örtliche Disposition nur in Einer Leiste vorhergegangen ist, leidet diese Regel eine Ausnahme.

(5) Wenn der Regimentschirurg diejenigen Eigenschaften und Kenntnisse besitzt, von welchen im 3ten Kapitel gehandelt worden; und wenn er sich mit gehöriger Ordnung und Fleiße die Wissenschaften, wovon hier die Rede ist, eigen gemacht hat, so wird es schwer seyn, eine gegründete Ursache ausfindig zu machen, warum er nicht mit einem eben so glücklichen Erfolge als ein Arzt innerliche Krankheiten zu behandeln im Stande seyn sollte; ja, wer behaupten wollte, daß manche Regimentschirurgen viel eher gute Aerzte als Chirurgen sind, der würde seine Beweise nicht weit suchen dürfen.

Hamilton selbst sagt, daß mehr innerliche als äußerliche Krankheiten bey einer Armee vorkommen; daß der Regimentschirurg deswegen medizinische Kenntnisse unumgänglich vonnöthen habe, und er klagt hier, daß der Menge innerlicher Krankheiten ungeachtet, bey der Armee der Aerzte zu wenig seyen, daß man folglich das ganze Heilungsgeschäft den Regimentschirurgen überlassen müsse.

Bey der österreichischen Armee ist das ganze Heilungsgeschäft den Stabs- und Regimentschirurgen anvertraut; die denselben untergeordnete Chi-

rurgen üben sich, nachdem sie vorläufig die medizinischen und chirurgischen Grundsätze erlernt haben, in der Behandlung sowohl äusserlicher als innerlicher Krankheiten, und so bilden sie sich nach und nach zu Männern, die einst für sich selbst dem ganzen Geschäfte gewachsen seyn werden.

Man kann nicht läugnen, daß der Umfang der Kenntnisse, die ein solcher Mann besitzen muß, groß ist; aber behaupten wollen, daß es eine unausführbare Sache sey, bey der Armee sowohl in Rücksicht auf die innerliche als äußerliche Arzeneykunde seine Pflicht gehörig zu erfüllen, gränzt an die Unbilligkeit. Daß dieß bey der bürgerlichen Praxis schwerer zu bewirken sey, kann man eher annehmen; denn da die Chirurgen zuviel mit äußerlichen Gebrechen beschäftigt sind, und ihnen also zu wenig Zeit übrig bleibt, sich der Behandlung der innerlichen zu unterziehen, so können sie auch keinen Anspruch auf Erfahrung darin machen; allein bey der Militärpraxis, wo man zu Friedenszeiten wenigstens 6 mit innerlichen Krankheiten behaftete auf 1 chirurgischen Patienten rechnen darf, verhält sich die Sache ganz anders. Ich selbst kenne mehrere junge Leute, welche, ungeachtet sie kaum einige Jahre in Spitälern angestellt waren, die bey den Soldaten gewöhnlich vorkommende innerlichen Krankheiten gut zu behandeln wissen, hingegen in den chirurgischen Fällen, aus Mangel der Gelegenheit, zurückgeblieben sind. Indessen bin ich weit davon entfernt, zu behaupten, daß ein Chirurg, der einige Jahre lang praktizirt hat, schon ein ausgemachter Arzt sey; meine Absicht geht nur dahin, den Vorwurf abzu-

leh-

lehnen, den man den Regimentschirurgen zu machen pflegt, als wären sie unfähig, die innerliche Krankheiten für sich allein gehörig zu behandeln.

(6) So wesentlich nothwendig jedem Chirurgen eine zweckmäßige Lektüre ist, so wenig ist es doch unsern Militärchirurgen, wenn sie im Felde dienen, möglich, eine große Anzahl von Büchern mit sich herumzuführen. Schon in dieser Rücksicht werden sie nicht von allen hier angegebenen, übrigens ganz guten Büchern Gebrauch machen können. Ich werde also den vom V. empfohlenen, meistens ins Deutsche übersetzten Büchern noch einige beyfügen, die für die Chirurgen im Felde allenfalls hinlänglich seyn dürften, ihre bereits erlangten Kenntnisse von Zeit zu Zeit zu erneuern, sie durch Nachdenken darüber zu erweitern, und sich bey vorkommenden Fällen daraus Raths zu erhohlen.

Der Herr Professor Plenk hat verschiedene Werke geschrieben, die in möglichster Kürze einen vollständigen und faßlichen Umriß nicht allein der zur Chirurgie gehörigen Wissenschaften überhaupt, sondern auch einzelner Theile derselben enthalten. Seine Vorbereitungswissenschaften, die sowohl lateinisch als deutsch gedruckt worden, nebst seiner Abhandlung von den rohen und zusammengesetzten Arzeneymitteln, von venerischen Krankheiten, von der gerichtlichen Arzeneykunde u. s. w. sollten billig von jedem Feldchirurgen fleißig gelesen werden. Des H. Prof. Leber Lehrbuch über die Zergliederungskunst, verdient diesen beygefügt zu werden. Für die Phisiologie empfehle ich die Lehrbücher des Caldani und Haller, von letzterem hat H. P. Meckel eine neue Ausgabe besorgt. Von Gen-

gä's Erläuterung der chirurgischen Aphorismen des Hippokrates wird in kurzem eine neue Uebersetzung mit Zusätzen im Drucke erscheinen. Dieses Werk enthält viele nützliche pathologische und praktische Bemerkungen. Ueber die Lehre von den Operationen habe ich ein Lehrbuch zum Leitfaden meiner Vorlesungen abgefaßt. Callisens Einleitungssätze in die Chirurgie unserer Zeit, liefern eine allgemeine Uebersicht der chirurgischen Krankheiten und ihrer Heilmethoden, und ist für Anfänger hinlänglich und vollständig. Des Herrn Ritter von Brambilla Abhandlung über die Phlegmone und ihre Ausgänge enthält sehr gute Grundsätze und Beobachtungen. Das vortrefliche Werk von den Instrumenten eben dieses H. Verf. befindet sich bey jedem Regimente, und man zweifelt nicht, daß die Regimentschirurgen sich angelegen seyn lassen, es fleißig zu benutzen. Zu wünschen wäre es, daß auch das botanische Werk des H. P. Plenk bey jedem Regimente vorhanden wäre, da es als ein vorzügliches Hülfsmittel dient, sich mit den gebräuchlichsten Pflanzen, ihren Kräften, Dosis und Gebrauch bekannt zu machen. Erlaubt es den Regimentschirurgen Raum und Gelegenheit, mehrere Bücher mit sich zu führen, so verdienen folgende ihnen vorzüglich empfohlen zu werden: Richter's Chirurgie und Abhandlung von den Brüchen. Mursinnas Abhandlung von den Krankheiten der Schwangeren, Gebährenden und Wöchnerinnen; Schmuckers und Thedens Werke, die besonders reichhaltig an nützlichen Beobachtungen sind. In Ansehung der innern Krankheiten verdient vorzüglich Gaub's Pathologie, des Freyherrn von Störk Un-

terricht für die Feldwundärzte, Pringle's Abhandlung über die Krankheiten einer Armee und Baldingers Abhandlung über diesen Gegenstand gelesen zu werden. Zum Beschluß empfehle ich den Militärchirurgen, die ganz ihrem Besten gewidmete medizinisch-chirurgische Bibliothek, welche nunmehr in der Stahelschen Buchhandlung in Wien verlegt wird. Sie finden hier nicht allein eine genaue Anzeige der besten medizinischen Schriften, die von Messe zu Messe herauskommen, sondern auch genaue und zusammenhängende Auszüge derselben, so daß ihnen dieses Werk oft das Original entbehrlich machen kann.

Zehn-

Zehntes Kapitel.

Vom Nutzen, den die Regimentschirurgen aus der Bekanntschaft und dem Umgange mit den, am Orte ihrer Standquartiere wohnhaften Aerzten und Wundärzten ziehen können.

Der leidenschaftliche Hang zu gesellschaftlichen Freuden, hat auf unsern Geist einen nachtheiligen Einfluß. Er zerstreut seine Aufmerksamkeit, schwächt seine Wißbegierde, seinen Geschmack an ernsten, wissenschaftlichen Beschäftigungen, und versenkt ihn endlich in eine Unthätigkeit, aus der er sich schwer und nur mit der äußersten Anstrengung wieder herausreissen kann.

In Rücksicht auf diese, durch häufige Beyspiele bestätigte Bemerkung warnte ich im 4ten Kapitel die Regimentschirurgen vor den zu häufigen Umgang mit Offizieren. Ihre Zusammenkünfte haben keinen andern Endzweck, als sich zu vergnügen; und wie leicht kann es also geschehen, daß der Chirurg, wenn er öfters Theil daran nimmt, dadurch verleitet wird, das Vergnügen ebenfalls zu seinem Hauptgeschäfte zu machen, und

dem

demselben seine Pflichten nachzusetzen. Gewohnheit und Beyspiele haben einen verführerischen Einfluß auf unsern Geist, und unser Herz. Die Grundsätze, Neigungen, Beschäftigungen anderer, die uns anfänglich ganz zuwider sind, werden uns bey fortgesetztem Umgange minder widrig, alsdann gewöhnen wir sie, und endlich machen wir uns dieselbe ganz eigen.

Aber gesetzt auch, daß alle diese nachtheilige Folgen nicht zu befürchten wären; daß der Chirurg Standhaftigkeit genug besäße, der Macht der Gewohnheit, des Beyspieles, und den verführerischen Reitzen des Vergnügens zu widerstehen; daß er nur die Gesellschaften der Offiziere besucht, um sich eine Erhohlung zu gönnen; wird er seine Absicht befriediget finden?

Das wahre Vergnügen geselliger Unterhaltung bestehet in der Mittheilung unserer Gedanken und Empfindungen: wäre es aber nicht wider allen Wohlstand, würde es nicht Mangel aller Weltkenntniß und eine lächerliche Pedanterey verrathen, wenn ein Chirurg in der Gesellschaft von Offizieren über medizinische Gegenstände, von denen sie keine Kenntnisse haben, reden wollte? Dem Manne, dessen Beruf der Krieg ist, müssen solche Unterredungen lästig seyn, und Langeweile machen. Hört er sie ja aus Gefälligkeit an, so geschieht es doch mit einer Gleichgültigkeit, die das Vergnügen

des

des Redenden sehr beschränken muß. Sollen Unterredungen wirklich vergnügen, so setzen sie bey allen Theilnehmenden nicht allein Sachkenntniß, sondern auch eine Neigung zu gleichen Untersuchungen, kurz eine Uebereinstimmung der Kenntnisse, der Grundsätze und Empfindungen voraus.

Besser handelt unstreitig der Chirurg, wenn er, ohne jedoch den Umgang mit Offizieren ganz zu meiden, seine meiste Zeit einsam und für sich allein zubringt. Dem denkenden Manne kann die Einsamkeit nie lästig seyn, da ihm seine Wissenschaft, und seine Bücher stäts Stoff zu angenehmen und zugleich nützlichen Beschäftigungen geben. Eine Art, wie sich der Chirurg für sich allein beschäftigen, und dem Geist eine Erhohlung verschaffen kann, ist im vorigen Kapitel angegeben worden.

Wenn der Chirurg sein Standquartier an einem Orte hat, wo Aerzte oder Wundärzte ansässig sind, so rathe ich ihm, die Bekanntschaft derselben zu suchen. Ihr Umgang wird seine Sehnsucht nach geselligen Unterhaltungen auf eine angenehme, und auch in mancher Rücksicht nützliche Art befriedigen. Unterredungen mit Berufsgenossen haben schon, überhaupt genommen, das vorzügliche, daß sie Gegenstände betreffen, die allen bekannt und interessant sind. Der Geist wird also dabey in einer Thätigkeit erhalten, die ihn nicht zu sehr an-

strengt, und ihm doch Vergnügen verschaft; ein Gedanke bietet dem andern die Hand; die verschiedenen Meinungen geben zu Untersuchungen Anlaß, und so erhält man zuweilen von Wahrheiten eine deutliche Ueberzeugung, die uns vorher, beym mühsamsten Nachforschen, dunkel geblieben war.

Aber außer diesem allgemeinen Vortheil, können sie auch dem Chirurg noch einen besondern und zwar sehr wichtigen Nutzen leisten.

Jeder Ort hat eigenthümliche Krankheiten, die daselbst theils aus unbekannten Ursachen öfters epidemisch herrschen; theils auch, als Wirkungen seiner physischen Beschaffenheit, z. B. der Lage, des Wassers u. s. w. einheimisch oder endemisch sind. Die Soldaten, welche an einem solchen Orte zu liegen kommen, werden zuverläßig früher oder später davon befallen werden. Es ist unmöglich, daß, wenn dieß geschieht, der Chirurg durch eigenes Nachdenken die Natur und die Ursachen dieser Krankheiten gleich im Anfange erkennen kann, und also seine Behandlungsart auf eine angemessene Art darnach einzurichten weiß, da dieses oft viele und lange Beobachtungen erfordert. Er muß also nothwendig bey ihrer erstern Erscheinung in Verlegenheit gerathen. Wer kann ihn dieser besser und schneller entreissen, als diejenigen Aerzte, welche durch eine lange Erfahrung mit diesen Krankheiten schon vertraut geworden

sind,

sind, die ihre Natur, ihre Abänderungen, Uebergänge, Zufälle und Ursachen entdeckt, und durch häufige Beobachtungen auch die zweckmäßigste Behandlung derselben kennen gelernt haben? Hat er sich also ihren Umgang gleich bey seiner Ankunft zu erwerben gewußt, so werden sie ihm zuverläßig bey ihren Unterhaltungen, ihre Erfahrungen und Kenntnisse mittheilen, und ihn dadurch in den Stand setzen, durch zweckmäßige Vorbauungsmittel das Einreissen solcher Krankheiten unter den Soldaten zu hindern, oder wenn dieses nicht möglich ist, sie nach der, durch die Erfahrung bewährt gefundenen Art, zu behandeln, und so manchem die Gesundheit und das Leben zu erhalten.

Die Lage, nicht allein zweyer nahe bey einander befindlichen Oerter, sondern selbst auch der verschiedenen Gegenden, einer und derselben Stadt, wenn sie nur mittelmäßig groß ist, bestimmet oft einen wesentlichen Unterschied in Ansehung der Gesundheitsbeschaffenheit, und macht, daß in der einen häufig Krankheiten herrschen, oder gar endemisch sind, die in der andern selten oder gar nicht beobachtet werden.

Wheathamstead und Harpenden sind nur 2, 1/2 Meilen (englische) von einander entfernt. Letzterer Ort liegt höher, folglich auch auf einem trocknern Grunde, und die Erfahrung lehrt es, daß die Einwohner dort weniger den Wechselfiebern unter-

worfen

worfen sind. Wheathamstead liegt tief, gleichsam in einem Thale, wodurch ein kleiner Bach rinnt, dessen Ufer aber so flach sind, daß oft meilenweite Ueberschwemmungen entstehen, die an beyden Seiten beträchtliche Sümpfe bilden. Der Ort selbst ist mit Wäldern umgeben. Nicht allein Wechselsondern auch Faulfieber sind hier häufiger und heftiger als in Harpenden. Diese Bemerkung läßt sich fast auf jede einzelne Stadt anwenden, und man findet oft, daß in den kaum eine halbe Meile von einander entlegenen Oertern, ja sogar in den verschiedenen Strassen einer Stadt mehr Krankheiten herrschen als in andern. Den Soldaten ist gemeiniglich ein enger Bezirk angewiesen, über den sie ohne Paß nicht hinaus gehen dürfen, ohne sich in Gefahr zu setzen, für Deserteurs angesehen zu werden, und diese Einschränkung macht sie für die endemischen sowohl als epidemischen Krankheiten des Ortes empfänglicher.

Im Frühling 1782 hatte ich Gelegenheit diese Bemerkung in Ansehung der gesunden und ungesunden Beschaffenheit der erwähnten zwey Oerter beständig zu sehen. In Whenthamstead herrschte ein faules Fieber mit bösartigen Geschwüren, das besonders Kinder und junge Leute heftig angrief, doch aber auch Erwachsene nicht verschonte.

Es tödtete gemeiniglich in wenigen Tagen. Die ungewöhnlich feuchte Witterung, verbunden mit der an sich feuchten Beschaffenheit des Bodens, war die Ursache dieser Krankheit. In Harpeden wurde nichts davon bemerkt. Ein Wundarzt von Luton besorgte mit mir einen sechsjährigen Kranken. Sobald er todt war, thaten wir den Eltern den Vorschlag die übrigen Kinder nach Harpeden zu schicken, indem wir fest überzeugt wären, daß sie hier verschont bleiben würden. Es geschah, und der Erfolg bestätigte unsere Vermuthung.

St. Alban und Luton sind nur zehn Meilen von einander entfernt; dennoch ist letzterer Ort weit häufigern Wechselfiebern unterworfen als ersterer, weil er mit Wäldern umringt ist, niedrig liegt, und der erwähnte Fluß auch hier durch seine öftere Ueberschwemmungen viele Sümpfe veranlaßt. Gleiches kann auch von St. Alban und Redburn gesagt werden, die nur 4, 1/2 Meilen von einander liegen.

Great Yarmouth und Gorlestone sind nur zwey Meilen von einander entfernt, und in gerader Linie kaum eine, und dennoch ist die Beschaffenheit der Gesundheit an beyden Orten sehr verschieden. Yarmouth liegt tiefer, an einer Fläche, die eigentlich eine Sandbank ist. Der Grund ist sandig, locker und leicht. Die stehenden Sümpfe umher beweisen es.

Ueberdem ist Gorlestone fast immer von jenen Nebeln befreyet, worin Yarmouth so oft eingehüllt ist. Oft steigen diese plötzlich aus der See und den Morästen um die Stadt auf, und werden in wenig Augenblicken so dick, daß es nicht möglich ist, einen Gegenstand 20 Schritt weit von sich entfernt zu unterscheiden; zu gleicher Zeit wird auch die Wärme der Atmosphäre sehr verändert. In ein oder zwey Stunden verschwinden die Nebel, und die Sonne scheint wieder. Solche Abwechslungen ereignen sich oft in einem Tage zu mehrern Malen. Gorlestone ist wegen seiner höheren Lage davon befreyet, und liegt westwärts an der See und dem Fluße; Yarmouth zwischen beyden, und gleichsam auf einer Erdzunge, die 1/4 höchstens 1/2 Meile breit ist, und von beyden gebildet wird.

Zwey Meilen weiter südlich als Gorlestone bey der allgemeine Weide von Hopton ist der Boden ebenfalls trocken und leicht, und die Hitze stärker. Die Lage ist auch höher als die der See, und das Wasser ist tief unter der Oberfläche des Landes, wie beym Brunnengraben zum Dienste der Lager, die 1781 und 1782 daselbst aufgeschlagen wurden, erhellte. Der Sommer von 1782 war sehr naß; dennoch entstanden keine Krankheiten von der Feuchtigkeit, noch rissen solche, die von einer Contagion herrührten, unter den Truppen

ein.

ein. Man bemerkte gar keine Fieber während des Lagers, und chronische Kranke erhielten sogar ihre Gesundheit wieder, wie unter andern ein Offizier, der lange an Lungenbeschwerden gelitten.

Die Stadt Lincoln ist zum Theil auf einem Hügel, zum Theil in einem niedern Thale gebaut, wodurch eine große Verschiedenheit in Ansehung der Gesundheitsbeschaffenheit unter den Einwohnern bewirkt wird. Nahe an der Stadt ist ein weiter See, und etwas westwärts ist ein noch größerer. Im Winter aber und bey nassem Wetter, ist fast die ganze Gegend, so weit das Auge reichen kann, ein allgemeiner See. Von der hohen bis zur niedern Stadt ist es etwas mehr als eine viertel Meile; denn der Berg, worauf ein Theil der Stadt steht, hat einen steilen Abhang. Dem ungeachtet ist der Sanitätszustand in beyden so sehr verschieden, daß die Aerzte ihre Kranken aus dem niederen nach dem höheren zu schicken pflegen. Die endemischen Krankheiten des Ortes, wechsel- und nachlassende Fieber, sind in der Niederstadt viel häufiger und hartnäckiger als in der obern.

Ich habe mich vielleicht zu lange bey diesem Gegenstande aufgehalten, und meine Beyspiele ohne Noth gehäuft. Allein ich habe die Regimentschirurgen dadurch überzeugen wollen, wie nöthig es sey, daß sie sich mit der Beschaffenheit des Bodens ihrer Standquartiere bekannt machen,

eine

eine Kenntniß, die ihnen desto nöthiger ist, jemehr die Soldaten, weil sie oft von einem Orte nach einem andern verlegt werden, den Wirkungen der ungesunden Beschaffenheit vorzüglich ausgesetzt sind. Diese Kenntniß aber, werden sie am geschwindesten erlangen können, wenn sie die Bekanntschaft der daselbst ansäßigen Aerzte suchen. Uebrigens müssen sie allerdings selbst auch Beobachtungen anstellen, um sich desto zuverläßiger von der erhaltenen Nachricht zu überzeugen.

Das Wasser, dieses nöthige Bedürfniß des Lebens, trägt ebenfalls zur gesundern oder ungesundern Beschaffenheit eines Ortes sehr vieles bey. In höhern Gegenden ist es mehrentheils reiner, weniger mit fremden Theilen geschwängert, und deßhalb gesünder als in niederen. Die Krankheiten, welche dadurch entstehen, wird der Arzt, so lange er die Ursache nicht kennt, vergebens zu heilen suchen.

Im Jahre 1781 wurde das Regiment, bey dem ich stand, von Newcastle an der Tyne, nach Tynemouth in die Baracken verlegt, die Entfernung beträgt nur neun Meilen — englische, und also 2, 1/4 deutsche Meile — die Soldaten wurden hier sehr bald von einer lästigen und hartnäckigen Diarrhee befallen, die Wochenlang allen Mitteln widerstand. Ich erfuhr bald, daß dieser Zufall vom Trinkwasser herrührte, und rieth den

Leu-

Leuten es so sparsam als möglich zu genießen, worauf die Krankheit bald nachließ. In Newcastle, wo das Wasser eben so sehr, wo nicht noch mehr mit fremden, mineralischen Theilen beladen ist, hatte ich nie Beschwerden dieser Art bey den Soldaten bemerkt. Dieß scheint mir aber bloß daher zu rühren, weil sie hier von ihren Wirthen Dünnes-Bier (Small beer) erhielten, und sich also des Wassers weniger bedienten. Als im folgenden Jahre das Regiment von einem andern abgelöset wurde, bekamen die Soldaten desselben den nämlichen Zufall. Ich theilte meine hiedurch bestätigte Bemerkung dem Regimentschirurgen mit, der sie dann auch zum Nutzen seiner Kranken anwendete.

Ein anderer Vortheil, den die Bekanntschaft mit den am Orte seines Standquartiers ansäßigen Aerzten und Wundärzten dem Chirurgen gewährt, ist der, daß sie ihm den Mangel der Bücher, durch den Gebrauch ihrer Sammlungen, ersetzen können. Es ist bereits bemerkt worden, daß der Chirurg, wegen der Beschwerde des Fortbringens keinen großen Büchervorrath bey sich haben könne, und gesetzt, daß er auch alle diejenigen Werke besitzt, welche ich als vorzüglich nöthig für einen Chirurgen angegeben, so werden sie ihm doch, wenn er, so wie es seine Pflicht ist, dem Lesen täglich mehrere Stunden widmet, nicht lange hinlänglich seyn.

Er

Er kann diese Gefälligkeit, wenn er anders ihre Achtung und Freundschaft zu erwerben gewußt hat, um desto sicherer von ihnen erwarten, da sie nicht fürchten dürfen, daß er ihnen in ihrer Praxis einen Eintrag thun werde.

Endlich können auch dem Chirurgen bey seinen Kranken mitunter schwere Fälle vorkommen, wo ihm der Rath, und die Beyhülfe dieser Männer nützlich seyn kann. Auch in dieser Rücksicht muß es ihm wichtig seyn, sich die Bekanntschaft und das Wohlwollen derselben erworben zu haben, besonders da nur selten Amtsgenossen in der Nähe sind, mit denen er sich berathschlagen könnte.

Ich wiederhohle es noch zum Beschluß; je mehr man Umgang mit verschiedenen Berufsgenossen oder Gelehrten in unserem Fache hat, um desto mehr wird der Geist zu einer edlen Nacheiferung ermuntert, und mit nützlichen Kenntnissen bereichert werden. Der Regimentschirurg hat besonders Gelegenheit, viele derselben kennen zu lernen, da er seinen Aufenthalt öfters verändern muß. Es liegt nur an ihm und seinem Betragen, sich freyen Zutritt bey ihnen, ihre Liebe und Gewogenheit, und auf diese Art alle davon abhängenden und so eben erwähnten Vortheile zu erwerben.

(1) Jeder Ort hat seine eigenthümliche oder endemische Krankheiten, die so, wie die gesündere Beschaffenheit des einen vor dem andern, von lokalen Umständen

herrühren. Die Lage eines Ortes, die Gegend umher, die physische Beschaffenheit des Klima, des Bodens, die Nahrungsmittel, deren sich die Einwohner vorzüglich bedienen, das Wasser, das sie trinken, die Beschaffenheit der Gebäude und Gassen, die Reinigungsanstalten u. d. m. sind alles Umstände, die gewisse Krankheiten an einem Orte häufiger als am andern erregen, und auf die Salubrität daselbst einen vortheilhaften oder schädlichen Einfluß haben. Die Kenntniß solcher Umstände ist zur Beurtheilung vorkommender Krankheiten wichtig, indem sie die richtige Bestimmung derselben nicht allein erleichtert, sondern sogar oft unumgänglich dazu nöthig ist. In Wienn z. B. sind katharrhalische und rheumatische Krankheiten, Brust- und Augenentzündungen nebst ihren Folgen gleichsam endemisch, und die Ursachen dieser Krankheiten sind eben nicht schwer zu entdecken. Die Witterung ist hier, im Ganzen genommen, höchst veränderlich, und mehrentheils windig. Daher Katharren, Rheumatismen. Die hohen Gebäude sind eine unverkennbare Ursache häufiger Brustkrankheiten bey den Bewohnern der obern Stockwerke; so wie bey den Einwohnern der untern Theile wegen der gewöhnlich darin befindlichen Feuchtigkeit fauligte und solche Krankheiten entstehen, die eine Folge der Erschlappung sind. Der häufige Staub, welcher durch den Steinschoder und jenen von den alten Gebäuden, den man auf die Straßen schüttet, noch mehr schädlich wird, macht Augenkrankheiten sehr allgemein, und befördert auch, indem er eingeathmet wird, besonders bey Personen, die in den Vorstädten wohnen, und oft in die Stadt gehen müssen, Brustkrankheiten. Die an einem

nem Orte zusammengehäuften Fleischbänke, so wie die offenen Gräben in einigen Vorstädten, worin aller Unrath ausgeleert wird, sich stockt, und besonders im Sommer einen unerträglichen, faulen Gestank verbreitet, sind ebenfalls eine Quelle fauligter Krankheiten. In der niedrigen an der Donau gelegenen Leopoldvorstadt, die eigentlich eine Insel ist, herrschen fauligte Krankheiten, Wechselfieber, Verstopfungen, und deren Folge, die Wassersucht, weit häufiger, als in den höhern, und mehr vom Wasser entfernten Gegenden der Stadt, und oft sind diese Krankheiten hier so hartnäckig, daß die Kranken ohne Veränderung des Aufenthaltes nicht geheilt werden können. Der Genuß des Donauwassers verursacht, besonders bey solchen, die dessen nicht gewohnt sind, Durchfall und die Krätze.

Auch in Ansehung der epidemischen Krankheiten ist es nothwendig, daß diejenigen, welche die praktische Heilkunde ausüben, sich die erwähnten Kenntnisse erwerben, vorzüglich aber in Ansehung der Witterung, der Winde, der Wärme und Kälte, und deren Abänderungen genaue Beobachtungen anstellen. Eben so muß das Eigenthümliche der herrschenden Konstitution ihrer Aufmerksamkeit nicht entgehen, da diese auf die Natur aller epidemischen und sporadischen Krankheiten den wichtigsten Einfluß hat, und bey derselben Behandlung nöthig ist, Rücksicht darauf zu nehmen. Zwar haben die fortgesetzten Bemühungen berühmter Männer, eines Sydenhams, Stolls, und anderer, bereits vieles Licht über diesen Gegenstand verbreitet. Wir kennen schon die Konstitution einer jeden Jahreszeit ziemlich genau; allein wir wissen auch, daß sich

manchmal eine über ihre bestimmte Zeit ausdehnt, mehrere Jahre durch alle Jahreszeiten hindurch anhält, und sodann eine fortdaurende Konstitution bildet. In Ansehung dieser ist noch vieles dunkel. Wir wissen nicht, ob es eine gewisse, bestimmte Anzahl solcher Konstitutionen giebt, ob sie in einer gewissen Ordnung aufeinander folgen oder nicht. Vereinte, fortgesetzte Beobachtungen mehrerer Aerzte können allein das Dunkle dieses Gegenstandes aufhellen, der für die praktische Heilkunde außerordentlich wichtig ist, da die stehende Konstitution einen wesentlichen Einfluß auf alle sporadischen und epidemischen Krankheiten hat, und oft verkannt wird. Auch in dieser Rücksicht ermuntere ich alle Regimentschirurgen, Beobachtungen in Ansehung der erwähnten Naturbegebenheiten anzustellen, und selbige an die hiesige medizinisch-chirurgische Akademie einzusenden, die, vorausgesetzt, daß sie eine gewissenhafte Genauigkeit dabey anwenden, von einer einige Zeitlange fortgesetzten Sammlung einen solchen Gebrauch machen könnte, der für die Menschheit, für den Staat nützlich, und für die Theilnehmer ruhmvoll seyn würde. Eigentlich ist hier meine Absicht, den Feldchirurgen einen Fingerzeig zu geben, eine zum medizinischen Gebrauch dienliche topographische Kenntniß von dem Standorte oder Bezirke, wo die Regimenter einquartiert sind, zu erwerben, und davon einen genauen Aufsatz zu verfertigen. Die Punkte, worauf sie dabey vorzüglich zu sehen hätten, wären folgende.

1) In welchem Grade der Breite und der Länge der Ort liegt. Um dieses zu bestimmen, dürfen sie nur eine topographische Karte von der

Ge-

Gegend nachsehen, oder sich an einen sachkündigen Ingenieur wenden, um ihnen Unterricht darüber zu ertheilen.

2) Ob der Ort an einer Anhöhe oder in einem Thale liegt, und ob die Gegend überhaupt hoch oder niedrig ist, ob sich in der Nähe ein Wald befindet.

3) Ob in der Stadt selbst einige Gegenden merklich höher als die übrigen sind.

4) Wie groß die Stadt im Durchmesser und Umfange ist.

5) Ob ein fließendes oder stehendes Wasser sehr nahe an der Stadt ist (wozu auch die mit Wasser gefüllten Stadtgräben gehören) ob die Stadt oder der Bezirk Ueberschwemmungen ausgesetzt ist.

6) Ob der Grund sumpfig, feucht, sandig oder fest ist.

7) Von welchen Materialien die Häuser, (ob von Holz, Ziegel, Leim, Steinen) gebauet, wie und wie hoch sie gebauet sind. Ob sie breite Gassen, geräumige Plätze hat oder nicht.

8) Ob die Stadt mit hohen Mauern umgeben ist; wie viele Thore sie hat, und nach welchen Gegenden diese angebracht sind.

9) Wie das Klima beschaffen, ob es warm, rauh, feucht ist; was für Winde am häufigsten uud stärksten wehen, ob Regenwetter häufig und anhaltend sind, ob Donnerwetter oft oder selten vorkommen. Wie sich die Jahreszeiten gegen einander verhalten.

10) Wie das Wasser beschaffen, welches die Einwohner zum Trinken und Kochen brauchen. Ob es die Seife leicht auflöset, die Wäsche weiß

wäscht, ob es durch den Zusatz eines reinen Laugensalzes trübe wird. Ob es einen fremden, kalk- oder salenitartigen Geschmack hat.

11) Welches sind die gewöhnlichsten Nahrungsmittel, deren sich der gemeine Mann bedient?

12) Sind die Gottesäcker in der Stadt, oder sehr nahe daran?

13) Sind viele Schlachthäuser und Fleischbänke in der Stadt, und zwar an einem Orte zusammengehäuft?

14) Wie sind die Abtritte, Ableitungen des unreinen Wassers beschaffen, und wie werden sie gereiniget?

15) Welche Krankheiten sind die gewöhnlicheren?

16) Welche Behandlungsart ist am zuträglichsten?

17) Wie stark ist die Mortalität, und endlich

18) An welchen Krankheiten sterben die meisten Menschen alda?

In Ansehung des Gebrauches des Thermometers ist zu merken, daß er an einem Orte in freyer Luft, doch so, daß er weder den Sonnenstrahlen, noch dem Anfall der Winde unmittelbar ausgesetzt ist, hangen muß. Uebrigens ist nicht nothwendig, daß man jede Abänderung anmerkt, sondern es ist genug, wenn man nur den höchsten, niedrigsten und den Mittelstand anzeigt.

Eilftes Kapitel.

Von der Nothwendigkeit und dem Nutzen eines medizinischen Tagebuches der Chirurgen bey der Militärpraxis.

Wenn man erwägt, wie kostbar ein Soldat dem gemeinen Wesen ist, so muß jedermann von Politik, Patriotismus und Menschenliebe ermuntert werden, alles, was nur immer möglich ist, beyzutragen, um die Wohlfahrt der Armee zu befördern. Der Tod eines gemeinen Soldaten ist immer Verlust für den Staat, weil es mit vielen Unkosten verbunden ist, ihn zur Erfüllung seiner Pflichten, zur Vertheidigung des Königes und des Vaterlandes fähig zu bilden. Gesetzt, daß auch seine Stelle durch einen Neuangeworbenen unmittelbar ersetzt wird, so muß dieser doch sein Handgeld haben, welches aus der National-Casse bezahlt wird, und nebst dem auch mit andern Bedürfnissen versehen werden. In Kriegszeiten, ist das Handgeld noch einmal so hoch, weil es alsdann weit schwerer hält, Rekruten anzuwerben. Jeder Todesfall eines Ge-

meinen schwächet überdem die National-Vertheidigung und Stärke, so wie er den Schatz derselben vermindert. In dieser Rücksicht verdient schon aus politischen Gründen die Erhaltung der Gesundheit eines jeden Soldaten alle Aufmerksamkeit, und ich hoffe, daß Menschlichkeit das unterstützen wird, was schon die Politik als nöthig empfiehlt. Billig sollte man also die Medizinalverfassung bey der Armee, die einen so wesentlichen Einfluß auf die Wohlfahrt derselben hat, auf den höchsten Grad der Vollkommenheit zu bringen suchen.

„ Der glückliche Erfolg im Kriege, sagt D. Millar, hängt davon ab, daß die Soldaten gesund und stark erhalten werden. Durch Krankheit entkräftet, werden die beherztesten Krieger den feigesten Feinden unterliegen; die reichesten Nationen den ärmern, und die größte Macht einem unbedeutenden Haufen weichen müssen. Flotten und Heere sind durch Krankheiten aufgerieben worden. Neuangeworbene ersetzen die Stelle abgehärteter und an die Beschwerden der Waffen und der Feldzüge gewohnter Veteranen nicht. „

Dennoch ist dieser wichtige Zweig der Militärverfassung äußerst schlecht eingerichtet. Aerzte können am besten davon urtheilen, aber man hat Männer dabey zu Rathe gezogen, die keinesweges dazu fähig waren. Der schlechteste Rechenmeister, wie sich ein berühmter Schriftsteller ausdrückt, hätte

die-

diese übel gegründete Meinungen verbessern, und Staatsmänner hätten darüber ohne Berufskenntnisse urtheilen, und die Wahrheit durch Calculationen darthun können.

Wenn die Medizinalverfassung bey einem Regimente auf jenen Fuß eingerichtet werden soll, dessen Nothwendigkeit im vorigen dargethan worden, so muß der angestellte Arzt oder Wundarzt an seiner Seite durch die Kriegesgesetze zu bestimmten Pflichten angehalten, und wegen derselben Vernachläßigung strenge bestraft werden.

In dieser Rücksicht müßte der Feldarzt oder Regimentschirurg verbunden seyn, ein ordentliches Tagebuch von allen kranken Soldaten, die er zu besorgen hat, wenn ihre Umstände einiger Massen erheblich sind; wie auch von den während der Krankheit bemerkten Zufällen und den verordneten Mitteln, halten. Eine Abschrift davon müßte dem Obristen zu bestimmten Zeiten, und durch ihn, wenn er es für schicklich findet, dem dirigirenden Arzte und Generalchirurgen zum Durchsehen behändiget werden, damit jeder von diesen, über die in sein Fach einschlagende Fälle (welche deßhalb in besondern Büchern aufzuzeichnen sind, besonders, wenn sie einen tödlichen Ausgang gehabt) urtheilen könne, ob der Arzt oder Chirurg seine Pflicht erfüllt habe oder nicht. Diese Untersuchung würde vielleicht die Arbeit des dirigirenden

Arz-

Arztes und des Generalchirurgen in etwas vermehren, aber ich setze voraus, daß ihr Gehalt hinlänglich ist, sie dafür zu belohnen. Ueberhaupt darf man auch nicht zweifeln, daß sie willig sich einem Geschäfte unterziehen werden, das die Absicht hat, das Wohl des Dienstes und die Erhaltung und Gesundheit so vieler Menschen, die im Dienste des Königes stehen, zu befördern. Auf diese Art würde zuverläßig der Nachläßigkeit Einhalt geschehen, und wahrscheinlich würden auch dadurch Unfähige abgeschreckt werden, sich so, wie bisher geschehen, in die Militärpraxis einzuschleichen, weil sie gewärtig seyn müssen, von sachkündigen Männern beurtheilt zu werden, und von welchen sie nicht erwarten dürfen, daß sie ihre Unwissenheit oder Nachläßigkeit übersehen werden.

Das Tagebuch selbst könnte so, wie in andern Spitälern, eingerichtet seyn. Zuerst müßten die Zufälle des Kranken genau beschrieben, dann die täglich verordneten Arzeneyen nebst deren Wirkungen angezeigt, und endlich das tägliche Befinden des Kranken, ob es besser oder schlechter mit ihm geworden, angemerkt werden. Dabey müßten die Unruhen, welche von den Arzeneyen verursacht worden, so viel immer möglich, von den Symptomen der Krankheit selbst unterschieden, und alles dieses so lange fortgesetzt werden, bis der Kranke entweder hergestellt worden, oder sich die Krankheit

mit dem Tode geendigt hat. (1) Die Erfahrungen, welche der Chirurg auf diese Art zu machen Gelegenheit hätte, würden seine Kenntnisse erweitern, und die Begierde, sich des Beyfalles seiner Obern werth zu machen, würden seinen Fleiß anfeuern, vielleicht eben so sehr anfeuern, als wenn die Fortdauer seines Postens blos vom glücklichen Erfolge seiner Kuren abhienge.

Wenn die Chirurgen nicht entweder von selbst diesen oder einen andern ihm ähnlichen Plan befolgen, oder zu befolgen von den Vorstehern des militärischen Medizinalwesens verpflichtet werden, so ist sehr zu fürchten, daß sie ohne vieles Nachdenken auf dem einmal gewohnten Wege immer fortgehen, und ohne viel beschwerliches Untersuchen, ohne Unterschied, ob es angezeigt ist oder nicht, Blutlassen, Klystieren, zum Brechen und zum Purgieren eingeben werden.

Männern, die so gedankenlos zu handeln gewohnt sind, ist keine Zeit so langweilig als die, welche sie auf die Untersuchung der Kranken verwenden müssen. Sie lesen flüchtig die Namen derselben her, geben einen unzulänglichen Bescheid, und verordnen ebenfalls dem Kranken dieß oder jenes zu gebrauchen, unbekümmert, ob sie es sich von ihrem kleinem Solde schaffen können, und noch weniger versehen sie solche im Falle der Noth damit, wie es doch geschehen sollte; dann eilen sie wieder

der zu ihren Vergnügungen, und überlassen den Kranken den Wirkungen der Natur.

Meiner Einsicht nach, sollten die Kranken, wenn es nöthig ist, ihnen diese Mittel zu verordnen, mit Milch, Essig, Brod zu Umschlägen, Habermehl und Oehl versehen werden. Diese Artikel werden sehr häufig in der Militärpraxis verordnet; aber nie habe ich bemerkt, daß der Chirurg sie jenen, die deren benöthigt sind, abreicht. Wenn ein Soldat an irgend einem Theile des Körpers eine Quetschung erhalten, oder aber ein Glied verstaucht hat, so erhält er die Anweisung, Essig darum zu schlagen. So gut dieser Rath ist, so wird er doch selten befolgt werden, wenn dem Verletzten der Essig nicht gegeben wird.

Umschläge von Brod und Milch sind bey gewissen Zufällen die sichersten Heilmittel. Bey einigen Regimentern muß inzwischen der Kranke beydes sich selbst anschaffen; da aber oft mit dem Gebrauche derselben lange und wohl gar einige Monate angehalten werden muß, so wird diese Ausgabe, die zuweilen täglich drey Halbpence, und also mehr als die Hälfte seines ganzen Soldes, beträgt, dem Soldaten höchst lästig. Wird nämlich ein Kranker ins Spital geschickt, so erhält der Hospital-Sergeant wöchentlich, solange er darin bleibt, eine halbe Krone für ihn, wovon die Kost und das, was der Chirurg verordnet, bezahlt werden muß.

Von den billigen Klagen der Soldaten über diese lästige Ausgabe ermuntert, erwähne ich dieses Misbrauches hier, und wünsche, daß demselben allenthalben, wo er noch Statt hat, abgeholfen werde. Der Soldat muß ja schon ohnedem für Arzeneyen bezahlen, und Milch und Brod, wenn sie zur Heilung eines Zufalles verordnet werden müssen, gehören ebenfalls dazu. Das, was ich hier von diesen beyden Mitteln gesagt, bezieht sich auf alles, was nur immer zur Heilung eines kranken Soldaten verordnet werden kann, und alles dieß sollte ihm billig unentgeldlich abgereicht werden.

Da, wo dieser Mißbrauch noch ausgeübt wird, und der Soldat die erwähnten Mittel zu seiner Heilung selbst schaffen muß, sollte dieß durch ein Gesetz verbothen werden. Der Chirurg, welcher sich unterstünde, diesem entgegen zu handeln, müßte nicht allein zum dreyfachen Ersatz der dem Soldaten aufgebürdeten Ausgabe, oder zu etwas ähnlichem verurtheilt, sondern auch noch mit einem öffentlichen Verweiß vom Befehlshaber bestraft werden. Unterdessen ist es meine Sache nicht, die Art anzugeben, wie Mißbräuche verbessert werden können; genug wenn ich nur anzeige, was verbessert zu werden bedarf.

Es ist wahr, daß ein Subalternoffizier im Felde täglich, und in der Garnison wöchentlich das

Spital

Spital visitirt; aber ich glaube, daß er sich selten seinen Auftrag sehr angelegen seyn läßt, und es nur blos zum Scheine thut. Den Bericht, welchen er dem Befehlshaber abstattet, erhält er eben so oft vom Chirurgen, als von dem Kranken; und wirklich kömmt er eigentlich mehr, um sich zu erkundigen, ob etwas mangelt, z. B. Feuerung, Stroh u. s. w. als Klagen anzuhören. Er soll zwar auch den Arzeneyvorrath untersuchen, ob die Apotheke hinlänglich versehen ist; aber dieß zu entscheiden, hierzu ist er keinesweges ein kompetenter Richter. Der Chirurg selbst wird aber nie über Mangel an Arzeneyen klagen, weil er sie selbst anschaffen muß; oder wenn dieß nicht ist, so wird er nicht gegen sich selbst zeugen. Doch ich gehe zu einem andern Gegenstand über.

(1) Bey der österreichischen Armee haben die Regimentschirurgen den Auftrag, alle besondern Fälle, z. B. Kuren außerordentlicher Krankheiten, Bemerkungen, die sie entweder bey einem für unheilbar anerkannten Uebel, oder bey Leichenöffnungen gemacht haben, und überhaupt alle gutgerathene oder mißlungene Kurarten, die sie bey schwer zu heilenden Krankheiten angewandt haben, an die hiesige medizinisch-chirurgische Akademie zu berichten. Hierdurch werden die Chirurgen bey allen vorkommenden Fällen auf die verschiedene Erscheinungen aufmerksam gemacht, sie üben sich in der Kunst zu beobachten, und bilden sich endlich zu solchen Wundärzten, von denen der Staat gewiß nützliche Dienste erwarten darf.

Zwölftes Kapitel.

Von den Bestrafungen der Soldaten, in so= fern sie den Chirurgen angehen.

Die militärischen Gesetze sind streng, und müssen es zur Erhaltung der Subordination nothwendig seyn. Es werden deßhalb oft Kriegsgerichte ge= halten, um die Verbrechen der Angeklagten zu un= tersuchen, und Strafen sind die Folgen davon.

Die brittische Militärdisziplin ist in Vergleich mit der bey andern Nationen für sehr gelinde zu halten. Zwar muß sie auch oft Fehler, die blos aus Nachläßigkeit, und nicht aus Vorsatz begangen worden, nachdrücklich bestrafen, weil daraus wich= tige Nachtheile für die Armee entspringen könn= ten; inzwischen wird doch bey weitem nicht jene Strenge dabey beobachtet, die bey dem preußi= schen Militär Statt hat. D. Moore bemerkt, daß ein preußischer Soldat strenge bestraft wird, wenn ihm der Wind den Hut abreißt, obwohl er deßhalb keine Abrede mit dem Sturmwinde nehmen kann. Durch dieß Verfahren, sagt ein General dieser Nation, wird der Soldat von Nachläßigkeiten

ab=

abgehalten, und zu einer beständigen Aufmerksamkeit auf seine Pflicht gezwungen.

Wenn durch das Standrecht ein Soldat zur Strafe verurtheilt wird, so ist der Chirurg zu einer unangenehmen Pflicht verbunden; denn ohne seine Aufsicht kann niemand nach den Kriegesgesetzen gepeitscht werden. Es ist seine Pflicht, sorgfältig auf den zu Bestrafenden Acht zu geben; denn wenn, seiner Einsicht nach, der Verbrecher die ihm aufgelegte Strafe ohne Gefahr seines Lebens nicht länger ertragen kann, so kann er zu allen Zeiten der Exekution Einhalt thun.

Diese Pflicht ist unstreitig die unangenehmste, zu welcher ein Chirurg verbunden ist; aber ihre gewissenhafte Erfüllung erfordert auch noch vielen Scharfsinn; denn gerade hier, wo man es am meisten vermuthen sollte, findet oft ein und zwar nicht ganz unverzeihlicher Betrug Statt.

Wo ist der Mensch, der, wenn es ihm möglich ist, sich nicht gerne durch List einer Strafe entziehen würde? In eben dieser Absicht stellt sich dann auch mancher Delinquent, als wenn ihn eine Ohnmacht überfiel, ehe er beym Peitschen die ersten 25 Streiche erhalten, und ehe nur noch die Oberhaut seines Rückens verletzt worden. Hat ihm der Kriegsrath eine strengere Strafe zuerkannt, so darf davon nichts nachgelassen werden; denn da die meisten zwey auch dreymal diese Schläge

ohne

ohne Nachtheil ihrer Gesundheit aushalten können, so kann man mehrentheils annehmen, daß eine solche Ohnmacht verstellt ist, welches der Chirurg aus der Beschaffenheit der Augen erkennen muß. So oft dieß aber auch der Fall seyn mag, weil der Bestrafte durch seine verstellte Ohnmacht das Mitleid des Befehlhabers zu erregen und dadurch Pardon zu erhalten hoft, so kann es doch mitunter geschehen, daß einer oder der andere von den ersten Schlägen wirklich in Ohnmacht fällt.

Der Mönchkappen- und der Deltaförmige Muskel, welche vorzüglich bey dem Peitschen getroffen werden, haben in Vergleich mit andern Theilen nur wenige Nerven, und folglich auch weniger Empfindlichkeit, als jene. Uebrigens sind alle ähnlichen Verletzungen in fleischigen Theilen, wenn sie auch noch so empfindlich sind, nicht gefährlich, und eben deßhalb werden die Kinder gewöhnlich mit Ruthen auf dem Hintern gezüchtiget.

Eine andere Ursache, warum man von Stockstreichen auf fleischige Theile weniger üble Folgen zu befürchten hat, ist; weil sie den Streichen nachgeben, und ihre Wirkung also gebrochen wird. Ein gleicher Streich auf das Schienbein, auf den Knöchel, oder auf irgend einen andern, weniger mit Fleisch bedeckten Theil gegeben, würde einen mehr anhaltenden Schmerz, und eine schwerer zu

heilende Verletzung verursachen, als wenn er einen sehr fleischigen Theil getroffen hätte. Der Knochen thut dem Streiche Widerstand, so, daß dieser nach seiner ganzen Gewalt wirken kann, und folglich die über dem Knochen liegende Gefäße, Nerven und Membranen, welche sehr empfindlich sind, verhältnißmäßig mehr leiden müssen.

Der Theil des Deltaförmigen Muskels, welcher die Schultern deckt, ist ebenfalls ein sehr fleischiger Theil. Es ist also billig und der Vernunft angemessen, daß man diejenigen, welche einem Soldaten die bestimmten Ruthenstreiche geben müssen, anweißt, sorgfältig die Rippen zu vermeiden, und sie auf diesen Theil zu richten, wo der Schmerz durch die Betäubung, welche sich bey anhaltendem Peitschen einfindet, vielleicht in Zeit von einer halben Stunde gemindert wird. Fällt der Leidende wirklich in Ohnmacht, so scheint es nur Wohlthat für ihn zu seyn, wenn er während den Augenblicken, wo er seiner nicht bewußt ist, einen Theil seiner Strafe erhält, weil er sie sodann gar nicht, oder doch nur schwach, empfindet.

Wir sehen, daß die Natur diese Vorsicht bey allen Fällen getroffen, wo ein Schmerz äußerst heftig wird, und das Nervensystem zu sehr angreift. Die Lebenskräfte hören auf einmal auf, thätig zu seyn, und es erfolgt eine Art von Unempfindlichkeit, wo die erschöpften Kräfte sich gleich-

sam, wie durch einen sanften Schlaf, wieder erhohlen, und zur Ertragung der drohenden Gefahr gestärkt werden. Eine leichte Ohnmacht darf also nicht beunruhigen, sondern erst alsdann, wenn sie zu lange anhält; überdem ist das fortgesetzte Peitschen das beste Belebungsmittel des Kranken. Im erstern Falle darf man also nichts Nachtheiliges fürchten, noch die Strafe deßhalb unterbrechen lassen.

Man eigne mir jedoch, des Gesagten wegen, keinen Mangel an Gefühl uud Menschlichkeit zu; der Verfolg wird zeigen, daß ich aus ganz andern Beweggründen zu diesem Rathe veranlaßt worden bin. Hält die Ohnmacht an, und kömmt der Bestrafte in wenig Augenblicken nicht zu sich, oder wird er kalt, so muß man dieß für Gefahr drohende Zufälle ansehen. Wenn im Gesichte ein häufiger Schweiß ausbricht, wie ich es zuweilen gesehen habe, so halte ich dafür, daß die Strafe zu streng ist, und dann muß genau auf die Folgen gesehen werden.

Während der Exekution verlangen die Soldaten häufig zu trinken, und dieß muß ihnen nie versagt werden. Sie befinden sich nun in gleicher Lage mit gewissen Fieberkranken. Der große Verlust der Flüßigkeiten, welcher durch die vermehrte Wirksamkeit des Herzens und der Reitzbarkeit, verbunden mit der heftigen Anstrengung zu

schreyen, und sich los zu machen, verursacht wird, erfordert einen Ersatz, wodurch die Bestraften einigermassen erfrischt und ihre Schmerzen gemildert werden. Wenn man ihnen das versagt, wornach das Verlangen der Natur sie laut zu rufen zwingt, so dulden sie eine doppelte Strafe: den Schmerz der Schläge, und die äußerst quälende Empfindung eines heftigen Durstes. Obwohl ich den Puls während der Exekution nie untersuchen können, so glaube ich doch, daß er von der Art seyn wird, daß man die Bestrafung gleichsam für einen heftigen Fieberanfall ansehen muß, besonders, wenn man bedenkt, daß die Binden an den äußern Gliedmaßen den freyen Umlauf des Blutes nothwendig hemmen müssen.

Hält die Ohnmacht länger, als die vorher bestimmte Zeit an, so muß mit der Exekution inne gehalten, und dem Bestraften Trinken in den Mund gegossen, kalt Wasser ins Gesicht gespritzt, starke flüchtige Salze unter die Nase gehalten und flüchtige Geister in die Schläfe eingerieben werden, zugleich muß man die Augen sorgfältig beobachten. Bey einer wahren Ohnmacht sind diese gegen das helleste Licht unempfindlich, und die Augenlieder schließen sich nicht bey einer ihnen drohenden Gefahr, wenn man sich z. B. stellt, als wollte man mit den Fingern hineinstossen. Ein gleiches kann in Ansehung der Convulsionen gesagt werden.

Die

Die Augen bleiben unbeweglich, und die Pupille erweitert. Wenn man z. B. das Gesicht gegen die Sonne kehrt, so wird ihr Licht, das einem gesunden Auge unerträglich ist, und die Pupille zur Verengerung reitzt, dieß nicht bewirken. Ich habe zuweilen gesehen, daß Convulsionen eben sowohl als Ohnmachten erkünstelt waren. Inzwischen kann das Gesagte überhaupt genommen, zu einem Leitfaden dienen, unsere Meinung in Ansehung des Grades der Schmerzen, welche der Delinquent erdulden kann, zu bestimmen, und zu erkennen, ob seine Lage mit Gefahr verbunden ist oder nicht.

Wenn das Verbrechen von der Art ist, daß es der befehlhabende Offizier zum Besten des Dienstes, und der Kriegeszucht, zur Ehre des Regimentes, vielleicht zur Sicherheit der Einwohner des Ortes, und zum abschreckenden Beyspiele für andere, nöthig achtet, daß er auf ein oder zweymal die ganze Zahl der ihm vom Standrechte zuerkannten Streiche erhält, so muß der Chirurg, wenn er einsieht, daß er die ganze Strafe ohne Gefahr für sein Leben auf einmal aushalten kann, solches nicht verhindern, sondern vielmehr zu befördern suchen. Ich rathe dieß aus Menschenliebe, weil dem Unglücklichen eine Menge zufälliger Leiden dadurch erspart wird.

Gesetzt, daß der Delinquent nur zwey oder dreyhundert Streiche bekömmt, da ihm doch durch das Urtheil tausend bestimmt worden, und die er, es sey in zwey, drey oder mehreren Malen unumgänglich erhalten muß, ehe er aus dem Gefängniß entlassen wird, so muß er, genau genommen, alsdann mehr Schmerz ausstehen, als ihm vom Standrechte zugedacht worden; es sey dann, daß es im Urtheile ausdrücklich bestimmt worden, er solle seine Strafe theilweis erhalten. Daß dieses gegründet sey, wird aus folgendem erhellen.

Sobald der Delinquent, nachdem er den bestimmten Theil seiner auf einmal zu empfangenden Streiche erhalten, und losgebunden worden, wird er, je nachdem der Chirurg es für gut hält, entweder ins Wachthaus oder ins Spital geführt, und daselbst täglich verbunden, bis die Wunden geheilt sind, und sich eine neue Oberhaut gebildet hat, welches in vier oder fünf Wochen geschehen kann.

Nun wird er zwar seine Kleider wieder tragen, aber schwerlich den Druck und das Reiben seiner Patrontasche erdulden können. Die verwundeten Stellen sind noch zart; demungeachtet erhält er aber wieder zwey oder dreyhundert Streiche, und so fort, bis er seine ganze Strafe empfangen hat.

Wer die Natur des menschlichen Leibes betrachtet, wird leicht einsehen, daß diese zweyte Züchtigung wenigstens noch einmal so schmerzhaft seyn muß, als die erste. Selbst jene, die keine medizinischen Kenntnisse besitzen, werden dieß zugeben, wenn sie je gefühlt haben, wie schmerzhaft es ist, wenn eine kaum vernarbte Wunde aufs neue aufgerissen wird. Es scheint, oder es ist vielmehr offenbar durch Monro's Versuche dargethan worden, daß sich mehr Blutgefäße und Nerven an frisch vernarbten Stellen bilden, welche, so wie die Oberhaut dicker wird, auch wieder verschwinden. Hier hat jenes Statt, was bey Kindern bemerket wird. Sie besitzen viele Blutgefäße, die im höheren Alter zusammenfallen und verschwinden. Das blühende Alter der Jugend, verglichen mit dem runzlichten und farblosen Ansehen im hohen Alter, dient zum Beweise. So wie nun einem Kinde eine Züchtigung schon sehr empfindlich ist, die ein Erwachsener kaum fühlen würde, so muß es auch dem Soldaten, der, wenn seine Wunden kaum vernarbt sind, und die Oberhaut noch nicht die erforderliche Dichtigkeit erhalten hat, zum zweytenmal gepeitscht wird, weit schmerzhafter seyn als die erste.

Hieraus erhellet, daß, wenn der Delinquent herab genommen, von seinen Wunden geheilt, und sodann wieder gestrichen wird, er, so oft dieß geschieht

schieht, die ganze Züchtigung ausstehet. Dieß ist aber gewiß die Absicht des Kriegsrechtes nicht gewesen; und ein solches Verfahren ist also eine Grausamkeit, die der Chirurg durch Vorstellung der angeführten Gründe zu verhindern suchen muß.

Ich gebe es zu, daß es schwerer hält, einen Mann, der tausend Streiche erhalten hat, zu heilen, als wenn er zwey oder dreyhundert bekommen; aber wenn er sie theilweis erhält, so bin ich der Meinung, daß wenig Unterschied Statt haben wird.

Hall ward verurtheilt, fünfhundert Streiche zu bekommen. Er erhielt vierhundert, und wurde dann herabgelassen. Nach sechs Wochen, da seine Rückenhaut ganz geheilt war, wurde er für fähig gehalten, den Rest seiner Strafe auszustehen. Die ersten fünf und zwanzig Hiebe zerrissen das junge Fleisch mehr, als die vorigen vierhundert, und das Blut floß stromweis, als wenn viele Blutgefäße zerrissen worden wären. Als er fünf und siebenzig erhalten, war sein Rücken zehnmal mehr als von den vierhundert zerfleischt, so, daß es für rathsam gehalten wurde, die übrigen fünf und zwanzig aufzuschieben. Einige Tage nachher klagte er, daß gegen den Schmerz, welchen er jetzt ausstünde, der vorige für gar nichts zu achten sey. Ich glaube, dieß Beyspiel ist allein hinreichend, meine Meinung zu rechtfertigen. Es war so

über-

überzeugend, daß alle gegenwärtige Offiziere es bemerkten, und der Oberstlieutenant, ein menschenfreundlicher Mann, sagte mir leise ins Ohr, daß ich die Nachlassung der Strafe verlangen sollte. Das häufige Blut, welches bey jedem Streiche aus den getroffenen Stellen floß, dient zum Beweise der vermehrten Blutgefäße in den vernarbten Stellen. (1)

Findet es der Chirurg nöthig, die Strafe eines Soldaten unterbrechen zu lassen, weil er in Gefahr zu seyn scheint, so muß er die Strenge einer zweyten Strafe dringend vorstellen, und alles versuchen, um sie abzuwenden. Er kann dieses in Geheim thun, ohne daß der Bestrafte erfährt, wer seine Begnadigung veranlaßt hat; denn es ist immer besser, daß diese vom befehlhabenden Offizier, dessen Pflicht es ist, die Gemeinen in Ordnung zu halten, und von schlechten Handlungen abzuschrecken, herzukommen scheint, als von jemand andern. Diese Güte des Befehlhabers kann bey einigen den guten Erfolg haben, daß sie sich aus Dankbarkeit bessern, überhaupt aber wird sie demselben Liebe beym Regiment erwerben. Doch ist auch nicht zu läugnen, daß Bösewichter Mißbrauch davon machen, und in der Hoffnung, Gnade zu erlangen, sich desto eher böse Handlungen erlauben werden.

Ich bin überzeugt, daß man mich, der angeführten Gründe wegen, nicht mehr im Verdacht der Unmenschlichkeit haben kann, wenn ich behauptete, daß die Strafe eines Soldaten auf einmal müsse gegeben werden; ausgenommen bey drohender Gefahr, oder wenn Begnadigung für ihn zu hoffen ist, welches durch den Charakter des Generals, und die Beschaffenheit des begangenen Verbrechens bestimmt wird. Meine Absicht war dabey wahrlich keine andere, als der Unmenschlichkeit und Grausamkeit dadurch vorzubauen. Von dem bey der Exekution gegenwärtigen Volke wird dieses zwar nicht immer eingesehen und erkannt werden; allein der denkende Mann wird es nicht verkennen.

Bey der Erfüllung dieser traurigen Pflicht muß der Chirurg auch den Körperbau, die Beschaffenheit der Fasern, und die Konstitution des Bestraften in Erwägung ziehen. Dieß ist sehr wichtig, und er kann, wenn er es vernachläßiget, wesentliche Fehler begehen. Ich darf es keinem Kunstverständigen sagen, daß diese Umstände bey verschiedenen Individuen sehr verschieden sind, so, daß man auch in dieser Rücksicht schwerlich zwey sich gleichende Subjekte finden dürfte.

Einige sind stark, andere zart gebildet; einige sind sehr empfindlich, andere sind es weniger. Hierauf muß der Chirurg besonders Acht haben. Erfahrung,

Beobachtungen, und Vergleichungen der verschiedenen Beschaffenheiten des Körpers bey verschiedenen Menschen, werden ihn fähig machen, über diesen wichtigen Gegenstand zu urtheilen. Männer, die ein rothes, weiches Haar, eine röthliche Farbe, eine dünne schlanke Gestalt haben, plethorisch sind, ein scrophulöses Ansehen, oder von Kindheit an Anlage zu Krankheiten haben, oder kränklich sind, werden von einer bestimmten Anzahl Streiche mehr leiden, als ein Mann, der harte, dichte Fasern hat, von dreymal so vielen.

Auch die Lebensart, welche sie bisher geführt haben, kömmt zu erwägen. Schneider, z. B. die auch bey der Armee viel in Zimmern sitzen, sind zärtlicher und empfindlicher, als andere, welche sich immer in offener Luft bewegen.

Jene im Gegentheil, welche eine dunkle, braune Farbe haben, deren Haar schwarz oder röthlich braun und kraus ist, haben gemeiniglich einen starken Körperbau. Ich rede hier von Erwachsenen; obwohl diese Verschiedenheit auch schon in der Kindheit, nur nicht so deutlich, bemerkt werden kann. Sehr behaarte Körper sind stärker als glatte. Kurz, alle jene, die ein melancholisch Temperament haben, oder sich dazu neigen, sind immer stärker oder fähiger, Züchtigungen auszustehen, als Sanguinische oder Cholerische; so auch die, welche starke Knochen und fleischige Muskeln haben. Die

Tem-

Temperamente gehen stuffenweise und allmählich in einander über; obwohl dieß die Bestimmung einigermassen erschwert, so kann man sie doch in Bezug auf die Strafe, die ein Soldat ohne Gefahr ausstehen kann, aus den angegebenen Merkmalen genugsam unterscheiden. Einige Beyspiele dürften jedoch zur Erläuterung nicht undienlich seyn.

Burch, ein Grenadier, bekam wegen Desertion 300 Streiche. Er ertrug seine Strafe, ohne einen Laut von sich zu geben, oder sich während der ganzen Exekuzion zu bewegen. Auch war sein Rücken bey weitem nicht so sehr verwundet worden, als ich bey andern gesehen, die doch weit weniger Strafe bekommen hatten. Er war ungefähr 40 Jahr alt, fünf Fuß, zehn und einen halben Zoll hoch, und verhältnißmäßig dick; nicht fleischicht, aber starknochicht; seine Haut hatte ein dichtes, derbes Gewebe; kurz, im ganzen war er das, was man robust nennt. Er hatte eilf Jahr beym Militär, und davon sieben in Westindien gedient.

Serjeant, ein Grenadier, bekam im Oktober zweyhundert Streiche. Er war groß und schlank, hatte harte Fibern und eine braune Haut. Sein Rücken war schwärzlich, und die Gefäße unter der Haut nur etwas zerrissen, wie aus dieser Farbe, welche von ergossenem Blute herkam, erhellte. Die Dicke und Dichtigkeit der Oberhaut hatte das

Zerfleischen verhindert, obwohl die Streiche sehr nachdrücklich waren gegeben worden. Er hatte ein dunkelschwarzes gekräuseltes dickes Haar; war nur sechs Fuß und 1 1/2 Zoll hoch; 27 Jahr alt, und 7 Jahr im Dienste. Ich erwähne vorsetzlich der Dienstjahre, weil die Länge der Zeit die Leute an die Beschwerden des Soldatenstandes, und also auch an Strafen gewöhnt.

Scheppard erhielt 500 Streiche, und war in drey Wochen geheilt. Sein Gefährte Hall bekam nur 400, und seine Heilung erforderte 6 Wochen. Die 75, welche er nachher noch bekam, machten ihn zum Gegenstand des Mitleidens. Die körperliche Beschaffenheit war bey diesen beyden so sehr verschieden, daß sie jedem auffiel, der auch keine medizinische Kenntnisse besaß.

Henley bekam zweyhundert Streiche. Allein ihm waren diese mehr, als dem Scheppart 1500 würden gewesen seyn. Der Kopf des Deltaförmigen Muskels, der lange Rückmuskel und andere, welche von den Streichen getroffen worden, hatten vorzüglich gelitten. Als sich die Wunden gereiniget hatten, die Haut und die zerquetschten Theile weggeeitert waren, so lag der Rückgrath unter dem Trapezius und ein Theil des Schulterblattes blos da. Nie habe ich vorher die muskulösen Theile nach einer Strafe so sehr zerstört gesehen. Der Mann war nicht groß, ungefähr 5 Fuß 2 Zoll

hoch,

hoch, seine Gestalt verhältnißmäßig schlank, seine Knochen waren fein; er hatte ein schönes braunes, weiches, langes, glattes, dünnes Haar; war 23 Jahr alt, und hatte nur drey Monathe gedient.

Einige Tage nach empfangener Strafe bekam er eine Entzündung im Halse. Diese verlor sich bald; es erfolgte aber darauf eine Lähmung an den untern Gliedmaßen, die 2 Wochen anhielt, ehe sie gehoben werden konnte. Unter der linken Schulter, weit tiefer als da, wo die Streiche hingetroffen, ungefähr in der Gegend der fünften Rippe, nahe an dem Rückgrathe, bildete sich eine große Eiterbäule. Ich öffnete sie ungefähr 14 Tage nach der Exekuzion, und es flossen mehr als zwey Pfund Eiter, mit Blut vermischt, heraus. Denn die Bäule hatte beynahe die Größe eines Kopfes. Ich leitete den Verlust der Bewegungskraft in seinen untern Gliedmaßen von der Entzündung und dem Abscesse her, und glaubte, daß seine Wiederherstellung von der Ausleerung des Eiters bewirkt würde. Hätte dieser sich einen Weg durch die Zwischenrippenmuskel gebahnt, und wäre er von hier in die Brusthöhle gedrungen, oder hätte die Entzündung die Lungen ergriffen, so würde sich der Fall wahrscheinlich mit einem hecktischen Fieber und dem Tode geendet haben. Es dauerte fast sieben Monathe, ehe er seine Dienste wieder versehen konnte.

Dieser

Dieser Fall allein zeigt schon, wie nöthig es ist, bey den Bestrafungen der Soldaten auf die Stärke und Konstitution ihres Körpers Rücksicht zu nehmen. Behaupten wollen, daß jeder 500 oder 1000 Streiche erdulden kann, weil ein oder der andere sie ohne Gefahr hat ertragen können, würde eben so widersinnig seyn, als zu behaupten, daß, weil bey einem Schifbruche einmal einer gerettet worden, bey jedem Schifbruche alle gerettet werden könnten.

Zuweilen schwillt schon während der Strafe der Rücken außerordentlich auf. Bey sehr zarten Körpern geschieht dieß bey jedem Streiche. Ich habe dieß oft bemerkt, und sehe es für ein Merkmahl einer zärtlichen Beschaffenheit und für ein sicheres Kennzeichen von einer Schlafheit der Fasern an. Dieser Umstand sollte billig bey der Bestimmung der Strafe nie übersehen werden, selbst wenn einige von den übrigen erwähnten fehlen oder zweifelhaft sind. Bey starken Körpern wird bey mäßiger Strafe selten eine Geschwulst bemerkt; wenn sie sich bey Zärtlichen einstellt, so sind Entzündug und eine beträchtliche Eiterung die Folgen davon.

Jones wurde im Dezember Monathe gepeitscht. Die Geschwulst nahm sehr überhand, und nur mit vieler Mühe gelang die Zertheilung. Dem Dale, der im folgenden Monathe seine Strafe erhielt

hielt, gieng es noch ärger; denn ungefähr 14 Tage darnach verlohr er den Gebrauch seiner Füße.

Bey diesen Entzündungen, wenn die Zertheilung ja noch möglich war, habe ich das Seifenliniment vorzüglich wirksam befunden. Die Entzündung findet sich überhaupt unter den zerfleischten Stellen ein, zuweilen erstreckt sie sich bis zum untersten Rückenwirbelbein. Bey einem war der Gefäßmuskel heftig davon angegriffen.

Wenn die Geschwulst während der Strafe sehr beträchtlich zunimmt, so muß die Exekution unterbrochen werden, weil sonst, wenn sie fortgesetzt wird, Gefahr damit verbunden ist. Dieß war der Fall bey dem Unglücklichen, von dem eben die Rede war.

Ich muß hier einige Bemerkungen beyfügen, die sich auf das Befestigen des Delinquenten beziehen. Gewöhnlich geschieht es von den Tambouren und ihrem Vorsteher. Meiner Meinung nach, sollte es aber unter der Aufsicht des Chirurgen geschehen. Er müßte darauf sehen, daß die Arme, welche gewöhnlich über den Kopf gezogen, und um die Handwurzel an die Holzspieße befestiget sind, weder zu fest gebunden, noch zu hoch gezogen werden. Eben dieß muß in Ansehung der Stricke, wodurch die Schenkel befestiget sind, bemerkt werden. Ich habe gesehen, daß die Hände durch die zu

feste Ligatur schwarz geworden, und fast eine Woche lang fühllos und kalt bleiben. Dieser Zufall erfolgt, wenn der Bestrafte so gebunden wird, daß er gleichsam an den Händen hängt. Die Schenkel müssen ungleich fester gebunden werden, als die Hände, weil dadurch der Delinquent verhindert wird, sich zu biegen, wodurch die Strafe sowohl härter als gefährlicher wird.

Sind die Stricke zu locker, so ist es nicht minder schlimm, weil der Soldat sich sodann biegt und windet, um, wo möglich, den Streichen zu entgehen, wodurch aber der Trommelschläger außer Stand gesetzt wird, die vermeinten Stellen zu treffen, und deßhalb auch oft selbst einige Schläge bekömmt, weil er seine Pflicht nicht genau genug zu erfüllen scheint. Die Streiche können aber auch, indem sie unschickliche Stellen treffen, sehr gefährlich werden; fallen sie zu niedrig, so verletzen sie die Rippen, und können für die Lebensorgane nachtheilig seyn; fallen sie zu hoch an den Nacken, oder schlingen sich um die Brust, so ist es nicht minder gefährlich. Ich habe sogar gesehen, daß beym Biegen des Soldaten der Backen des Gesichtes zerfleischt wurde, und die Augen in Gefahr waren. Man sollte also die Verurtheilten vor dem Anfange der Strafe ermahnen, so fest zu stehen, als möglich; denn jemehr sie toben und sich bewegen, desto strenger ist ihre Strafe, der sie doch nun einmahl nicht

ausweichen können. Durch ihr ruhiges Verhalten ersparen sie sich vielen Schmerz, und denjenigen, welche das Urtheil vollziehen müssen, manchen unverdienten Hieb.

Anderson, der im April 1783 gestraft wurde, war sehr unruhig, und ließ sich nicht gehörig binden. Die Stricke waren zu locker, und er konnte sich also zu sehr biegen. Er mußte alles ausstehen, was eine Folge davon seyn kann; doch blieben seine Augen verschont. Die Streiche fielen rund um den Hals, und zerfetzten sogar die Wangen. Er mußte während der Exekution fester gebunden werden.

Der Chirurg muß deßhalb Acht geben, wohin die Streiche fallen, und die Trommelschläger belehren, sie nach den Schultern zu richten, ohne daß sie jedoch den Nacken berühren. Eben so muß die Rippengegend sorgfältig vermieden werden, weil die daselbst gelegenen Theile, als das Herz, die Lungen und andere edle Organe dadurch verletzt werden würden.

Weil die Haut außerordentlich empfindlich ist, so muß darauf gesehen werden, daß so wenig als möglich davon verletzt wird. Ich bedauerte immer den Unglücklichen, wenn ein Trommelschläger, der links ist, mit einem, der sich der rechten Hand bedient, abwechselte. Die Streiche kreuzen sich gerade mit den vorhergegebenen, und auf diese Art

muß

muß sowohl mehr Muskelsubstanz als Haut zerfleischt werden. Ich wünschte, daß dergleichen Leute nicht peitschen dürften; oder daß wenigstens 25 Streiche von zweyen gegeben, von welchen einer links, und der andere rechts schlägt, eben so viel gelten möchten, als 50 von solchen, die alle beyde sich der rechten Hand bedienen; denn ich bin überzeugt, daß die letztere dem Delinquenten weniger Schaden thun, da die Streiche alle gleich fallen.

Da der Chirurg vermöge der Pflichten seines Amtes und der Kriegesgesetze, bey den Bestrafungen der Soldaten einen wichtigen Einfluß hat, so muß ich auch noch bemerken, daß er auf die Dicke und das Gewicht der Riemen Acht haben muß. Diese müssen dünn seyn, weil sie sodann reiner einschneiden und weniger zerquetschen; auch sollten einerley Peitschen bey einer Exekuzion nicht lange gebraucht werden, weil durch das Blut, welches sich daran setzt, das Gewicht derselben, und folglich auch die Stärke eines jeden Streiches vermehrt wird, und, wie sich die Bestraften selbst ausdrücken, gleich Dreschflegeln auf den Rücken fallen. Sie haben mir oft nachher beym Verbinden gesagt, daß ein Hieb mit einer blutigen Peitsche ihnen mehr Schmerz gemacht habe, als vier mit einer trockenen.

Oft werden dadurch große und beträchtliche Entzündungen, und jene gefährliche Eiterungen, deren bereits erwähnt worden, verursacht. In zweyen Fällen, wo letztere sehr groß waren, mußte ich nicht allein, wegen der beträchtlichen Ausleerung, eine Abzehrung, sondern eine Anfressung der Rippenenden, wo sie sich mit jedem Rückgrathe verbinden, von der Spitze des Trapezius bis an das Ende des breiten Rückenmuskels befürchten.

Hier bilden sich immer Hohlgänge, die sich nach allen Seiten, und viel weiter als unter der verwundeten Haut ausdehnen. Die zellichte Substanz ist immer zerfressen und geschmoltzen, und die Haut mit ihrer Oberhaut bleibt abgesondert, so, daß man, wenn man sie mit der Zange aufhebt, um die unten gelegenen Theile einzuspritzen, vom Trapezius an, zwischen der Haut und den Muskeltheilen bis zum letzten Lendenwirbelbein herabsehen kann, wo auch immer eine Gegenöffnung gemacht werden muß, um dem Eiter einen freyen Ausfluß zu verschaffen.

Bey einigen Regimentern ist es sogar gewöhnlich, die Peitschen nach einer vollzogenen Exekuzion gar nicht abzuwaschen, sondern das Blut daran trocknen zu lassen, um die Strafe desto strenger zu machen; allein ich kann nicht umhin diesen Gebrauch höchstens zu mißbilligen. Die Strafe, welche ihrer Natur nach schon höchst schwer ist, wird

das

dadurch außerordentlich vergrößert. Ich bin der Meinung, daß die Peitschen nach jeder Exekuzion rein gewaschen, und mit jeder nicht mehr als funfzig Hiebe sollten gegeben werden, um die quetschende Gewalt zu verhindern, welche sie nothwendig von ihrem vermehrten Gewichte erhalten müssen. Der Regimentstambour sollte also mit zehn, zwölf Peitschen versehen seyn, die, wenn mit jeder 50 Hiebe gegeben werden, überhaupt zur Vollziehung der härtesten Strafe hinlänglich sind.

Diese Verfügungen hängen ganz vom Befehlshaber ab, da er deßhalb von Militärgesetzen gar nicht eingeschränkt wird. Vielleicht wäre es, in einer für den Dienst nicht unwichtigen Rücksicht besser, wenn er deßhalb eine bestimmtere Vorschrift erhielte. Man würde alsdann nicht jene traurige Beyspiele haben, daß Befehlshaber ihre Gewalt gemißbraucht, oder daß Leute aus bloßem Eigensinn zu Tode geschlagen worden sind, welches nach neuern Erzählungen in einer englischen Besitzung unlängst geschehen seyn soll. — Aber der Grausame, der das unmenschliche Urtheil fällte, wenn ihn sein Vaterland auch zu keiner Verantwortung zieht, wird den strafenden Vorwürfen seines Gewissens nicht entfliehen. —

Ich will annehmen, daß wenige oder gar keine Soldaten unmittelbar von einer Strafe, wenn sie anders mäßig war, umkommen; inzwischen weiß ich doch aus Erfahrungen, daß eine Konstitution mehr als eine andere davon leidet. Zuweilen wird ein Körper durch die häufige Eiterung zu einem Skelete abgezehrt, und kann sich nie mehr erhohlen, er muß also nicht allein für ansteckende Krankheiten mehr empfänglich, sondern auch zu andern Zufällen, welchen ihn die Beschwerden und die Pflichten seines Standes aussetzen, mehr geneigt seyn.

Die eigentliche Absicht der Strafen ist, Verbrechen vorzubauen, nicht aber für begangene Verbrechen der Gerechtigkeit ein Opfer zu bringen. Wird dieser Endzweck erlangt, so ist die Absicht der Gesetze erreicht. Aber kann dieß nicht eben sowohl durch mäßige als unmäßige Strenge geschehen? Daß solche Strafen aber auch die Absicht haben, andere von gleichen Verbrechen abzuschrecken, erhellt daraus, daß sie in Gegenwart der ganzen Garnison, die sich um den Delinquenten in einen Zirkel stellt, vorgenomen wird. Die Umstände bey der Exekuzion müßten also so schreckvoll als immer möglich seyn, damit sie einen tiefen und bleibenden Eindruck erregen; aber die Strafe an sich selbst sollte so mäßig seyn, als es die Natur des Verbrechens und die Kriegesgesetze nur immer erlauben.

Die Jahreszeit und die Beschaffenheit der Witterung ist ein anderer Umstand, worauf der Chirurg bey Regimentsstrafen zu sehen hat. Im Winter und bey kaltem Wetter kann ein Mann mit weit wenigerer Gefahr eine nachdrücklichere Strafe leiden, als im Sommer, besonders wenn die Witterung warm ist, und schon einige Zeit vorher so beschaffen gewesen, oder wenn sich der Herbst nähert. Bey der Winterkälte sind die Fasern gespannter und spröder, als bey warmem Wetter; auch ist das Fieber, welches sich sodann bey den Verwundeten einzufinden pflegt, weniger gefährlich. Ich durfte nie dabey Blutlassen, weil es sich nur erst im Eiterungszeitraume einstellte, und ich den Ursprung desselben von der fauligten Eiterung größtentheils herleiten konnte.

Ist der Verbrecher lange im Gefängniße gesessen, ehe er seine Strafe erduldete, und ist das Wetter anhaltend warm gewesen, so kann man vernünftiger Weise annehmen, daß der Körper verhältnißmäßig erschlafft und kränklich geworden. Ja die Erwartung und Furcht vor der bösen Stunde muß diese Beschaffenheit des Körpers vermehren. Es wäre überflüßig, die Wirkungen der Furcht und anderer niederdrückenden Leidenschaften zu untersuchen; denn es ist allgemein bekannt, daß, wenn sie auch nicht die erste Ursache der Nervenfieber sind, sie doch als mächtige Gelegentsheitursachen zur Erzeugung derselben beytragen.

Bey jedem Soldaten muß man von seiner Gefangenschaft etwas fürchten; denn nicht alle sind gleich unempfindlich. Ich habe gesehen, daß einige mehr vom Gefängnisse als von der Strafe selbst gelitten haben. Wirklich ist ihre Lage darin auch sehr traurig. Sie haben weder ein Bett, worauf sie liegen, noch hinlängliche Nahrung. In der Wachtstube müssen sie auf der bloßen Pritsche liegen; im eigentlichen Gefängnisse haben sie nichts als Stroh, und überdieß ist es gemeiniglich ein dunkles, enges, dumpfiges, eingeschränktes Behältniß. Gesetzt, daß ein Mann hier mehrere Wochen sitzen muß, ohne daß er sich je entkleiden kann, muß er nicht entkräftet und geschwächt werden? Alle diese Umstände muß der Chirurg in Erwägung ziehen.

Der Herbst ist die ungesundeste Jahreszeit, und die Schläge werden in dieser um desto schneller Fieber verursachen. Wenn also um diese Zeit ein Mann gestraft werden soll, so muß er den Befehlshaber ermuntern, dem Standrechte Mäßigung der Strafe zu empfehlen. Der Gestank, welcher wenige Tage nach der Exekuzion von einer so großen verwundeten Oberfläche entstehen muß, ist schon für sich, ohne Mitwirkung anderer Umstände, hinlänglich, ein Fieber zu verursachen, und wie sehr muß er also die Empfänglichkeit für epidemische Fieber vermehren. Ich habe oft beobachtet,

obachtet, daß er nicht allein dem Kranken, sondern allen, die im Zimmer waren, nachtheilig wurde.

Endlich muß ich noch die Chirurgen darauf aufmerksam machen, daß sie nie einen Soldaten in einem bedeckten Orte seine Strafe ausstehen lassen, und daß sie suchen sollen zu vermitteln, daß solches allezeit unter freyem Himmel geschieht, weil dieses eine nicht unbedeutende Wohlthat für ihn ist. Eben so wenig sollten Regimentsstrafen gleich nach einem Marsche, wenn er auch nur wenige Meilen betragen hat, vollzogen werden, weil sodann der Blutumlauf verstärkt, der Leib geschwächt, und empfindlicher gemacht worden. Aus eben dieser Ursache sollten sie auch nicht nach dem Exerzieren im Felde, oder den Morgen nach einem Rausche vollzogen werden.

Aus dem Gesagten erhellt nun auch, daß bey warmem Wetter der frühe Morgen zur Strafe am schicklichsten ist, theils weil es alsdann kühle ist, theils, weil der Gefangene noch vom Schlafe, wenn er anders Gelegenheit dazu gehabt, gestärkt ist. Sollte die Exekution in einem Kantonirungsorte, der etwas weit vom Hauptquartier entfernt ist, geschehen, und es nöthig befunden werden, daß der Bestrafte ins Regimentsspital geschickt wird, so wäre es grausam, ihn zu Fuße dahin zu schicken. Denn wenn auch seine Wunden nicht gleich den Körper steif machen, oder gleich so schmerzhaft

sind,

sind, als einige Zeit nachher; so werden doch seine Kräfte so erschöpft seyn, daß seine Schenkel nie seinen Körper eine, nur etwas weite Strecke würden tragen können. Es ist also billig, ihn auf einem Wagen hinführen zu lassen.

Anderson war zu Lowestof, neun Meilen vom Hauptquartier, gestraft worden. Man fand es nöthig, ihn ins Hauptquartier nach Yarmouth zu schicken. Er erklärte, daß er nicht gehen können, und da ich selbst davon überzeugt war, so stellte ich dem befehlenden Offizier vor, daß es gefährlich und grausam wäre, ihn zu Fuße zurück zu schicken, wodurch ich bewirkte, daß man ihm einen Karren zugestand.

Das Geschäft des Chirurgen bey Züchtigungen besteht darin, daß er Acht geben muß, daß das Leben des Bestraften in keine Gefahr geräth, und daß den Offizieren nichts zur Last gelegt werden kann. Die Gewalt, die ihm in dieser Rücksicht übergeben worden, muß er nie aus falscher Nachgiebigkeit aufgeben, weil es für den Verurtheilten höchst nachtheilig seyn kann, und er muß, wenn er es für nöthig findet, die Exekuzion unterbrechen, obwohl das ganze Korps dagegen ist. Von ihm, nicht von den Offizieren, fordert man, daß er die Stärke eines menschlichen Körpers und seiner Konstitution kennen soll. Die Entschuldigung, daß es die Offiziere würde aufgebracht haben,

wenn er die Strafe eines Mannes unterbrochen, die er nach ihrer Meinung nicht halb bekommen, kann dem Chirurgen zu keiner Entschuldigung dienen, um der Stimme pflichtmäßiger Zärtlichkeit kein Gehör zu geben, und ihrer Meinung aus unzeitiger Gefälligkeit beyzupflichten.

Ich gebe es zu, daß die Offiziere sein Verfahren zuweilen tadeln mögen, wenn er eine Exekuzion unterbricht, ehe ein Soldat, ihrer Einsicht nach, hinlänglich gezüchtiget worden; allein hier darf sich der Chirurg in seinem Urtheile nicht durch die Größe des Verbrechens, sondern durch die Beschaffenheit des Körpers, und durch die Gefahr, welche er vorsieht, leiten lassen. Ueberdem bin ich überzeugt, daß nur selten ein Offizier so grausam seyn wird, seinen Vorstellungen deßhalb kein Gehör geben zu wollen. Ich habe vielmehr oft das Gegentheil erfahren, und bin von ihnen selbst ermuntert worden, die Strafe zu unterbrechen. Sollte aber ja der Fall Statt haben, daß ihm die Offiziere eine zu große Gelindigkeit zur Last legen, und wollten sie daraus einen Nachtheil für die Ehre des Regimentes und die nothwendige Kriegszucht folgern, so muß er sein Verfahren durch vernünftige Gründe rechtfertigen, und sie von den nachtheiligen Folgen, in Rücksicht auf den guten Ruf des Regimentes, wenn einer oder der andere wegen zu starker Strafe sterben sollte, zu überzeu-

gen suchen. Er muß sie belehren, daß nach der Meinung berühmter Männer, die Kriegsgesetze ohnehin schon sehr hart sind, und nie, außer wenn die Umstände es fordern, nach ihrer ganzen Strenge ausgeübt werden dürfen. Da überdieß der Chirurg in Ansehung der genauen Erfüllung seiner Pflicht besonders verantwortlich ist, und derselben Vernachläßigung seiner Ehre sehr nachtheilig seyn kann, so kann es ihm auf keinen Fall übel ausgelegt werden, wenn er sich dieselbe sorgfältig angelegen seyn läßt. Ich will zwar nicht behaupten, daß er, wenn ein Mann an den Folgen einer übermäßigen Strafe stürbe, deßhalb von den Gesetzen seines Landes sollte verfolgt werden können; aber sicher würde es doch seiner Einsicht und Menschlichkeit einen unauslöschlichen Flecken beybringen.

Der Kriegsrath nimmt bey der Verurtheilung eines Verbrechers keine Rücksicht auf seine körperliche Beschaffenheit, sondern nur auf die gegen ihn angebrachte Klage. Er will aber nie, daß ein Mann zu Tode geschlagen werden soll. Kann er die ihm in dem Urtheile zuerkannte Strafe ertragen, so ist es gut; wo aber nicht, so überläßt er es dem Chirurgen, dieß zu bestimmen. Dieser ist gleichsam derjenige, der die Strenge, wozu jener durch die Gesetze verbunden ist, mäßigen muß, und wenn er diese Gewalt aus unzeitiger Gefälligkeit

gegen

gegen die Offiziere ungenützt läßt, so handelt er strafbar. Der Chirurg kann das Leben nicht wieder geben, und er darf also auf keinen Fall ein gleichgültiger Zuschauer dabey seyn, wenn dieses durch die Strafe in Gefahr gesetzt wird, da es sein Amt erfordert, für die Erhaltung desselben zu sorgen.

Sollte ja ein Mann, der im Kriegsrathe Sitz und Stimme hat, diese Blätter des Durchlesens werth halten, so bitte ich, so beschwöre ich ihn, das Verbrechen wohl zu erwegen, die Anklage genau zu untersuchen, und alsdann auch dem Beklagten sein Ohr nicht zu versagen. Nie muß er sich vom Vorurtheile lenken lassen, und in zweifelhaften Fällen immer der Güte Gehör geben. — Es kommen wirklich oft solche vor, wo die Unschuld, ungeachtet der größten Sorgfalt die Wahrheit zu erkennen, dennoch unverdienter Weise die Strafe des Schuldigen leiden muß.

Ich erinnere mich eines solchen Falles, der dem Kriegsrathe gar nicht zur Last gelegt werden konnte. Ein Soldat war von der Patrouille, außer seinem Quartiere, nach der bestimmten Zeit, ohne Hut gefunden worden, und wurde von dieser zum Wachtoffizier geführt, der ihn seiner Pflicht gemäß einsperen ließ. Die Befehle waren eben damals streng, weil Klagen von der Bürgerschaft über die Soldaten eingegangen waren. Der Ort

und

und die Zeit, wo und wann er, besonders ohne Hut, gefunden worden, entkräfteten seine gegründeten Entschuldigungen. Einmahl hatte er den Befehl überschritten, und zweytens beschuldigte ihn sein Wirth, obwohl ungerechter Weise, eines übeln Betragens, und so mußte er vom Kriegsrathe zu fünfzig Streichen verurtheilt werden. Der arme Mann versicherte mich während der Kur seiner Unschuld, und selten haben mir Gestrafte während derselben ein falsches Geständniß von ihrer Schuld oder Unschuld abgelegt. Aber ich entdeckte die Wahrheit zu spät, um ihm nutzen zu können. Er hatte seine unverdiente Strafe schon überstanden.

Nicht alle Regimenter haben gleiche Strafen. Bey einigen ist das sogenannte Gassenlaufen gewöhnlich. Diese Art scheint mir weit grausamer, als die Streiche an den Spießen. Hier bedient man sich statt der Riemen der Ruthen. Das ganze Regiment steht in zwey Reihen gegen einander, und jeder Gemeiner ist mit einer Ruthe versehen. Der Verurtheilte lauft nackt durch die beyden Reihen, und erhält von jedem Manne einen Hieb. Hier ist es unmöglich auf die Richtung der Schläge Acht zu geben, und die Rippen werden eben sowohl als die Schultern verwundet; ja ich glaube ganz gerne, daß vom Halse bis zu den Hüften keine unverletzte Stelle zu finden seyn mag.

Bey andern Regimentern wird abwechslend auf den Rücken und Hintern gepeitscht. Gegen diese Art habe ich weniger als gegen die vorige einzuwenden, da der Hintere eben sowohl als die Schultern eine mäßige Strafe ohne Nachtheil ertragen kann.

Auch in Ansehung der Art, wie die Streiche gegeben werden, herrscht bey verschiedenen Regimentern ein Unterschied. Bey einigen Kavallerieregimentern soll es gewöhnlich seyn, zwischen zweyen Streichen eine solche Pause zu machen, daß während derselben zehn gezählt werden können. Ich muß dieses langsame Verfahren, als eine grausame Vermehrung der Strafe, für tadelhaft erklären. Denn wenn sie geschwinder gegeben werden, so hat der Bestrafte weniger Zeit nachzudenken, und fühlt also seine Strafe weniger. Ich hoffe jedoch, daß da, wo dieser Gebrauch zur Verlängerung der Schmerzen eingeführt ist, zur Entschädigung die Zahl der Streiche vermindert wird; denn zweyhundert auf diese Art müssen ungleich schmerzhafter seyn, als sechs oder acht Hundert, auf die gewöhnliche Weise beygebracht.

Von andern Strafen z. B. dem Flintentragen, Eselreiten u. s. w. kann ich wenig sagen, da ich selten Gelegenheit gehabt habe, sie zu sehen. Ich glaube auch, daß sie nicht so gewöhnlich oder gefährlich sind, als die erwähnten, und ich weiß nicht,

ob der Chirurg dabey etwas zu beobachten hat, oder nicht.

Ich habe zwar im Verlaufe dieses Kapitels gegen das Peitschen als eine zu strenge Strafe geredet; doch wenn man die Natur der Verbrechen, welcher sich die Soldaten zuweilen theilhaft machen, betrachtet, so verliert es viel von seiner Grausamkeit. In manchen Fällen sind ihre Vergehungen von der Art, daß sie den Galgen verdienen, und deßhalb dem bürgerlichen Gerichte übergeben werden müssen. Im Verhältniß mit diesem schimpflichen Tode, verliert das Streichen an den Spießen von seiner Strenge, und es kann als eine Begnadigung oder Gelindigkeit angesehen werden.

Ueberhaupt bleibt es immer wünschenswerth, daß diese Strafungsart gegen eine andere, minder grausame, möchte verwechselt werden können, da sie mehr Barbaren, als gesitteten Völkern angemessen ist. Doch ich darf über diesen Gegenstand nichts weiter sagen, da er zu meinem Fache nicht gehört, und ich auch nicht im Stande bin, etwas anders an dessen Stelle vorzuschlagen. Es bleibe also der Einsicht eines weisen Gesetzgebers überlassen.

(1) Es dürfte viel schicklicher seyn, wenn in einem ähnlichen Falle der Chirurg dem Offiziere zuvorkäme, ohne zu warten, bis ihn dieser ermahnt, anzusuchen, daß dem Soldaten die Strafe möchte nachgelassen werden.

(2) Bey der österreichischen Armee ist jetzt die Strafe der Stockstreiche auf den Rücken gänzlich aufgehoben; und in Stockstreiche auf die Hinterbacken verwandelt worden, blos auf dem Exerzierplatze, und bey einigen andern Gelegenheiten, wo sich der Soldat etwas zu Schulden kommen läßt, das aber zu unerheblich ist, als daß es nöthig wäre, bey dem Kommando anzumelden, erlaubt man sich, ihn durch einige Stockstreiche auf den Rücken zu bestrafen. Brustfellentzündungen, die nicht selten tödlich wurden, oder doch langwierige Brustkrankheiten nach sich zogen, waren die gewöhnlichern Folgen von dieser Art zu strafen. Bey einigen Regimentern hält aber der gemeine Mann, Stockstreiche auf die Hinterbacken, für eine größere Strafe, weil, wie sie behaupten, gewöhnlich nur Diebe auf diese Art gestraft werden.

Das Gassenlaufen, wo der Delinquent durch 300 in Reihen gestellte Mann, zehn- oder auch mehrmal, mit entblößtem Rücken auf und ab laufen muß, und von jedem, so wie er bey ihm vorbeykömmt, mit einer sogenannten Spitzruthe einen Streich bekömmt, ist eine bey der österreichischen Armee übliche Bestrafungsart. Wenn auch das Peitschen für sich selbst gewöhnlicher Weise keine bedenkliche Zufälle verursacht, so hat doch das Laufen nicht selten die übelsten Folgen. Denn da der Delinquent glaubt, daß er durch ein schnelleres Laufen vielen Streichen entkommen könne, so erhitzt er sich dadurch ungemein: oft bleibt ihm der Athem aus; er trinkt wegen übermäßiger Hitze viel und gähe, und man kann es ihm, da er sich nach dem Trunk als nach einer Labung sehnt, kaum versagen; hierauf bekömmt er oft Lungenentzündungen, durch die er meistens in

die äußerste Gefahr geräth, und nicht selten auch sein Leben einbüßt. Die durch die Ruthen verursachten Wunden heilen meistens durch Bähungen mit einem Absude von Wundkräutern. Ich will zur Ehre unserer Zeiten nicht vermuthen, daß es noch Offiziere giebt, die den Befehl ertheilen, den zerfleischten Rücken des Soldaten mit Essig und Salz zu reiben, oder daß Chirurgen sich als ein Werkzeug einer vielleicht übertriebenen Rache gebrauchen lassen, und einen solchen Befehl befolgen werden; denn die Schmerzen, welche durch diese Behandlungsart verursacht werden, sind nach der Aussage derjenigen, die sie ausstehen mußten, viel heftiger und grausamer, als jene, die sie während der Exekution fühlten.

Dreyzehntes Kapitel.

Vom Nutzen der Versuche, und von den schädlichen voreiligen Voraussagen.

Ein Regimentschirurg hat häufig Gelegenheit, mit neuen und ungewöhnlichen Mitteln Versuche anzustellen, und billig sollte es sich jeder angelegen seyn lassen, diese zum Vortheil seiner Kunst zu nutzen. Der Soldat, wenn er einmal auf die Krankenliste geschrieben ist, ist ganz der willkührlichen Behandlung seines Arztes überlassen; und er kann also die von andern angewandten Mittel wiederholen und prüfen, oder auch Versuche mit neuen anstellen, und so zum Besten der praktischen Heilkunde nützliche Entdeckungen machen.

„Ein Versuch, sagt ein gelehrter Schriftsteller, unterscheidet sich dadurch von einer Beobachtung, daß sich die Kenntniß, welche wir durch letztere erlangen, uns gleichsam von selbst darbietet; da im Gegentheil jene, die durch den Versuch erworben wird, das Resultat einer Unternehmung ist, und Erfahrung genannt wird.“

Ein Arzt, der sorgfältig auf alle Erscheinungen bey einer Krankheit Acht giebt, stellt Beobachtungen an; der aber, welcher im Verlauf der Krankheit mit einem gewissen Mittel einen Versuch anstellt, und dessen Wirkung genau bemerkt, macht Erfahrungen.

Daß die Mittel, mit denen man Versuche anstellt, oft mehr Unkosten machen, als die gewöhnlichen, ist nicht zu läugnen; allein der Chirurg, dem es um die Erweiterung seiner Kenntnisse und Einsichten zu thun ist, wird sich dadurch nicht abschrecken lassen. Er wird sich für das wenige Geld, welches er in dieser Absicht ausgiebt, durch das angenehme Bewußtseyn, sich und andern damit zu nutzen, hinlänglich belohnt fühlen.

Durch Versuche dieser Art wird er in den Stand gesetzt, voreilige Schlüsse zu wiederlegen, oder richtige Folgerungen noch mehr zu bestätigen. Er muß sich also nicht blos auf solche Arzeneyen einschränken, die schon allgemein aufgenommen sind; sondern auch solche wählen, die noch neu sind, und deren Wirksamkeit noch nicht hinlänglich entschieden ist. Nur mit solchen, die der Gesundheit offenbar Gefahr drohen, muß er an menschlichen Körpern keine Versuche anstellen.

Hat der Chirurg Gelegenheit dazu, so kann er auch chemische Versuche machen, obwohl dieß beym Militär nicht immer bequem geschehen kann.

Die

Die zur Untersuchung der verschiedenen Luftarten nöthigen Werkzeuge sind nicht sehr kostbar, und wenn auch diese Versuche keinen Nutzen in der Praxis gewähren, so dienen sie doch zu einer angemessenen Unterhaltung in müßigen Stunden. Er kann auch die verschiedene Stärke der Arzeneymittel in Absuden und Aufgüßen erforschen, und auf diese Art einsehen lernen, in welchen Theilen einer Substanz, ob in den harzigten oder gummichten (ich rede von Pflanzen) ihre vorzüglichste Kraft steke, und in welchem Verhältnisse diese Theile darin enthalten sind; Entdeckungen, die ihm vielleicht einst in seiner künftigen Praxis wesentliche Vortheile gewähren können.

Mit eben so wenig Mühe sind auch die Versuche verbunden, um die antiseptische Kraft verschiedener Arzeneykörper mit einander zu vergleichen, und sich selbst von der Wahrheit oder Unwahrheit desjenigen, was verschiedene Schriftsteller über diesen Gegenstand gesagt, zu überzeugen. Vielleicht ist er so glücklich dabey, noch etwas zu entdecken, was von ihnen bey ihren Versuchen übersehen worden, und das zu einer richtigern Erklärung ihrer Wirkungsart, folglich auch zu einer bessern Bestimmung ihrer Anwendung auf oder in den menschlichen Körper dienen kann.

Die Versuche muß er mit aller möglichen Sorgfalt anstellen. Das kleinste Versehen dabey, kann im Resultat einen wichtigen Unterschied bewirken, und so unbedeutend als es Unerfahrenen scheinen mag, doch zu sehr irrigen Folgerungen verleiten.

Von solchem Versehen rührten zuverlässig die verschiedene Resultate gleicher Versuche von verschiedenen Personen her, wovon man in den Schriften der Aerzte und Philosophen so häufige Beyspiele findet, und worüber jeder, der nur einiger Maßen in diesen Wissenschaften bewandert ist, bey seinen Versuchen zu klagen Ursache haben wird. Wie vielen Witz findet man nicht oft dabey unnütz verschwendet! wie viele Verwirrung wird nicht dadurch verursacht! wie oft ist Wahrheit, anstatt daß man sie hätte aufklären sollen, nur noch mehr verdunkelt, und der Schüler dadurch in eine solche Verlegenheit versetzt worden, daß er, da er sich von lauter Ungewißheit und Zweifel umringt sahe, die edelsten Wissenschaften zuletzt selbst verabscheute.

Wenn man einen Versuch am menschlichen Körper machen will, so muß man vorläufig manches in Erwägung ziehen z. B. das Alter, die Konstitution des Kranken, die vormaligen Krankheiten desselben, und deren Einfluß auf die Beschaffenheit seines Körpers, die gegenwärtige Krankheit und deren Dauer; die Beschaffenheit seines Harnes,

Puls

Pulses, Athemholens; in Ansehung des letztern, ob es frey ist oder nicht, und woher das Fehlerhafte desselben rühren mag. Selbst seine Lage im Bette verdient bemerkt zu werden; ist sie unbequem, so kann sie das Athemholen erschweren, den Puls verändern; Umstände, die ein weniger aufmerksamer Beobachter leicht verkennen, und der zuletzt gegebenen Arzeney zueignen, oder aber von einer gefährlichern in der Natur des Kranken gelegenen Ursache, z. B. von einem Fehler in den Werkzeugen des Athemholens selbst, herleiten würde.

Diese und manche andere gering scheinenden Umstände müssen genau erwogen, und ihren wahren Quellen zugeschrieben werden, wenn man die Kräfte eines Heilmittels berechnen, und ein richtiges Resultat von einem Versuche bestimmen will; denn, wenn alle oder auch nur eine von diesen Ursachen Statt haben, so können sie leicht täuschen, und zu einem falschen Schluße verleiten. Wahrscheinlich beruht es hierauf, daß manches Arzeneymittel sein Ansehen erhält, welches doch bey genauer Untersuchung dasselbe nicht verdient, und daß ein anderes sein Ansehen verliehrt, da es doch wirklich schätzenswerth ist. Die vielen Widersinnigen Zusammensetzungen, welche von Zeit zu Zeit gegen die Bisse toller Thiere gelobet worden, dienen zur Bestätigung des erstern, und die einstmalige Verachtung der Chinarinde zum Beweise des letztern.

Ein genaues und getreues Verzeichniß aller Zufälle vom Anfange des Versuches an, so wie aller Veränderungen, die sich beym Kranken ereignen, ist unumgänglich nöthig; denn Beobachtungen müssen überhaupt, besonders aber bey Versuchen, genau, deutlich und getreu seyn. Aber dieß ist noch nicht genug. Es wird, um Versuche mit glücklichem Erfolge anzustellen, ein besonderes Genie, eine Stimmung des Geistes dazu erfordert, die man selbst durch den mühsamsten Fleiß nicht erlangen kann. Einige behaupten zwar, daß dem Genie zuviel zugeschrieben werde, und wollen es sogar für ein Unding erklären; allein Erfahrung und Beyspiele widerlegen ihre Behauptung.

Wer wird es läugnen, daß Newton mehr Geschmack, mehr Neigung und Genie für die Mathematik als für die Poesie oder für einen andern Zweig der schönen Wissenschaften hatte? Nach meiner Einsicht, würde er sich durch den angestrengsten Fleiß nie die Geschicklichkeit erworben haben, ein Gedicht, wie das verlohrne Paradies des Miltons, zu verfertigen; aber eben so wenig läßt sich mit Grunde behaupten, daß Milton je das Naturgesetz der Schwere und der anziehenden Kraft entdeckt hätte, oder daß er darauf verfallen wäre, einen Sonnenstrahl in sieben verschiedene Farben zu zerlegen.

Selbst bey den einzelnen Wissenschaften der Arzeneykunde zeigt sich die Macht des Genies. Jede derselben wird von einem, mit wahrem Geschmacke, mit mehrerem Eifer, mit glücklicherem Erfolge bearbeitet, als von einem andern, und wahrscheinlich besitzt jedes Individuum eine besondere Vorliebe zu einer Beschäftigung, ohne daß sie ihm durch Beyspiel, Nachahmung oder Gewohnheit wäre eingeflößt worden. Diese natürliche Anlage bestimmt meiner Einsicht nach das, was man unter dem Ausdruck: Genie zu einer Sache haben, versteht.

Helvetius, Johnston, und Smith behaupten ebenfalls, daß der Mensch durch Fleiß alles werden kann; allein ich wiederhohle es. Dieß kann ohne Einschränkung schwerlich angenommen werden, wenigstens machen die Dichtkunst und die schöne Künste offenbar eine Ausnahme. Genie bezeichnet eine lebhafte Neigung zu einer besondern Beschäftigung, verbunden mit der dazu erforderlichen Fähigkeit, wodurch ein Mann Muth, Standhaftigkeit und Stärke erhält, alle Schwierigkeiten zu überwinden, die sich seinem Bemühen einen Fortgang, darin zu machen, widersetzen. Wo diese Neigung, diese Fähigkeit fehlt, ermüdet der Geist bald, wenn er Schwierigkeiten findet, und er erhebt sich nie zum Vortreflichen. Vielleicht schreibt man dem Genie zu viel zu; aber es ganz

läug-

läugnen wollen, gestattet die tägliche Erfahrung nicht.

Ich kehre zurück. Es sey mir erlaubt anzunehmen, daß der Chirurg das, was ich Genie nannte, wirklich besitzt, daß er einen natürlichen Trieb in sich fühlt, die verschiedenen Theile seiner Kunst mit Eifer zu betreiben — denn wenn dieß nicht der Fall ist, so hätte er besser gethan, sich diesem Berufe nie zu widmen, sondern denjenigen Stand zu wählen, wozu ihm die Natur Neigung und Anlage gegeben — Wenn er bey dieser Stimmung seines Geistes die verschiedenen Versuche der Schriftsteller liest, so wird er zuverläßig dabey den Wunsch fühlen, sich von ihrer Richtigkeit durch eigene Erfahrung zu überzeugen; zuweilen wird er an der Wahrheit der angegebenen Resultate zweifeln, weil es ihnen, seiner Einsicht nach, an der erforderlichen Wahrscheinlichkeit fehlt, oder er wird dadurch zu neuen Versuchen angereitzt, um die Zahl anderer zu vermehren. Ich sage, er zweifelt wegen Mangel an hinlänglicher Wahrscheinlichkeit; denn nur ein solcher Zweifel kann als ein Beweis seines Scharfsinnes und seiner Beurtheilungskraft angesehen werden. Ein mittelmäßiger oder schwacher Geist wird selten von Zweifeln beunruhiget werden, er glaubt alles, was er hört oder liest.

Dieser Grundsatz darf niemand sonderbar scheinen. Schon Zimmermann, dieser große Beobachter, hat dasselbe gesagt, „ der Mann von Genie ist allein fähig, sagt er, die Grade der Wahrscheinlichkeit zu bestimmen, und deßhalb kann auch er allein, ein großer Staatsmann, ein großer Krieger, ein großer Arzt werden. Ein solcher Mann weiß gehörig zu zweifeln, wenn er die Gründe, welche eine Sache glaubhaft machen sollen, nicht gültig genug findet; er weiß aber auch, wie er sich zu benehmen hat, wenn diese Gründe die Zweifel, welche man dagegen einwendet, überwiegen. So zu zweifeln ist nicht das Vorrecht mittelmäßiger Geister " — Mit Recht setzt er aber noch hinzu „ Wer blos zweifeln kann, ist unfähig als ein Mann von Genie zu handeln. Gar nicht zweifeln und zu viel zweifeln, ist beydes dem Manne von Genie und Beurtheilungskraft gleich unanständig.

Wenn also der Chirurg Versuche anderer bey lebenden Menschen wiederhohlen will, so muß er den, welchen er nachahmen will, sorgfältig durchlesen, und alle dabey vorgekommenen Umstände genau merken. Dann muß er eine schickliche Gelegenheit zu seinem Vorhaben suchen. Dem Versuche muß er alle Gerechtigkeit wiederfahren lassen, sowohl in Rücksicht desjenigen, der ihn zuerst angestellt, als desjenigen, was er zum Wachsthum

der

der Heilkunde und Beförderung der Wahrheit beytragen kann. Die Subjekte, welche zum Versuche gewählt werden, müssen sich, so viel immer möglich, gleich seyn, sonst kann er seinen Versuch keine Prüfung nennen, noch ihn auf irgend eine Art, als eine Bestätigung oder Widerlegung des Versuches, den er wiederhohlet hat, angeben. Ich wiederhohle hier noch einmahl, daß man nie einen Versuch wagen darf, der dem Leben des Kranken Gefahr droht; denn dieses würde eine strafwürdige Vermessenheit verrathen.

Heilmittel, welche lange Zeit als Arkana im Rufe gestanden, können, wenn es thunlich ist, chemisch zerlegt, und so ihren Kräften nachgeforscht werden. Findet man alsdann, daß sie Bestandtheile enthalten, die Wirksamkeit versprechen, so kann man in Krankheiten, bey denen sie als heilsam angerühmt worden, in mäßiger Dosis, und mit sorgsamer Vorsicht, Versuche damit anstellen.— Denn, obwohl die meisten Arkana und Hausmittel aus gewöhnlichen Substanzen bestehen, und die Vorschriften derselben, wann sie nicht aus Gewinnsucht verheimlichet würden, oft nichts weniger als außerordentlich sind, so findet man doch zuweilen ein und das andere Mittel darunter, das sehr wirksam ist, und das nur aus den vorhin angegebenen Ursachen, bey den geprüften Aerzten in Verfall gerathen. Solche Mittel kann er durch seine

vora

vorsichtige Versuche den Händen der Empiriker entreissen, und ihnen wieder das gebührende Ansehen erwerben.

Der Arsenik mag zum Beyspiele dienen. Der Gebrauch dieses Minerals, obwohl es vormals von Aerzten verordnet worden, wurde nachher von ihnen eine sehr lange Zeit aus der Praxis verbannt. Vielleicht war die Entdeckung der China eine von den Veranlassungen, die dieses bewirkte. Ein gewisser Edward, Empiriker, bediente sich in unsern Tagen dieses Mittels als eines Arkanum, unter dem Namen, geschmackloser Fiebertropfen. Der glückliche Erfolg, womit er Wechselfieber damit heilte, blieb der medizinischen Fakultät nicht unbekannt; doch war D. Fowler von Schafford der erste, welcher dieses geheime Mittel untersuchte, dessen Natur bestimmte, und Versuche nicht allein bey Fiebern, sondern auch bey andern Krankheiten damit anstellte.

Aehnliche Versuche sind nachher von mehrern Aerzten sowohl auf dem Lande, als in der Stadt wiederhohlet worden, und obwohl es jeder in einer verschiedenen Dosis gab, so bezeugen sie doch insgesammt, einen guten Erfolg davon gesehen zu haben. Fowler liefert davon viele Beyspiele, und D. Willan sieben, wo es in Fiebern mit Nutzen verordnet worden ist. Letzterer setzt zum Beschlusse hinzu: „Ich habe die angeführten Fälle

um-

umständlich beschrieben, weil sie die ersten sind, welche von der Wirksamkeit dieses Mittels angeführt werden, und deßhalb mehrere Aufmerksamkeit erforderten. Ins künftige dürfte es blos nöthig seyn, die Zahl der damit Behandelten anzugeben. Die Auflösung wurde noch ungefähr 40 andern, die mit verschiedenen Arten von Wechselfiebern behaftet waren, verordnet, und ihre Wirkung war jedesmal heilsam und schnell. Er bediente sich der Vorschrift des D. Fowlers.

Ich habe es ebenfalls für meine Pflicht gehalten, mit diesem Mittel Versuche anstellen, und innerhalb zehn Monaten habe ich es in verschiedenen Fällen mit Nutzen, und ohne irgend eine schädlichen Zufall verordnet. Meine Vorschrift ist einfacher, als die des D. Fowlers. Ich habe es unnöthig gefunden, Salpeter oder Alkali damit zu verbinden, noch auch das Wasser, worin ich es auflößte zu distilliren. Ich nehme sechs Unzen von gemeinem Wasser, und thue 12 Gran gepülverten weissen Arsenik dazu. Diese Mischung setze ich in einer Hitze von 212 Grad, oder wobey das Wasser siedet. Die Phiole ist nur leicht verstopft, um der Luft, die sich etwann entwickelt, einen Ausweg zu verschaffen. Während der Auflösung muß die Phiole dann und wann geschüttelt werden, obwohl ich nicht glaube, daß dieß unumgänglich nöthig ist. In weniger als drey viertel

Stun-

Stunden ist die Auflösung sodann vollendet. Wenn das Gefäß abgekühlt ist, wird es, da es schon vorher gewogen worden, nochmals gewogen, und soviel gemeines Wasser, oder, um der Auflösung eine Farbe zu geben, Lavendelgeist hinzugethan, damit das, was während des Prozesses verdunstet ist, wieder ersetzt wird. Auf diese Art kann die Dosis genauer berichtiget werden. Ein Umstand, den ich für wichtig halte. Ich habe meine Auflösung verschiedenen Aerzten in der Nachbarschaft mitgetheilt, mit dem Ersuchen, sich ihrer bey vorkommenden Fällen zu bedienen, um ihre Erfahrungen sammeln, und so aus allen Versuchen den Werth oder Unwerth dieses Mittels bestimmen zu können. In allen Fällen, von denen ich Wissenschaft erhalten, hat es sich heilsam bewiesen.

Ich bin also überzeugt worden, daß dieses Mittel in vielen Fällen, besonders bey Wechselfiebern, sicher und wirksam ist, wenn es mit jener Vorsicht und Behutsamkeit gegeben wird, die wahre Aerzte, bey jeder wirksamen Arzeney zu beobachten verbunden sind. — Die Einwendung, daß es eines der heftigsten unter den bekannten Giften sey, hat keinen Grund; da man sich täglich verschiedener anderer Mittel bedient, bey welchen die Einwendung ebenfalls gemacht werden kann, z. B. bey dem ätzenden Queckſilbersublimat. — Solche wirksame Substanzen machen den gebräuchlichsten und

nütz-

nützlichsten Theil der in der Materia medika vorkommenden Artikeln aus, und bey denen man sich in Besiegung der Krankheiten den besten Erfolg versprechen kann. Dieß ist aber auch ein wichtiger Grund, wirkliche Aerzte anzustellen, und die Empirie und Quacksalberey zu unterdrücken.

Der Arsenik ist aber, ausser bey Wechselfiebern, auch noch bey andern Krankheiten heilsam befunden worden. — Hr. Regimentschirurg Hamilton sagt, daß er mit meiner Auflösung eine Fallsucht bey einem Soldaten geheilt habe. Ich habe sie ebenfalls in dieser Absicht, aber ohne Erfolg versucht. — Doch war die Krankheit schon eingewurzelt, und es sind zahllose Arzeneyen von verschiedenen Aerzten, zu verschiedenen Zeiten, seit mehreren Jahren dagegen gebraucht worden. Ueberhaupt genommen bleibt es Pflicht des Arztes, die Versuche anderer nachzuahmen, und neue anzustellen, wenn er Gelegenheit dazu hat. (1)

Im Monath September und Oktober 1781 wurden viele Soldaten mit der, vom Prof. Cullen unter dem Nahmen Typhus beschriebenen, Krankheit befallen. Die gewöhnlichen Zufälle, mit unterdrückten Lebensgeistern, und plötzlicher Entkräftung machten die Krankheit aus. Bey einigen war der Kopf sehr eingenommen; andere fühlten nur einen Schwindel mit wenigen Schmerzen. Kälte und Hitze von kurzer Dauer wechselten miteinander ab.

Diese

Diese waren aber zuweilen so heftig, daß mir die Kranken ihre Zufälle als ein alltägliches Fieber beschrieben. Der Puls war überhaupt, oder doch größtentheils nur wenig schneller. Der anhaltende Durst und die dürre Zunge, waren Zufälle, um die Natur der Krankheit zu erkennen, und sie leicht vom Wechselfieber zu unterscheiden, wo alle Zufälle in der Intermission größtentheils verschwinden, und der Kranke sich ganz wohl befindet.

Die Witterung war sehr veränderlich. An einem Tage regnete es; am andern war es heiter und warm, ein Reif, der über Nacht fiel, machte einen großen Theil des folgenden Tages kalt und feucht. Das Regiment war nur leicht gekleidet, weil es den Leuten nicht erlaubt war — Aus Ursachen, die dem Befehlshaber am besten bekannt seyn mußten — ihre neue Kleidung vor dem Anfange des Dezembers anzulegen. Dieses waren offenbar die äußern Veranlassungeu des Fiebers. Die unordentliche Lebensart der Soldaten konnte als die Gelegenheits-Ursache angesehen werden. Bey dieser Krankheit habe ich jedoch immer eine Ansteckung geargwohnet, obwohl ich sie zu beschreiben nicht fähig bin.

Nur bey sehr wenigen Fällen fand ich reichliches Aderlassen nöthig. Ich bin überhaupt, wenn nicht dringende Ursache es erfordern, sparsam da-

mit, weil ich oft bemerket, daß es, zur unschicklichen Zeit vorgenommen, die Genesung nicht allein zweifelhaft macht, sondern auch die Krankheit verzögert. Einige starben, nachdem sich die Krankheit bis zum 27 Tage hingezogen; die meisten wurden aber wieder hergestellt.

Um eben diese Zeit erhielt ich aus Edimburg ein Buch, betitelt: Physiological Disquisition and Enquiry into the Principles and common Practice in Fevers von D. Browe, worinn eine Behandlungsart derselben empfohlen wird, die auf Grundsätzen gebauet ist, welche von den gewöhnlichen sehr verschieden sind. Zur Bestätigung derselben werden zahlreiche Beyspiele angeführt, wo die Methoden mit glücklichem Erfolge angewendet worden, so wie im Gegensatze mehrere Fälle angezeigt sind, die, da die Kranken nach der alten im königl. Krankenhause zu Edimburg gewöhnlichen Art behandelt worden, einen unglücklichen Ausgang gehabt haben sollen.

In dieser Abhandlung, die D. Jones bekannt gemacht, werden viele scharfsinnigen Gründe angegeben, um die Leser zu überzeugen, daß alle nosologischen Eintheilungen der Krankheiten keinen Beyfall verdienen, und daß alle Geschlechter und Arten ꝛc. ꝛc. derselben auf zwey Klassen, nämlich die von Schwäche, Asthenia, oder von einem zu hohen Grade der Gesundheit, Phlogosis, herrühren,

zu-

zurückgeführt werden können. Ich erfuhr zugleich, daß diese Theorie bey Unpartheyischen, und selbst bey vielen, die vormals dem System von Cullen zugethan gewesen, Beyfall gefunden habe.

Bey Krankheiten der ersten Klasse müssen stärkende, reitzende Mittel gebraucht werden, und diejenigen, welche am schnellesten wirken, und sich am leichtesten durch die Säfte vertheilen, (most diffusible) um mich des Verfassers Ausdruckes zu bedienen, verdienen den Vorzug. Er empfiehlt deßhalb Wein, Brandwein, Opiatmittel und flüchtiges Laugensalz, in solcher Menge gegeben, als bisher nie gewagt worden, besonders in Ansehung des Mohnsaftes; und die fast immer schnell erfolgte Besserung, die als zuverläßig angegeben wird, soll den Werth dieser Lehre beweisen.

Entschlossen, die Wahrheit, so weit nur immer möglich, zu entdecken, und an keine Meinung sklavisch gebunden, nahm ich mir vor, bey erster Gelegenheit Versuche nach dieser Lehre, die so vortheilhaft geschildert worden, anzustellen. Von sechs Kranken, die von dem bereits erwähnten Fieber befallen waren, wählte ich einen, der mir besonders zum Versuche geschickt schien. Er hatte alle Zufälle der Schwäche, so, daß ich in Ansehung der Natur desselben nicht getäuscht werden konnte. Da die Soldaten meistentheils schon mehrere Tage krank sind, ehe sie sich auf die Krankenliste ein-

schreiben lassen, weil sie sich vor dem Spitale scheuen, so war auch bey diesem, so viel ich entdecken konnte, schon der eilfte Tag des Fiebers. Hier ist die Geschichte: Bates — hatte alle Zufälle des gewöhnlichen Typhus (unter Typhus wird hier das bey uns sogenannte Faulfieber verstanden —) Kopfschmerz, eine dürre Zunge, Entkräftung, schlaflose Nächte, Röthe der Wangen, Delirium; der Puls schlug ungefähr 74mal in einer Minute.

Um eilf Uhr Vormittags ein Trank von Sp. C. C. mit 40 Tropfen von der thebaischen Tinktur — Eine Stunde nachher stieg der Puls auf achtzig Schläge. Das Opiat verursachte keinen Schlaf. Er delirirte so heftig, wie vorher. — Sein Zimmer wurde verdunkelt, und alles Geräusch, soviel immer möglich, entfernet.

Um 4 Uhr Nachmittag machte der Puls 76 Schläge und war klein. Er delirirte wie vorher — Ich muß bemerken, daß er einige Nächte vorher, ehe dieser Plan befolgt wurde, wenig geschlafen, und immer delirirt hatte. Die Arzeneyen wurden so, wie beym erstem Besuche, wiederhohlet. Innerhalb fünf Stunden hatte er also nicht weniger als zwey Quentchen Hirschhorngeist mit achzig Tropfen von der thebaischen Tinktur erhalten. Doch, da dieses in Vergleich mit jener Menge, die D. Brown empfohlen hatte, noch immer wenig war, so hätte ich dieses keinen eigent-

lichen

lichen Versuch nennen können, wenn ich diese Methode nicht weiter verfolgt hätte.

Um halb acht Uhr, drey und eine halbe Stunde nach meinem ersten Besuche, fand ich den Kranken ruhig, und wie mir die Wärterinn sagte, war er es schon seit einiger Zeit gewesen. Als ich ins Zimmer trat, öfnete er die Augen, die roth und traurig waren, und fieng an, verwirrt zu reden; doch nannte er mich beym Nahmen, sobald ich näher kam. Ich ließ ihm eine Theeschale voll rothen Wein geben. Der Puls schlug 80mal. Um halb neun Uhr besuchte ich ihn wieder — wieder eine Theeschale voll rothen Portwein, welches auch um zehn Uhr wiederhohlet wurde. Mit der letzten erhielt er 25 Tropfen von der thebaischen Tinktur — Um zwölf Uhr in der Nacht, da ich nochmals zu ihm gieng, ließ ich ihm noch eine Theeschale voll Wein geben. Innerhalb eilf Stunden hatte er also 105 Tropfen folglich 7 Gran Mohnsaft von der thebaischen Tinktur erhalten.

Von neun an, bis zum andern Morgen um acht Uhr, hatte er ungefähr eilf Unzen warme Fleischbrühe getrunken. Der Puls schlug 80mal. Die Zunge war feucht. Ich faßte nun Hoffnung zur Wiedergenesung, obwohl das Delirium noch anhielt. Die angefangene Methode wurde fortgesetzt, er bekam 40 Tropfen von der thebaischen Tinktur mit einer Schale Wein, und diesen Tag

nichts

nichts weiter. Die Zufälle dauerten fort. Am folgenden Morgen um zehn Uhr, waren seine Brust und seine Schultern mit Flecken bedeckt — der Puls schlug 76mal, er schien betäubt zu seyn; drehte das Weisse des Auges etwas aufwärts, war demungeachtet aufmerksam, wenn ihm zugeredet wurde, nannte mich beym Nahmen, klagte, daß er heftig krank sey, und versuchte, aber vergebens, Wasser zu lassen. Seit gestern Nacht hatte er eine Schale Fleischbrühe getrunken. Um ein Uhr Nachmittag bekam er eine Schale Wein.

Um zwey Uhr wiederhohlte ich meinen Besuch, und fand den Kranken ruhig — Um vier Uhr wieder eine Schale Wein — Um neun Uhr sang er, und redete verwirrt — seine Zähne und Lippen waren schmutzig, der Puls schlug 88mal — zwölf Schläge also öfter, wie am Morgen.

Da das Delirium, welches noch gar nicht nachgelassen, itzt zugenommen, und er an diesem Tage kein Opium erhalten hatte, so ließ ich ihm 88 Tropfen von der thebaischen Tinktur geben. — Eine Dosis, die ich vorher nie gewagt hatte. — Am folgenden Morgen um neun Uhr, fand ich ihn schlummernd, und die Wärterinn sagte mir, daß er die ganze Nacht hindurch ruhig gelegen sey. Der Puls war langsam und gleich — Ueberhaupt schien es mir, daß er sich besser befände. — Um eilf Uhr Nachmittag eine Schale Wein.

Ich wollte nun die Wirkung der letzten Gabe abwarten, und hielt also bis eilf Uhr des folgenden Morgens mit Arzeneyen inne. Ich fand ihn damals, nicht allein wie gewöhnlich delirirend, sondern er hatte auch Sehnenhüpfen und häufige Zuckungen. Der Puls war äußerst schwach und schlug 108mal. Sein Tod schien nun unvermeidlich. — Er erhielt eine Schale Wein; sein Kopf wurde noch einmal abgeschoren, und mit einem breiten Blasenpflaster bedeckt, nachdem er vorher ein Klystier erhalten, worauf ein Stuhl und Abgang des Harnes erfolgte.

Während meiner Anwesenheit sprang er plötzlich aus dem Bette, und ich befahl, daß er einige Minuten herumgeführt werden sollte. Das Delirium nahm zu. Die Augen waren wild. Um acht Uhr Abends schlug sein Puls 120mal und war weich. Es giengen zwey Spuhlwürmer ab. Am andern Morgen war er ruhiger, bekam eine Schale Wein, und um neun Uhr noch eine.

Das Opiatmittel war diese Nacht ausgesetzt worden, und erst am folgenden Abend erhielt er 105 Tropfen — Diese Dosis näherte sich etwas, doch bey weitem noch nicht ganz, der von D. Brown; denn der wenige Erfolg, welchen dieß Mittel bisher geleistet, schreckte mich ab, so weit damit fortzufahren, als er gethan. Das Delirium hatte gar nicht nachgelassen. Erst am fol-

gens

genden Abend bekam er wieder 110 Tropfen, jedoch mit keinem bessern Erfolge als vorher — Am folgenden Tage schien er sich besser zu befinden, obwohl sein Puls weich und geschwind war, und bald nachher 130 Schläge that. Ich verordnete für diesen Tag Fleischbrühe und Wein: allein gegen Abend starb er ganz ruhig.

Ich glaube, dieser Versuch wird Niemand ermuntern, diese Methode nachzuahmen; wenigstens bin ich auf imer abgeschreckt worden, irgend jemand nach den Grundsätzen des D. Brown's zu behandeln. Hier leistete das Opium keine Hülfe; ich bin vielmehr geneigt zu glauben, daß es schädlich gewesen, obwohl ich nicht behaupten kann, daß der Ausgang dieses Falles bey einer andern Heilungsart glücklicher würde gewesen seyn.

Vielleicht wird man sagen, daß ich zu furchtsam, und die Dosis, in welcher ich das Mittel gegeben, nicht hinlänglich gewesen; ferner, daß ich tonische Mittel z. B. die Chinarinde weggelassen. In Ansehung des letztern muß ich bemerken, daß mich dazu der Wunsch bewogen, genau den Fußstapfen des Urhebers dieser Lehre zu folgen, die in einigen der im erwähnten Buche angeführten Fällen, als die beste aller bisher erfundenen Methoden angerühmt wird. Doch ich will sie weder billigen noch verwerfen — Ich habe hier nur einen getreu, und genau beschriebenen Fall dem

Pu-

Publikum vorlegen wollen. Den Werth oder Unwerth dieses Systems zu entscheiden, dieß überlasse ich andern.

Störk hat dem Schierling (Conium maculatum L.) mehr Lob beygelegt, als er, nach den bey uns damit angestellten Versuchen, zu verdienen scheint; inzwischen bestätigen sie dessen Wirksamkeit bey verschiedenen Krankheiten, die vielleicht durch mehrere Beobachtungen einst noch näher wird bestimmet werden. Eben dieß kann auch in Ansehung der brownschen Methode gesagt werden, wenigstens ermuntert sie zum richtigen Gebrauch des Opium, ohne daß man es so hoch treiben wird, als es diese empfiehlt.

Graham, der berühmte Empiriker, lehrt uns, daß man ganz sicher den Aether in größerer Menge geben kann, als es je gethan worden, und die Suttons brachten zuerst durch ihre ausgebreitete Praxis das kalte Verhalten bey den eingeimpften Blattern allgemein empor. Obwohl nun wenige wahre Aerzte den erstern so reichlich geben, als Graham es gethan, oder das kalte Verhalten bey Eingeimpften (da es oft nicht minder tödliche Krankheiten als die Blattern selbst veranlaßt hat) so weit treiben, als die Suttons, so ist doch der Aether, sowohl als das kalte Verhalten, oft nützlich befunden worden. Vielleicht kann diese Bemerkung auch auf das brownsche System angewandt werden.

Am besten ist es, wenn man der weisen Regel der Schiffer eingedenk, die Mittelstraße hält, um in den erwünschten Hafen einzulaufen, indem der Scilla eben so Tod drohend ist, als der Charybdis.

In einer äußersten und höchst gefährlichen Schwäche hat D. Heysham 40 bis 50 Tropfen Mohnsaft mit flüchtigem Laugensalze verbunden, gegeben; seine Vorschrift ist folgende:

℞. Conf. cardiac. gr. XV.
Aquæ cinnam. ten. Semunc. —
— — — Spirit. drach. ij
Sp. Lavend. compos. drach. j. —
T. Theb. gutt. XL. vel -- gutt. L. —
Vol. alk. gutt. XXV —
M. f. haust. h. S. sumendus.

und er sagt, daß es ein schnelleres und allgemeiner wirkendes, reitzendes Mittel sey, als Wein und Brandwein. Vom Opium gab er mehr als gewöhnlich gegeben wird, und von letzterm oft zwey bis drittehalb Flaschen mit gutem Erfolge. Mehrere Schriftsteller, von Sydenham an bis auf unsere Zeiten, loben den Gebrauch des Mohnsaftes in Fiebern; aber ich habe keinen gefunden, der ihn in einer solcher Menge gegeben hätte, als D. Brown.

Professor Cullen redet nicht ungünstig vom Opium, als ein reitzendes Mittel betrachtet, in Nervenfiebern, wo die Lebenskräfte zu sinken anfangen, und nach seiner Meinung wirkt es auf eine ähnliche Art, wie der Wein. Er hält es besonders bey jedem Delirium, das von einem Reitze herrührt, für nützlich; bey einer inflammatorischen Beschaffenheit des Gehirnes aber, für nachtheilig.

D. Campbell hält den Mohnsaft vorzüglich im Anfange der Fieber für nützlich. Aber er sagt auch, „ich bin von angesehenen Männern, auf die ich alles Zutrauen setze, versichert worden, daß der häufigere Gebrauch des Mohnsaftes auch im spätern Zeitraum, wenn die Krankheit überhand genommen, und gefährlich geworden, einen glücklichen Erfolg gehabt. — Sie haben 120 Tropfen auf einmal gegeben. — Da ich aber kein Augenzeuge davon seyn konnte, wo es unter den erwähnten Umständen gegeben worden, so wage ich es nicht, entscheidend darüber zu sprechen. „ — In Rücksicht dessen, daß es für ein Gift gehalten wird, setzt er ganz schicklich hinzu: „Ich weiß nicht, ob die kleinste Gabe, welche unfähig ist den Tod zu verursachen, so wie die größte, welche ohne Nachtheil eingenommen wird, durch Versuche bestimmt werden kann. — Viel hängt von der individuellen Idiosynkrasie, von der besondern Constitution, die nicht immer a priori erkannt werden kann; von

dem

dem Grade und der Natur der krankhaften Beschaffenheit, von der Zeit, wenn der Mohnsaft gegeben wird, ab. — So wie eine Person, ohne allen Nachtheil, zweymal so viel Brandwein oder Wein verträgt, als eine andere, so kann dieß auch in Ansehung des Opium Statt haben. — Bey Zufällen von Schmerz, bey heftigem Schmerz selbst, bey hohlen Zähnen, bey der Mundsperre, kann es in einer Dosis gegeben werden, die für Gesunde Gift seyn würde.

Doleus erzählt einen Fall, wo ein Skrupel Opium bey einem Schmerze in den Gedärmen, in einem Klystier beygebracht, einen Schlagfluß und den Tod verursachte, und bey einer armen Frau, die bey der Abzehrung, aus Versehen zwey Dosis von der thebaischen Tinktur auf einmal nahm, fanden sich, wie D. Campbell bemerkt, schlafsüchtige Zufälle ein, auf welche innerhalb 24 Stunden der Tod erfolgte. — Eben dieser Schriftsteller sagt auch, daß bey Krankheiten, wo Opium wirklich angezeigt ist, das Uebermaß desselben eben so nachtheilig ist, als bey jeder andern. — Zur Bestätigung führt er folgendes Beyspiel an: Ein sonst kraftvoller robuster Mañ, ward oft mit heftigen Konvulsionen befallen. Eines Tages nahm er zwey Gran Mohnsaft in Substanz, und wiederhohlte dieß zum zweyten und drittenmahl, allezeit nach Verlauf zwey Stunden, ohne merkliche Wirkung.

Am

Am folgenden Tage nahm er drey Gran auf einmal, und eine Stunde nachher einen Gran, ohne auffallende Folgen. Die Krämpfe waren Tages darauf stärker als jemals, und er verschluckte deßhalb dreyzehn Gran in einem Zeitraum von fünf Stunden, ohne daß seine Konvulsionen dadurch im geringsten gemindert wurden; auch wurde dadurch weder Schlaf, noch Wahnsinn, oder Durst verursachet.

Nun mußte er des Tages viermal, jedesmal nach Verlauf einer Stunde, 40 Tropfen vom flüssigen Laudanum nehmen; aber auch dadurch wurde weder eine Verminderung seiner Krämpfe, noch irgend ein anderer Zufall bewirkt. Am folgenden Tage wurde die Gabe auf 80 Tropfen vermehrt, und viermal in gleichen Zwischenräumen wiederhohlet. Er schlief nach der vierten Dosis eine Stunde, und erwachte, dem Ansehen nach, in seiner gewöhnlichen Gesundheit. Seine Konvulsionen blieben sich noch immer gleich. Um zehn Uhr gieng er zu Bette, um zwölf Uhr fand ihn die Wärterinn im tiefen Schlafe, und versuchte nicht, ihn zu wecken. Am Morgen, da sie ihn noch in gleicher Lage fand, wollte sie ihn ermuntern; allein vergebens. Nun wurde alles angewandt, was in dieser Absicht für dienlich gehalten wird, allein alle Mühe war umsonst, und er starb um acht Uhr des Morgens.

Bey der Sektion fand man eine Echymosis im Magen; übrigens aber nichts Fehlerhaftes weder in den ersten Wegen, noch im Gehirne.

„ Hier, bemerkt er noch, wurden dreyzehn Gran Opium innerhalb wenigen Stunden ohne nachtheilige Folgen gegeben; dann 240 Tropfen vom flüßigen Laudanum, welche ungefähr neun und einen halben Gran enthalten, ohne daß es eine merkliche Wirkung machte: als er aber am folgenden Tage 320 Tropfen nahm, welche 13 Gran enthalten. — Eine Menge, die er vorher ohne Nachtheil in Substanz genommen — so erfolgten tödliche Wirkungen. Es muß jedoch erinnert werden, daß eine Flasche in seinem Bette gefunden wurde, die noch etwas von einem hitzigen Getränke enthielt, wovon er vermuthlich getrunken hatte. „

Die höchste Gabe, deren sich D. Campbell bediente, bestand in 40 Tropfen. In einigen Fällen mußte er noch 20 bis 30 Tropfen zwey Stunden nachher nehmen lassen, ehe Ruhe darauf erfolgte.

D. Martin Wall redet sehr zum Lobe des Opium; doch auch er hat es nie in derjenigen Dosis gegeben, wie es D. Brown empfiehlt. Ein praktischer Arzt, mit dem ich mich letzt über diesen Gegenstand unterhielte, sagte mir offenherzig, daß er sich des Opium auf diese Art bedient habe, allein er glaubte auch, daß es schädlich gewesen.

wesen. Die Dosis gab er nicht an. Aus eigener, auf mehrere Versuche gegründeter Erfahrung weiß ich, daß das Opium in kleinern Gaben, z. B. von einem halben bis zu einem ganzen Gran, bey Fiebern oft nützlich und nothwendig gewesen ist; allein es zeigte sich doch nicht in allen Fällen heilsam — Ich habe beobachtet, daß es bey einigen, anstatt Schlaf zu verursachen, Unruhe, Schweiß und Durst machte, und daß sie sich in den Nächten, wo sie sich dessen nicht bedienten, besser befanden.

Ueberhaupt genommen, kann ich der Heilungsart des erwähnten Fiebers, durch den reichlichern Gebrauch des Opium, nicht unbeschränkt beypflichten; doch glaube ich, daß es mit gehöriger Behutsamkeit, und mit besonderer Rücksicht auf die Konstitution des Kranken gegeben, vielen Nutzen gewähren kann, und daß man mit Sydenham sagen könne: daß ohne dieses Mittel die Heilkunde mangelhaft seyn würde. (2)

Wenn man an lebenden Körpern Versuche anstellen will, so ist es nicht zu allen Zeiten rathsam, unsere Absicht zu entdecken. Die meisten Kranken sind nichts weniger als geneigt, diese an sich anstellen zu lassen, selbst, wenn die Mittel ganz unschädlich und unschuldig sind. Auch ist man keinesweges berechtiget, blos zur Befriedigung einer thörichten Neugierde einen Kranken Unannehmlichkeiten, vielleicht Schmerzen und Gefahren

fahren auszusetzen, wenn der Versuch keinen Vortheil für die Praxis erwarten läßt.

Nun werde ich meine unmaßgebliche Meinung über den Gebrauch zweifelhafter Mittel vortragen. Lange war es ein Grundsatz der Aerzte: es sey besser ein zweifelhaftes Mittel, als gar keines, anzuwenden. Gegen die unbeschränkte Anwendung dieses Grundsatzes, läßt sich jedoch manches einwenden; denn um ihn bey allen Gelegenheiten in der Praxis ohne Nachtheil befolgen zu können, hierzu wird mehr als mittelmässiger Scharfsinn erfordert.

Meiner Meinung nach muß ein zweifelhaftes Mittel, das man anwenden will, überhaupt von der Art seyn, daß es, wenn es nicht nutzt, auch nicht schaden könne: und wenn wir von dessen Gebrauch einigen Nutzen erwarten wollen, so müssen wir wenigstens wissen, daß es gewisse thätige Kräfte besitzt, die auf eine entweder vermuthete, oder gewisse Beschaffenheit der Organe des Körpers einen heilsamen Einfluß haben können.

Wenn man in zweifelhaften Fällen ohne diese Vorsicht zu Werke geht, so handelt man leichtsinnig; denn selbst durch Vernunftschlüße kann man nie Gewißheit, nur Wahrscheinlichkeit erlangen; die Vernunftschlüße können uns jedoch bey vorkommenden Fällen zum Leitfaden dienen, die uns von einem zweifelhaften auf einen geradern und sicherern

Weg führen. Wahrscheinlichkeit, die auf Thatsachen gegründet ist, zu welchen uns die Sinne leiten, darf nicht verachtet werden, weil sie als ein Grundsatz angenommen werden muß. Eine Arzeney, die in vielen Fällen, wo die Umstände mit denen eines gegebenen Falles ähnlich sind, nützlich gewesen, wird wahrscheinlich auch bey diesen heilsam seyn; wenn man sie aber nicht bey diesen Fällen wirklich mit Nutzen anwenden gesehen, so können wir blos muthmaßlich glauben, daß sie nützen werde. Ueberhaupt kann die Erfahrung allein, den Werth eines Arzeneymittels sicher bestimmen.

Auch wenn man sich bey Kranken, wo unserer Meinung nach, alle Hofnung verlohren ist, und wo man also glaubt, daß man sich auch bey dem traurigsten Erfolg keinen Vorwurf zu machen habe, gefährlicher Mittel blos deßhalb bedient, um ihre Wirkungen kennen zu lernen, kann man irren; denn was die Bestimmung der Tödlichkeit einer Krankheit betrift, hierin ist auch der Weißeste häufigen Täuschungen ausgesetzt, obschon unsere Voraussage durch einen erwünschten Ausgang derselben widerlegt wird.

Vielleicht urtheilt mancher auf folgende Art bey sich selbst: Es ist vergebens, daß ich mich länger um die Erhaltung dieses Kranken bemühe; meine Erfahrungen, meine Kenntnisse können in diesem Falle nichts weiter nützen. Aber ich habe

gehört, daß in gewissen Krankheiten, die mit dieser eine Aehnlichkeit gehabt, dieß oder jenes Arzeneymittel, wenn alle andere nichts mehr würkten, heilsam gewesen. Da nun hier alle Hoffnung verschwunden ist, so kann ich es ohne Anstand versuchen, obwohl es, wie ich sehr gut weiß, ein zweifelhaftes und gefährliches Mittel ist. Es kann schaden; vielleicht bewirkt es aber auch hier, so wie in andern Fällen, eine heilsame Veränderung. Und endlich, da alle andere Mittel vergebens sind, was wage ich dann, wenn ich dieses versuche? Der Ausgang mag seyn wie er will, so verdiene ich keinen Tadel, weil ich höchstens den Tod eines schon sterbenden Menschen beschleunigt habe. Wahrscheinlich hat man so geurtheilt, ehe die Eigenschaften des sogenannten James-Pulver und seine Wirkungen völlig entdeckt waren. Man gab es oft als das letzte Hülfsmittel in fieberhaften Zufällen, und vielleicht sehr oft nicht allein zur Unzeit in jenem Zeitraume der Krankheit, da sie schon einige Wochen angehalten, und der Kranke bereits erschöpft war, sondern auch in einer unschicklichen Dosis. Der Erfolg davon war, daß viele dadurch getödet, obwohl auch einige geheilet wurden. Die glücklichen Fälle wurden öffentlich bekannt gemacht; die unglücklichen aber verschwiegen, oder der Krankheit und nicht der Arzeney zur Last gelegt. Diese Mißbräuche hat man nun, seit

dem

dem die Zusammensetzung und die Eigenschaften dieses Mittels besser bekannt geworden, verbessert, und vielleicht wird damit jetzt mehr Gutes, oder doch weniger Böses gestiftet, da es sich in den Händen vernünftigerer Männer, als vormals, befindet.

Diese Art, bey sich selbst in Ansehung des Gebrauches gefährlicher Mittel zu urtheilen, die so eben angeführt worden, ist dennoch, ungeachtet sie passend zu seyn scheint, zum Theil falsch. Erstens, kann unsere Vorausage ungegründet seyn; denn so lange ein Mensch noch lebt, ist immer noch Hoffnung zur Genesung da, weil die Wirkungen der Natur oft so verborgen liegen, daß der scharfsinnigste Geist sie nicht entdecken kann. Die Erfahrung lehrt sogar, daß diese Wirkungen der Natur, so gefährlich sie nicht etwa blos scheinen, sondern es auch wirklich sind, indem man sie oft mäßigen muß, dennoch einen heisamen Erfolg gehabt haben.

Wenn bey solchen Gelegenheiten ein nachläßiger Beobachter, oder ein unerfahrener Praktiker zu voreilig seinen Kranken als verlohren aufgiebt, so handelt er schlechter als ein Feiger, und verräth nicht blos Furchtsamkeit, sondern auch Unwissenheit; verordnet er aber nun gar, ohne andere Aerzte zu Rathe zu ziehen, und ohne Beystimmung der Freunde des Kranken, eine Arzeney, mit der er ganz unbekannt ist, oder von deren wahrscheinlichen heilsamen Wirkung er zwar etwas gehört, aber

sie gehörig zu beurtheilen nicht fähig ist, so handelt er unrecht, und sollte billig für den Erfolg haften.

In Fällen dieser Art halte ich es für sicherer und gewissenhafter, wenn man die Krankheit lieber größtentheils der Natur überläßt, als gewagte Versuche macht. Am besten ist es, wenn man sodann blos auf die nicht natürlichen Dinge, auf Schlaf, Harn, Stuhlgang, Essen, Trinken, und Ausdünstung Acht giebt, das übrige aber der Natur überläßt. Ich bin überzeugt, daß zu viel Thätigkeit mit wirksamen Arzeneyen mehr Gefahr drohet, als wenn man sich gar keiner bedient, und daß es bey diesen Umständen besser ist, zu wenig, als zu viel zu leisten.

Das Besondere einer jeden Krankheit ist oft so verborgen, daß der durchdringendste Scharfsinn es nicht entdecken kann, und in solchen Fällen ist es wenigstens einleuchtend, daß Arzeneyen, die nur einiger Maßen wirksam sind, dem Kranken eben sowohl schaden als nützen können. Bey dieser Ungewißheit ist es der Klugheit angemessen, blos solche Heilmittel zu verordnen, die keine wesentliche Veränderung bewirken können, und zu gleicher Zeit genau auf die Wirkungen der vorgeschriebenen Diät Achtung zu geben, welche oft das meiste Licht über die allgemeine Natur der Krankheit verbreiten; denn hat man diese erkannt, so ist man eine Stufe näher zur Erkenntniß der besondern vorgerückt.

Das, was bisher gesagt worden, soll jedoch keinesweges eine Empfehlung der Trägheit und Unthätigkeit seyn, noch will ich dadurch von vernunftmäßigen Versuchen, die vielmehr alle Ermunterung verdienen, abschrecken. Wir haben die Beyspiele großer Männer vor uns, die uns zur Nachahmung anreitzen. Beym Militär zeichneten sich John Pringle, Prof. Home, D. Brocklesby, und viele andere durch nützliche Versuche aus, und legten dadurch den Grund zu ihrer nachherigen Praxis.

Ueberhaupt muß es sich jeder Praktiker in solchen ungewissen Fällen zur Pflicht machen, andere von der Fakultät zu Hülfe zu rufen. Er sichert dadurch seinen eigenen guten Ruf, und handelt also vernünftiger, als wenn er voreilig zu zweifelhaften und gefährlichen Mitteln seine Zuflucht nimmt. Seine Vorausſage, wenn er sie auch mit aller möglichen Sorgfalt entworfen, kann fehlerhaft seyn, und er kann also nie genug Vorsicht anwenden.

„ Beträchtliche Verletzungen des Gehirnes, sagt D. Adair, scheinen nothwendig immer eine große Betäubung oder einen völligen Verlust der Sinne, oder der Bewegung zur Folge haben zu müssen; inzwischen giebt es aber doch Fälle, wo keines von beyden letzteren gelitten hat, und wo die Kranken der an dem Gehirne erhaltenen Ver-

wun-

wundungen und Vereiterungen ungeachtet gelebt haben. Bey einem war sogar die Hälfte des Gehirnes zerstört. — Eine Warnung wider die voreilige Voraussagungen.

Der Bischof Newton erzählt von dem ehemals berühmten Pultney, daß dieser, da er mit einem Seitenstechen behaftet war, und von seinen Aerzten, worunter sich auch D. Friend und Broxholme befanden, aufgegeben worden, mit leiser Stimme gestammelt habe: dünnes Bier! dünnes Bier! Man befriedigte augenblicklich sein Verlangen, und that nur etwas von Zitronensäure hinein. Er trank eine Schale voll aus, die zwey Quart enthielt, und da man ihm auf sein Verlangen noch eine reichte, so leerte er auch diese aus. Gleich nachher verfiel er in einen Schlaf und starken Schweiß, welche beyde fast 24 Stunden anhielten. Von nun an erhohlte er sich so schnell, daß wenig Tage darauf sein Arzt es für unnöthig hielte, ihn mehr zu besuchen.

Ich will nun noch ein Beyspiel aus meiner eigenen Erfahrung anführen, wo meine Voraussage zu meinem Vergnügen durch den Ausgang widerlegt wurde. Bey einem Kranken, der schon, in so weit ich es entdecken konnte, seit siebenzehn oder achtzehn Tagen am Typhus krank war, und nun erst Hülfe suchte, waren alle Bemühungen, die Kräfte zu beleben, vergebens. Umsonst hatte ich Chinarinde, Wein, in mehr als gewöhnlicher Menge, und endlich selbst Calomel mit Kampher nach Lysons Art, und andere Mittel gebraucht. So gefährlich seine Umstände auch schienen, so vermied ich doch eine bestimmte Aussage, bis ich mich endlich durch alle Zufälle, die ein nahes Ende droheten, dazu berechtiget hielt. Ich verornete

nichts

nichts mehr, und befahl dem Wärter, ihm nur dann und wann etwas zu trinken zu geben, und verließ ihn, in der Erwartung, bald sein Ende zu hören. Da ich jedoch nichts weiter erfuhr, so besuchte ich ihn am folgenden Morgen wieder, und fand ihn zu meinem Vergnügen im Bette sitzend, und ein wenig Brodsuppe essen. Er erhohlte sich bald, und wurde völlig hergestellt. Auch hieraus erhellt es, wie nöthig es sey, selbst bey den scheinbarsten Todesanzeigen, mit seinen Voraussagen behutsam zu seyn.

„ Ein Arzt, sagt Zimmermann, wenn er den Erfolg einer Krankheit voraussagen soll, kann höchstens sagen, daß dieß oder jenes wahrscheinlich erfolgen werde, und oft ist dieß nicht einmal möglich. Die Wahrscheinlichkeit einer Voraussage gründet sich auf die Erfolge, welche man in ähnlichen Fällen bemerkt, und diese müssen also das Verfahren des Beobachters bestimmen. “

Hippokrates selbst war von der großen Schwierigkeit überzeugt, eine Voraussage mit Wahrscheinlichkeit zu bestimmen, und obwohl er alle Beobachtungen der Eskulapier gleichsam zur Richtschnur hatte, so erkannte er es doch, und gestand offenherzig, daß man leicht getäuscht werden könnte. „ Die Voraussage in hitzigen Krankheiten, sagt er, ist ungewiß, unmöglich ist es aber, zuverläßig und unfehlbar zu bestimmen, ob sie sich mit dem Tode, oder mit der Wiedergenesung endigen werde.

(1) Auch in Deutschland haben mehrere Aerzte, unter dem Nahmen eines sicheren Fiebermittels, Arsenik gegeben, wie denn hier in Wien ein Arzt lebte, der zwar Anfangs den Arsenik nur in solchen Fällen gab, wenn die gewöhnlichen Mittel nichts fruchteten, allein mit der Zeit sich so daran gewohnte, daß

er es in allen Wechselfiebern verordnete, und er rühmte sich dabey, daß bey seiner Behandlung wenige seiner Patienten an Wechselfiebern stürben, ohne jedoch derjenigen Krankheiten Erwähnung zu machen, die sich öfter nach den auf diese Art behandelten Fiebern einfanden, z. B. der Schwindsucht, oder der Bauchwassersucht. Ein anderer jüngst verstorbener Arzt, der die heilsame Wirkung des Arseniks anrühmte, ohne daß er eigene Erfahrungen davon hatte, und also die Gewähr dafür hätte leisten können, drückte sich mit folgenden Worten aus: et jam Parens meus hoc remedio febres americanis indomabiliores debellavit. Ich bin zwar hier nicht geneigt, die Wirkungen des Arseniks bey der Fieberkur, gegen die Erfahrungen mehrerer Aerzte zu läugnen; allein ich werde auch nie mit dem V. behaupten, daß die Einwendung gegen den Gebrauch des Arseniks, es sey eines der heftigsten Gifte in der Natur, für die unerheblichste zu halten sey, und man dürfte sich deshalb nicht scheuen, Versuche damit anzustellen.

Bey der österreichischen Armee müssen die Chirurgen sich eidlich verbinden, kein Arsenikalpräparate, unter was immer für einem Vorwande es sey, zu verordnen.

(2) Der häufige Gebrauch des Opium in manchen Fällen ist von einigen Aerzten in England vielleicht zu voreilig empfohlen worden, und man hat, ohne eine hinlängliche Anzahl von Beobachtungen darüber gesammelt zu haben, demselben Wirkungen zugeschrieben, die man bey dessen Gebrauch nicht immer bemerkt hat. D. Brown und einige seiner Anhänger geben das Opium in einer solchen Dosis, die in unseren Gegenden wo nicht allezeit, doch meistens, üble Folgen verursachen würde. Die mindere Wirkung desselben schreibt man der Gewohnheit, hitzige Getränke zu sich zu nehmen, zu; wie dann die Weintrinker bey uns allezeit eine größere Dosis davon, als andere, vertragen können.

---

gedruckt, bei G. Trummer.

Karl Krausbart
Buchbinderei
Straßlach
Kellerstr. 9, Tel. 08170/321

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Hamilton, Robert,

R. Hamilton Über die Pflichten der Regimentschirurgen

Wien 1790
Chir. 120
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10391216-9
VD18 10666656